

André Biakowski,
Martin Halotta,
Thilo Schöne (Hrsg.)

ZWISCHEN KOMMEN UND BLEIBEN



Ein
gesellschaftlicher
Querschnitt zur
Flüchtlingspolitik

Mit einem Vorwort von
Heiko Maas

**FRIEDRICH
EBERT**

STIFTUNG

Forum Berlin

André Biakowski, Martin Halotta,
Thilo Schöne (Hrsg.)

ZWISCHEN KOMMEN UND BLEIBEN

Ein gesellschaftlicher Querschnitt
zur Flüchtlingspolitik

Mit einem Vorwort von
Heiko Maas

**FRIEDRICH
EBERT 
STIFTUNG**
Forum Berlin

Impressum

Herausgegeben von André Biakowski, Martin Halotta, Thilo Schöne/FES
Lektorat: Corinna Alt

© Friedrich-Ebert-Stiftung, Forum Berlin 2016
Hiroshimastraße 17, 10785 Berlin
ISBN 978-3-95861-552-6

Gestaltung/Satz: Heike Wächter, Berlin
Druck: bub • Bonner Universitäts-Buchdruckerei

Grafik Titel: Mehrdad Zaeri-Esfahani
Fotos: Thom Held (S. 145, S. 147)
Foto Heiko Maas: Werner Schuering
Quelle: http://www.bmjv.de/DE/Pressestelle/Pressebilder/Pressefotos_node.html, Foto1

Die in dieser Publikation zum Ausdruck gebrachten Ansichten sind nicht notwendigerweise die der Friedrich-Ebert-Stiftung sowie der Mitherausgeber. Eine gewerbliche Nutzung der von der FES herausgegebenen Medien ist ohne schriftliche Zustimmung durch die FES nicht gestattet.

INHALT

- 13 **Zeit für einen neuen Anfang**
Vorwort Heiko Maas
Bundesminister der Justiz und für Verbraucherschutz
- 18 **Die Suche nach einem weiten Blick**
Vorwort der Herausgeber
André Biakowski • Martin Halotta • Thilo Schöne

KAPITEL 1 • WERTE

- 22 **Die Würde des Menschen auf der Flucht**
Imre Török
- 30 **Der hohe Preis der Meinungsfreiheit**
Gino Leineweber
- 35 **Wir müssen den Menschen sehen**
Kübra Gümüşay
- 40 **Mein Feind ist doch ein Mensch**
Dr. Gábor Lengyel
- 47 **Bemerkungen zur Lage unserer Tage**
Aiman A. Mazyek
- 53 **Integration und Interreligiöser Dialog:**
Herausforderungen für die Kirche
Bischof Dr. Gerhard Feige

INHALT

- 63 **Wir brauchen einen langen Atem ...**
Vom stetigen Einspruch des Fremden in das Eigene
Bischof Dr. Dr. h. c. Markus Dröge
- 69 **Die Flüchtlingskrise aus den Augen eines Kindes**
Johanna Böshans
- 72 **Der Eintritt kostet nur ein *High Five***
Ein Interview mit Culcha Candela
Klaus Marschall
- 80 **Sei Du selbst der erste Funke**
Florian Molzahn
- 88 **Fremd im eigenen Krank**
Amewu • Semhar Ghide
- 98 **Demokratische Wertevermittlung in der Arbeitswelt**
Giovanni Pollice
- 103 **Ich möchte Dich nicht sehn**
Michael Witte
- 105 **Wenn das Hirn das Herz nicht warm kriegt**
Michael Witte

INHALT

KAPITEL 2 • EUROPA

- 110 **Es braucht europäischen Mut**
Dr. J. Olaf Kleist
- 123 **Abschottung in Paragrafenform**
Wiebke Judith
- 131 **Europa und die deutsche Flüchtlingspolitik**
Zwischen Solidarität, Renationalisierung und medialer
Verantwortung – Abschrift eines Streitgesprächs
Prof. Dr. Gesine Schwan • Dr. Peter Frey
- 142 **Wenn die Würde nicht sterben kann**
Die Kinder, Frauen und Männer von Idomeni
Thom Held
- 150 **Man muss radikal sein**
Jeannette Hagen
- 157 **Auf der Suche nach Augenhöhe**
Mit *Soup and Socks* in Athen
Miriam Hapig

INHALT

KAPITEL 3 • FLUCHT

- 170 **Kurz und bündig: kein Problem**
Bernhard Hoëcker
- 172 **Migrationsforschung – eine Orientierungssuche**
Prof. Dr. Hannes Schammann
- 177 **Mit Blick aufs Meer**
Nadia Kailouli
- 184 **Mein Fluchthelfer, meine Muttersprache und mein Herz**
Doğan Akhanlı
- 193 **Ich habe wohl Glück gehabt**
Khaled Al Rifai
- 196 **Gesicht im Sand**
Marek Heindorff

INHALT

KAPITEL 4 • INTEGRATION

- 204 **Integration in Lebensstile: Beheimatung im Alltag**
Prof. Dr. Wolfgang Kaschuba
- 209 **Vom Krisenmodus zur Integrationsstrategie**
Rheinland-pfälzische Erfahrungen und Strategien
in der Flüchtlingspolitik
Miguel Vicente
- 216 **Cottbus für alle**
Dr. Martina Münch
- 220 **Menschenrechtlicher Schutz von Flüchtlingen ohne
Bleibeperspektive**
Im Rahmen einer Rückführung/Abschiebung
Maren-Kathrin Diekmann
- 228 **Zwischen den Zeilen**
Birgit Lang
- 234 **Wir fahren in den Urlaub, aber sag es niemandem**
Mehrddad Zaeri-Esfahani
- 244 **Berlin-Esperanto**
Oder: 8 Wege, das Selbstwertgefühl von Menschen zu
zerstören, die die deutsche Sprache erlernen
Rasha Abbas

INHALT

- 251 **Dresden hat die Haare schön**
Frauke Angel
- 257 **Gelebte Integration im Alltag**
Petra Köpping
- 262 **Ein Tag im Grenzdurchgangslager Friedland**
Eva Lutter
- 272 **Die medizinische Versorgung und Integration**
Dr. Jürgen Rissland • Dr. Ute Teichert
- 279 **Geschabte Spätzle für Ahmad**
Lea Gronenberg
- 283 **Ich tue zu wenig**
Neil Malik Abdullah
- 289 **Vierbettzimmer mit Flüchtling**
Widmar Puhl

INHALT

KAPITEL 5 • HEIMAT

- 294 **Die Wärme von Aleppo und Damaskus in Berlin**
Dr. Raid Wahiba
- 298 **Ein Stück Heimat in Berlin**
Hannah Newbery
- 309 **Heimat ist, wo man sich selbst findet**
Kefah Ali Deeb
- 313 **Letter 2 Syria**
Abdalmassih Christiano Alhayek
- 316 **Letter 2 Germany**
Abdalmassih Christiano Alhayek
- 320 **Egal wo ich bin, meine Mutter ist meine Heimat**
Maya Hanano



ZEIT FÜR EINEN NEUEN ANFANG

Vorwort von Heiko Maas,

Bundesminister der Justiz
und für Verbraucherschutz

Seit dem Sommer 2015 sind mehr als eine Million Menschen nach Deutschland gekommen. Dieses Buch gibt zumindest einigen von ihnen Namen und Gesichter und erzählt ihre Geschichten. Es ist keine „Flüchtlingswelle“ und keine Flut, die über uns hereingebrochen ist, sondern es sind Menschen gekommen, Menschen wie die 20-jährige Maya oder der Wirtschaftswissenschaftler Dr. Raid Wahiba, die beide aus der umkämpften syrischen Stadt Aleppo geflohen sind. Wir lesen in diesem Buch über die Torturen der Flucht, die Menschen wie Maya und Dr. Wahiba auf sich genommen haben, um zu Fuß oder auf kleinen Schlauchbooten über das Meer nach Europa zu kommen. Niemand entscheidet sich aus einer Laune heraus, seine Heimat zu verlassen. „Fluchtursachen“, das ist mehr als ein Wort, das sind menschliche Schicksale. Für viele Deutsche, die seit 70 Jahren in Frieden und Wohlstand leben, eröffnet dieses Buch eine andere, ungewohnte Perspektive – und es bricht mit der Einteilung in „die“ und „wir“. Wenn man Geflohene nicht als Masse, als ab-

strakte Zahl wahrnimmt, sondern den einzelnen Menschen mit seinem persönlichen und oft bewegenden Schicksal kennenlernt, dann ist das das wirksamste Programm gegen Angst und Fremdenfeindlichkeit, das ich mir vorstellen kann.

Sicherlich: Die Aufnahme, Versorgung und Integration all dieser Menschen ist eine große Herausforderung für unser Land. Aber wer in Europa hätte den Menschen in Not helfen sollen, wenn nicht wir Deutschen? Unsere Wirtschaft wächst stetig, die Arbeitslosigkeit ist auf dem tiefsten Stand seit der Wiedervereinigung, die Löhne und Renten steigen. Vielleicht muss der ein oder andere das Training seines Sportvereins verlegen, weil aus Turnhallen Notunterkünfte wurden. Vielleicht gibt es in der Nachbarschaft ein neues Wohnheim und in der Straße neue Gesichter. Aber niemand hat deswegen seinen Job verloren, niemand wurde gezwungen, etwas abzugeben und zu teilen. Im Gegenteil: Die Geflohenen sind ein Gewinn für Deutschland. Die fünf Wirtschaftsweisen gehen davon aus, dass 100.000 Menschen, die sich dauerhaft in Deutschland niederlassen, langfristig das Wirtschaftswachstum um 0,2 bis 0,4 Prozent erhöhen. Gerade auf dem Land, wo der demografische Wandel bereits Spuren hinterlässt, wo der Weg zur Schule oder zum Arzt länger wird, sorgen Zuwanderer für neue Perspektiven. Neue Jobs entstehen und manche Grundschule, die kurz vor der Schließung stand, freut sich über neue Kinder. Schülerinnen und Schüler, die oftmals voller Wissensbegier sind und darauf brennen, endlich in Frieden lernen zu können.

Aber es gibt auch die andere Seite: Obwohl es vielen Menschen in Deutschland heute so gut geht wie lange nicht, sind Pegida, AfD und Co. damit erfolgreich, Ängste zu schüren und Stimmung zu machen. Stimmung gegen den Euro, gegen die Flüchtlinge und jetzt gegen den Islam. Wer mit Ängsten Politik macht, der will keine Lösungen für reale Probleme, der braucht nur einen Sündenbock und ein Objekt seiner Frustrationen, und das können wahlweise Brüsseler Politiker, syrische Asylbewerber oder Frauen mit Kopftuch sein.

Das mag irrational sein, aber es entlastet die Politik nicht davon, sich mit den realen Problemen auseinanderzusetzen. Auch wenn die Antworten der Rechtspopulisten falsch sind, manche Fragen, die sie stellen, sind es nicht. Wenn von der Alternativlosigkeit der Politik die Rede ist, von der Macht der Finanzmärkte oder der Hilflosigkeit demokratischer Politik, die entgrenzte Märkte nicht mehr regulieren kann, dann fühlen sich Menschen verständlicherweise der Globalisierung ausgeliefert. Wie verunsichert unser Land zurzeit ist, das lässt sich ja auch an vielen Einträgen im Internet ablesen. Und wie oft diese Verunsicherung inzwischen in Gewalt umschlägt, das sagt uns die Kriminalstatistik. 2015 ist die Zahl der politisch motivierten Gewalttaten um 30 Prozent gegenüber dem Vorjahr gestiegen. Extremismus und Fremdenfeindlichkeit kriechen bis weit in die Mitte unserer Gesellschaft. Das ist alarmierend.

Klar ist, dass bei Gewalt jede Toleranz endet. Auch der Aufruf zu Angriffen gegen Flüchtlinge ist keine Meinung, sondern eine Straftat. Da brauchen wir die ganze Härte unseres Rechtsstaates. Aber das allein wird nicht reichen, diesen Kampf zu gewinnen. Unsere demokratische Kultur braucht neuen Schwung, und da sind wir alle gefragt:

1. Wir müssen den Rechtspopulisten zeigen, dass sie nicht „das Volk“ sind. Dieses Buch tut es, denn es setzt der Willkommenskultur ein literarisches Denkmal. Hier kommen diejenigen zu Wort, die dafür gesorgt haben, dass die Geflohenen nach Krieg, Terror und Flucht gut in Deutschland ankommen können. Dieses Buch würdigt all die Menschen, die helfen, Möbel, Kleider und Spielzeug zusammentragen, bei Wohnungssuche und Behördengängen dabei sind, die Deutschunterricht geben, Benefizkonzerte und Sportturniere organisieren. Und es zeigt auch die Menschen, die mit ihren Hilfsgütern nach Idomeni, Athen oder Lesbos reisen und vor Ort helfen. Ich finde, dieses Buch ist ein beeindruckendes Zeugnis der Solidarität, Nächstenliebe und Mitmenschlichkeit – und das sollten die leitenden Werte für alle Deutschen sein.

2. Wir müssen den wirren Ängsten der Rechtspopulisten eine klare Vision gegenüberstellen, wie die Integration so vieler Menschen gelingen kann. Wir wollen, dass alle, die hier auf Dauer bleiben, möglichst schnell eine Wohnung und Arbeit finden, hier Steuern zahlen und sich für unsere Gesellschaft verantwortlich fühlen? Dann dürfen wir nicht darauf bauen, dass Integration von selbst läuft. Wir müssen etwas dafür tun, mit Sprachkursen, Jobs und vor allem mit Begegnungen. Dazu müssen wir mit den Geflohenen erst einmal ins Gespräch kommen – wie das geht, zeigt dieses Buch an vielen Beispielen sehr eindrucksvoll.
3. Wir dürfen über die neuen Aufgaben die alten nicht aus dem Blick verlieren. Bezahlbarer Wohnraum in den Metropolen, die wachsende Vermögensungleichheit, immer mehr Niedriglohnjobs und die Steuerflucht vieler Großkonzerne – all das beschäftigt uns nicht erst seit dem Sommer 2015. Die Geflohenen sind aber ein Anstoß, diese Probleme mit noch mehr Energie anzupacken. Wir müssen dafür sorgen, dass sie nicht als Lohndrücker eingesetzt werden, wenn sie auf den Arbeitsmarkt drängen. Wir brauchen für die Willkommensklassen mehr Personal in Kitas und Schulen. Es muss mehr bezahlbaren Wohnraum für alle geben – allein der Bund wird dafür bis 2019 fast fünf Milliarden Euro bereitstellen. Um die Ursachen von Flucht und Not zu beseitigen, müssen wir international handlungsfähiger werden – das gelingt nicht mit neuem Nationalismus und Isolation, sondern dadurch, dass Europa endlich mit einer Stimme spricht und gemeinsam hilft.
4. Wir brauchen auch eine Verständigung darüber, was Deutschsein heute ausmacht. Wie können wir friedlich miteinander zusammenleben, wenn unser Land vielfältiger wird – an Hautfarben, Religionen und kulturellen Prägungen? In diesem Buch erfahren wir auch, wie Menschen, die nach Deutschland geflohen sind, die Deutschen erleben. 14 Beiträge drehen sich um unsere Werte. Dabei zeigt sich:

Deutschland ist für die Geflohenen ein Sehnsuchtsort, weil sie hier erstmals frei und gleichberechtigt leben können, weil hier die Würde jedes einzelnen Menschen geachtet wird, weil hier nicht Krieg und Terror herrschen, sondern jeder in Frieden leben kann. Manchen Deutschen würde es guttun, ihr Land einmal mit den Augen der Geflohenen zu sehen – dann wüssten sie besser, wie wertvoll Demokratie und Rechtsstaat sind. Dass diese Werte von Rechtspopulisten zerstört werden, werden wir niemals zulassen.



Heiko Maas

Bundesminister der Justiz und für Verbraucherschutz

DIE SUCHE NACH EINEM WEITEN BLICK

VORWORT DER HERAUSGEBER

André Biakowski • Martin Halotta • Thilo Schöne

In was für einem Deutschland leben wir aktuell? Und in was für einem Land werden und wollen wir künftig leben? Diese Fragen stellt man sich normalerweise im Alltag wohl eher selten. Doch die Entwicklungen in der Flüchtlingspolitik seit 2015 lassen es nicht zu, sich in seine Alltagswelt zurückzuziehen und so zu tun, als betreffe einen all das, was um einen herum geschieht, was täglich in den Nachrichten gezeigt und in den sozialen Netzwerken kommentiert wird, nicht selbst. Im Zentrum der Debatte stehen Menschen aus Syrien, dem Irak, Afghanistan und anderen Ländern, die ihre Heimat verlassen müssen und sich unter Lebensgefahr auf den unsicheren Weg nach Europa begeben, um Schutz, eine Perspektive und vielleicht eine neue Heimat zu finden. Die Menschen kommen nach Deutschland, viele, um zu bleiben. „Zwischen Kommen und Bleiben“ gilt es, einen Weg zu finden – für die Zufluchtsuchenden und für die Aufnahmegesellschaft.

In den politischen Debatten – auf der Suche nach einem richtigen Weg – scheint sich die Gesellschaft zu spalten. Zum einen gibt es die Menschen, die teils in ihrer beruflichen Funktion, teils privat alles in ihrer

Macht Stehende tun, um die Geflüchteten willkommen zu heißen und ihnen bei der Eingewöhnung zu helfen. Jene, die mit einem unglaublichen, teils ehrenamtlichen Engagement strukturelle Lücken der staatlichen Organisation füllen und damit ein gesellschaftliches Statement formulieren: „*Refugees Welcome!*“ Demgegenüber stehen Teile der Bevölkerung, die sich angesichts der neuen Situation von diffusen Ängsten überwältigen lassen und – angestachelt durch AfD oder Pegida – in Wutbürger verwandeln, aus der Überzeugung heraus, etwas verteidigen zu müssen, das ihnen vermeintlich von den Geflüchteten weggenommen werden würde.

Sich aktuellen Veränderungen bewusst zu werden, ist der erste Schritt zum Handeln. Aus dieser Überzeugung heraus taten sich André Biakowski und Martin Halotta Ende 2015 zusammen. Jedoch nicht, um einfach nur ein weiteres Buch zum Thema „Flucht“ herauszugeben, sondern um ein umfassendes Bild der gegenwärtigen Verfassung unseres Landes zu skizzieren. Der Anspruch dabei: möglichst viele und unterschiedliche Stimmen zu einem bundesweiten Querschnitt zu vereinen, welcher als Buch mit ganz verschiedenen Beiträgen zu differenzierten Diskussionen über die Flüchtlingspolitik einlädt.

Ohne Frage: eine Herkulesaufgabe. Umso erfreulicher, dass ab Anfang 2016 die Friedrich-Ebert-Stiftung mit Thilo Schöne als Mitherausgeber die ursprüngliche Intention auf ein größeres Parkett stellte und das Buch durch ihre Netzwerke bereicherte. Daraus entstand eine gleichberechtigte Kooperation, die das Ihnen vorliegende Buch maßgeblich prägte. Das geschah aber nicht zufällig, sondern folgte dem Leitgedanken des Stiftungszweckes, die politische und gesellschaftliche Bildung von Menschen aus allen Lebensbereichen im Geiste von Demokratie und Pluralismus zu fördern. Die Friedrich-Ebert-Stiftung will dabei im Bereich Migration – genau wie dieses Buch – den Menschen eine Stimme geben, die im Alltag kaum in der Öffentlichkeit gehört werden.

In den zurückliegenden zwölf Monaten haben wir uns sehr intensiv mit dem Thema „Flucht“ auseinandergesetzt. Wir haben unterschiedliche

Menschen aus verschiedenen gesellschaftlichen Bereichen mit diversen Hintergründen und Lebensentwürfen angefragt, uns mit ihnen getroffen, mit ihnen telefoniert, ihnen zugehört, mit ihnen diskutiert, ihnen widersprochen und mit ihnen an den Texten für das vorliegende Buch gearbeitet. Manche Geschichten haben uns berührt, andere zum Nachdenken, zum Überdenken eigener Standpunkte bewegt oder neue Teilaspekte vor Augen geführt, die wir bisher in unseren Reflexionen nicht berücksichtigt hatten. An dieser Stelle möchten wir uns bei allen Verfassern der vorliegenden Beiträge sowie bei dem Illustrator Mehrdad Zaeri-Esfahani für die Unterstützung des Buchprojektes herzlich bedanken. Gemeinsam haben wir etwas Wichtiges für unser Heute und Morgen geschaffen.

Wer in diesem Buch ein Patentrezept für die aktuelle Flüchtlingssituation in Deutschland sucht, wird enttäuscht werden. Dieses Buch erhebt nicht den Anspruch einer kompletten Bearbeitung des Themas. Nein, es nimmt die Perspektive beider Seiten ein: derer, die zu uns gekommen sind und derer, die sie aufnahmen. Was dieses Buch bietet, ist ein verfeinertes Bild, eine weitere Vielfalt an Argumenten, Ansichten, Darlegungen und auch Zuspitzungen als Basis für gemeinsame Diskussionen. Und genau dies ist es, was wir als Herausgeber den Leserinnen und Lesern dieses Buches mitgeben möchten: das Kennenlernen, das Zuhören, das Ausredenlassen des Anderen, sodass daraus ein Dialog entstehen kann, um letztlich gemeinsam die Frage beantworten zu können, wie wir in Zukunft in diesem Land leben wollen und auch werden.

KAPITEL 1

WERTE

DIE WÜRDE DES MENSCHEN AUF DER FLUCHT

Imre Török

Menschen sterben in Kriegen, Bürgerkriegen, humanitären Katastrophen, andere können fliehen vor Tod, Terror, politischer und wirtschaftlicher Unterdrückung, fliehen nach Europa, hilfeschend, schutzsuchend.

Flucht und Schutzbegehren gab es stets in der Geschichte, das Ausmaß der Fluchtbewegung wuchs in der zweiten Dekade des 21. Jahrhunderts überdimensional an, augenfälliger denn je in Europa seit dem Zweiten Weltkrieg.

Ab 1976 habe ich über mehrere Jahre hauptberuflich Flüchtlingsarbeit geleistet. Die Menschen flohen zu jener Zeit hauptsächlich aus Südamerika, Afrika, Iran, Fernost, aus der Sowjetunion und Osteuropa, zum Teil kamen sie als Spätaussiedler nach Deutschland. Die Einrichtung, in der ich gearbeitet habe, kümmerte sich um die notwendigen Belange dieser Menschen, darunter Asylanträge, Sprachunterricht, Freizeitgestaltung und bot schließlich Hilfe bei der Arbeitssuche, mit Unterstützung der entsprechenden Behörden.

Ende 2014 habe ich eine Reise an die syrische Grenze bei Kobanê unternommen, habe mich dort über die Situation informiert, nicht zuletzt in Flüchtlingscamps. Auf meine Erfahrungen, Eindrücke und Gedanken an der „Pforte der Hölle“ werde ich ausführlicher eingehen.

Eine weite Lebensspanne, um sich mit Fragen der Würde des Menschen auf der Flucht auseinanderzusetzen. In all den Jahrzehnten galt und gilt auch heute die von der UN-Generalversammlung 1948 verabschiedete „Allgemeine Erklärung der Menschenrechte“, deren Artikel 14 unmissverständlich sagt: „Jeder hat das Recht, in anderen Ländern vor

Verfolgung Asyl zu suchen und zu genießen.“ Exil werden die wenigsten Menschen „genießen“ (im englischen Text der UN-Deklaration der Menschenrechte „to enjoy“) und der weite Weg in ein aufnahmeberechtigtes Land gleicht einem Spießbrutenlauf, einem tödlichen Kampf mit den Elementen. Das Mittelmeer, das *Mare Nostrum* des antiken Römischen Reiches und des heutigen Europas, ist zu einem „Mare Monstrum“ der Gegenwart geworden, ein Massengrab elendig ertrunkener Asylsuchender. Zu lange gefiel sich Europa in der bequemen Rolle, die Schuld am Massensterben einzig dem miesen Milliardengeschäft der Schlepper anzulasten, statt selber Milliarden in die Hand zu nehmen, um zügig menschenwürdige Lösungen zu erarbeiten. Auch auf der sogenannten Balkanroute, auf der lebensgefährlichen Überquerung des Meeres zwischen der Türkei und Griechenland, auf dem Leidensweg ins christliche Mitteleuropa, wurde die Würde der Flüchtenden alsbald nationalen Eigeninteressen geopfert.

Die schätzenswerte Willkommenskultur in Deutschland und in einigen anderen Ländern musste andernorts nationalistischer Willkür weichen. Rechte und rechtsextreme Demagogen gewinnen nun in weiten Teilen des Kontinents die Oberhand, und das Abendland gestaltet sein selbstverschuldetes Desaster. Bei der „Neuerfindung“ des Stacheldrahts gegen Fliehende übernahm Ungarn die Vorreiterrolle. Mittlerweile gleichen europäische Ländergrenzen oft den Grenzbefestigungen während des Kalten Krieges.

Ungarn war meine Heimat, die meine Familie und ich als Jugendlicher aus politischen Gründen verlassen hatten. Eigene Lager- und Exilerfahrung prägt eine Weltsicht, in der Empathie und Mitwisserschaft mit Flüchtenden und der Zorn auf nationalistische Überheblichkeit miteinander wetteifern, wenn von „Flüchtlingskrise“ die Rede ist. Vielmehr muss angesichts des Elends Fliehender von einer Krise, von einer Katastrophe in der länderübergreifenden Wahrung von Menschenrechten und Menschenwürde gesprochen werden. Es hat in den vorangegangenen Jahrzehnten durchaus auch Probleme bei der Aufnahmebereitschaft und beim Umgang mit Exilsuchenden gegeben. Doch kann ich rückblickend auf die

1970er und folgenden Jahre für Deutschland von einer eher positiven Entwicklung sprechen. Sehr viele der damals hierzulande Angekommenen haben nach einigen schweren Jahren der Integration ihren Lebensweg gefunden. Bestürzend ist allerdings, dass gerade nach der Wiedervereinigung in Deutschland ein hochgefährlicher Fremdenhass aufflammte, der mittlerweile zu einem Flächenbrand zu werden droht.

Die Anzahl der Schutzsuchenden allein erklärt diese fremdenfeindliche Missachtung des Lebensrechts der Fliehenden nicht, auch und erst recht nicht die überstürzte Abschottung Europas. Wenn ein Kontinent mit über 500 Millionen Einwohnern in weiten Teilen mit wachsender Panik, Demagogie und mit gewaltbereiter Abwehr auf die Aufnahme weniger Millionen Schutzsuchender, gerecht auf Länder verteilt, reagiert (die Türkei allein beherbergt im Frühjahr 2016 2,7 Millionen Syrienflüchtlinge), müssen wir auch nach anderen Gründen der europäischen Inhumanität fragen.

Ein knappes Jahr, bevor der große Exodus aus Syrien und den Nachbarländern auch Europa erreicht hatte, reiste ich an die türkisch-syrische Grenze. Die umkämpfte Stadt Kobanê stand kurz davor, von den sogenannten IS-Milizen eingenommen zu werden, und wehrte sich heldenhaft gegen die wohl schlimmste Form fanatischer Barbarei seit dem Hitlerfaschismus.

Die mit mir befreundete kurdische Dichterin Arzu Demir, Mitglied des türkischen PEN, war Mitinitiatorin des internationalen Projekts *„For Peace and Humanity. Solidarity with Kobane“*. Diese Gruppe kurdischer und türkischer Autorinnen und Autoren hatte mich als damaligen Bundesvorsitzenden des deutschen Schriftstellerverbands dazu eingeladen, bei dem Friedensprojekt mitzuwirken.

In der mehrsprachig verfassten Proklamation hieß es unter anderem: *„Das Blut, das in Kobane und in der Region Rojava vergossen wird, ist nicht nur das Blut kurdischer Menschen, sondern das Blut der Menschheit. Grundsätzliche humanistische Werte, Menschenrechte, die von Kulturen, Völkern, Religionen und Weltanschauungen geschaffen wurden,*

werden gewaltsam verletzt. Unser Engagement als Schriftsteller ist ein Kampf um das Recht aller Menschen auf ein ehrwürdiges Leben.“

Wir fanden es unzureichend, uns nur aus Medien über die Lage nah an und in Syrien zu informieren, und wir wollten unsere Eindrücke literarisch verarbeiten. Die nicht ungefährliche Reise, unsere anschließenden Veranstaltungen in der Türkei und später auch in Deutschland sowie das in der Türkei erschienene Buch über Flüchtlingsschicksale sind ein Kapitel für sich. Hier will ich auf Begegnungen und Erlebtes in unmittelbarer Nähe von Kobanê eingehen.

Eine der sicherlich bedrückendsten Erfahrungen in meinem Leben: in Hör- und Sichtweite der Detonationen in Kobanê mit Frauen, Kindern, alten Leuten zu sprechen, die erst vor kurzem dem Inferno mit knapper Not entkommen waren. Das Ausmaß der Gräueltaten, was diese Menschen eben noch erlebt hatten, war allein zuhörend kaum zu verkraften. Sie aber haben es erlebt, überlebt. Sehr viele ihrer Angehörigen nicht. Zahllose Frauen sind von IS-Banden vergewaltigt und dann geköpft worden. Männern wurden Füße abgehackt, man ließ die Massakrierten auf syrischer Erde verbluten. Dörfer in der Umgebung von Kobanê wurden niedergebrannt, die Opfer rannten buchstäblich um ihr Leben.

Erst als auch die von IS-Kämpfern zerbombte Stadt keinen Schutz bieten konnte, weil die Verteidiger um jeden Straßenzug, um jedes Haus kämpfen mussten, erst dann verließen viele Frauen und Kinder die Kampfzone.

Im türkischen Ort Suruç, vier Kilometer von Kobanê entfernt, haben Zehntausende Syrienflüchtlinge in Camps einen ersten Unterschlupf gefunden. In Suruç war mehrmals täglich das Wehklagen zu hören, wenn die jenseits der Grenze Gefallenen hier beerdigt wurden. Die Kommunalverwaltung gab sich größte Mühe, die etwa 50.000 Flüchtlinge allein in dem kleinen Ort (an die 200.000 lebten in Camps in der näheren Umgebung) zu versorgen. Zelt an Zelt, dicht, über 200 allein in einem der mehreren städtischen Flüchtlingslager. Zwischen den Zelten an den Leinen nasse Wäsche. Es hatte geregnet, Pfützen und Matsch auf den Wegen. In den Zelten von der Größe einer schrägen Dachkammer lebten oft zwei,

drei Frauen und deren Kinder. Diese Familien besaßen nur das, was sie auf der Flucht selber tragen konnten. Trinkwasser holten sie von einer Waschstelle. Die Kommunalverwaltung vermochte nur karge Mahlzeiten zu liefern. Sie tat das Menschenmögliche, doch es fehlte an finanziellen Mitteln. Einheimische, selber nicht wohlhabend, halfen ihren Möglichkeiten entsprechend. Ich sah einen Bauern mit seinem abgetakelten Pferdefuhrwerk ins Camp einfahren, er brachte Obst und Gemüse. Er selber ärmlich gekleidet, aber er verschenkte das Gebrachte. Die Solidarität der Ärmsten untereinander.

Der Winter nahte, mit mehr Nässe und Kälte. Niemand wusste, wie es weitergehen würde. Unsere Autorengruppe saß auf dem Teppich in Zelten, wir hörten uns immer und immer wieder grauenhafte Erzählungen von der Flucht an. Die Geflohenen konnten schier nicht aufhören zu berichten und sagten: „Die ganze Welt muss von der Barbarei der IS-Banden und von den Verbrechen des Assad-Regimes erfahren.“

Sie kochten uns Tee auf einem kleinen Kocher in der Ecke des Zeltens, boten uns Zigaretten an, die sie selber von Ortsbewohnern geschenkt bekommen hatten. Wenn wir beklommen nach der Zukunft fragten, lautete die stolze Antwort, dass sie ausharren und so bald wie möglich nach Syrien zurückkehren werden, um ihre Dörfer und Städte wieder aufzubauen.

In jenen Tagen war es ganz ungewiss, ob und wann Kobanê und Nordsyrien von den mörderischen IS-Horden würden befreit werden können. Ebenso unabsehbar war es, wann die Bombardierungen der Zivilbevölkerung in anderen syrischen Regionen durch das Militär des Assad-Regimes ein Ende nehmen, wann die Folterkammern geöffnet werden würden. Die Vernichtung der eigenen, oppositionellen Bevölkerung durch die Truppen des syrischen Diktators dauerte seit 2011 an. Der Bürgerkrieg im Land wurde Jahr um Jahr verworrener. Die Hauptleidtragenden und Opfer des mörderischen Konflikts war jedoch eindeutig die Zivilbevölkerung.

Und diesen Menschen weigert sich Europa, in ausreichendem Maße Schutz zu gewähren?

In Flüchtlingscamps rund um Syrien lebten und leben Millionen von Menschen in ähnlich kärglichen oder in noch menschenunwürdigeren Verhältnissen als in Suruç. Die Verhältnisse in den Camps sind mit jener relativ „komfortablen“ Situation zu der ersten Zeit, als ich Flüchtlingsarbeit in Deutschland geleistet habe, nicht zu vergleichen. Dennoch blieben die meisten Kriegsflüchtlinge in der Region und haben dort ihre Rückkehr in ihre Heimat abwarten wollen.

Seite an Seite mit dem Assad-Regime und dem sogenannten IS trägt die internationale Gemeinschaft eine große Verantwortung dafür, dass die Menschen schließlich jede Hoffnung und Geduld verloren hatten und sich scharenweise auf den Weg nach Europa aufgemacht haben. Wer vermag schon seelisch und materiell jene extreme, existenzielle Notsituation auszuhalten, die Jahre lang in Syrien und in den Flüchtlingscamps rund um das Land geherrscht hat und auch fünf Jahre später ohne konkrete Aussicht auf Besserung vorherrscht?

Flüchtlingshilfsorganisationen oder der Bericht des Flüchtlingshochkommissariats der Vereinten Nationen *„Living in the Shadows“* haben wiederholt auf die dramatische humanitäre Krise hingewiesen. Die Forderung nach internationaler finanzieller Unterstützung, um den Menschen in den Camps das Lebensnotwendigste gewähren zu können, verhallte ungehört. „Falls die internationale Gemeinschaft nicht ihre Unterstützung für die Flüchtlinge erhöht, werden die Familien gezwungen sein, noch drastischere Wege zu gehen“, prophezeite UN-Flüchtlingskommissar António Guterres bei seinem Besuch Anfang 2015 in Jordanien. In diesem Land leben allein über 600.000 syrische Flüchtlinge.

Und Europa stöhnt, wenn es das Doppelte oder Dreifache von Heimatlosen aufnehmen soll?

UN-Generalsekretär Ban Ki-moon hat auf der Flüchtlingskonferenz der Vereinten Nationen im März 2016 angesichts der *„größten Flüchtlings- und Vertreibungskrise unserer Zeit“* zur weltweiten Solidarität aufgerufen. Die Konferenz endete mit einem kläglichen Ergebnis.

Jedoch zeigt die feige und weitgehend auf nationalistische Eigeninteressen bedachte Politik vieler europäischer Staaten nicht erst seit der

Ankunft fliehender Menschen auf unserem Kontinent ihr menschenverachtendes Gesicht.

Zum internationalen und europäischen Versagen, die humanitäre Katastrophe in der Region selbst zu lösen, gesellt sich ein geopolitisches Desaster. Man hätte das durch das syrische Regime und den sogenannten IS hervorgerufene menschliche Elend, das Abschachten der Menschen, viel früher beenden können. Geopolitische Egomane aber schert sich nicht um die Menschenwürde im Bürgerkrieg und von Fliehenden, globale Politik wird überwiegend von eiskalten strategischen Interessen der Groß- und Regionalmächte diktiert. Nicht zuletzt verabscheuen Potentaten und diktatorische Regime im Großraum um Syrien das demokratische, auf Gleichberechtigung von Frau und Mann beruhende Autonomiekonzept im kurdischen Rojava. Humanistische Ideen und Bestrebungen sollen auf gar keinen Fall Unterdrückte und Entrechtete in diesem Teil der Welt erreichen.

Humanistische Aufklärung aber ist nicht allein in und gegenüber totalitären Regimen vonnöten. Mangelndes Wissen über die Ursachen, die Menschen aus ihrer Heimat vertreiben, Unwissenheit über ihr Leben im Exil, der offene oder verborgene Rassismus in Europa, unsere Besitzstandswahrung und die oft unterentwickelte Empathie und Solidarität, sie allesamt sind Totengräber der Würde der Menschen auf der Flucht.

Wir sahen den Rauch des Krieges über Kobanê aufsteigen und trugen Sätze unserer Friedensbotschaft vor. „Unser Engagement als Schriftsteller ist ein Kampf um das Recht aller Menschen auf ein ehrwürdiges Leben.“

Zur Person Imre Török

Imre Török, 1949 in Eger/Ungarn geboren, kam als Jugendlicher, als Flüchtling nach Deutschland. Studium der Germanistik, Geschichte sowie Philosophie bei Ernst Bloch in Tübingen. Nach Lehrtätigkeit, Journalismus und Leitung eines städtischen Theaters arbeitet er als freier Schriftsteller. Von 2005 bis 2015 Bundesvorsitzender des Schriftstellerverbands (VS). Regelmäßiger kultureller Kontakt mit Autoren in der Türkei. Über zwanzig Buchpublikationen, zuletzt „Wanderer. Zwischenwelten“.

DER HOHE PREIS DER MEINUNGSFREIHEIT

Gino Leineweber

Die Furcht vor Veränderungen ist eine der vier Grundformen der Angst.¹ Fortwährende Nachrichten über einen nicht enden wollenden Strom von Flüchtlingen löst sie aus und erdichtet die „Flüchtlingskrise“. Dabei sollte eher von einer „Immigrationskrise“ gesprochen werden, einer Krise, die durch zu starke Einwanderung entsteht.

Migration hat in der Geschichte der Menschheit immer eine bedeutende Rolle gespielt. Die Staaten der Europäischen Union (EU) wären ohne Wanderungsbewegungen in den Vorzeiten nicht denkbar. Die Gesellschaften des gesamten amerikanischen Kontinents nicht. Legt man diese Beispiele zugrunde, wäre die Angst vor Immigration nicht unbegründet. Beispielsweise überlebten nur zehn Prozent der Bevölkerung in Peru die Immigration der Spanier. Der Rest wurde durch gewalttätige Auseinandersetzungen, ausbeuterische Zwangsarbeit und eingeschleppte Krankheiten ausgelöscht. Die Vereinigten Staaten von Amerika (USA) entstanden durch eine rabiate Ausbeutungs- und Siedlungspolitik europäischer Immigranten, bei der die einheimische Bevölkerung, wenn nicht gar getötet, gewaltsam vertrieben wurde.

Diese Einwanderungen geschahen ausdrücklich zum Zwecke der Eroberung. Die Vernichtung und Vertreibung der Einwohner waren Teil des Plans. Heute indes geht es nicht um Einwanderer, sondern um Flüchtlinge. Sie drängen aus Not und Verzweiflung in die EU. Flüchten vor Rechtslosigkeit, Hunger, Folter oder Krieg. Ihre eigene Angst vor Veränderung wird von der Aussicht auf Frieden und eine menschenwürdige Behandlung überlagert. Bei sich zu Hause haben sie die Hoffnung darauf verloren.

¹ Fritz Riemann, Die Grundformen der Angst.

Ihre große Zahl hat ein Ausmaß angenommen, das berechtigt, sich Sorgen zu machen. Nicht nur über die Gründe ihrer Flucht, sondern auch und zuallererst um das Wohlergehen dieser Menschen. Sorgen darum, ob ihnen, den Verzweifelten und Traumatisierten, zu helfen ist. Ob wir in der Lage sind, diese große Zahl von Flüchtlingen aufzunehmen. Zu den Pflichten einer aufgeklärten Gesellschaft gehört, sich in der Not vom Mitgefühl leiten zu lassen, gehört, die Bedürfnisse der Einzelnen durch den Beistand für die Masse zu lösen. Ein Gebot der Menschlichkeit. Das ist ein hohes Gut und das Recht auf Asyl ist nicht nur das, sondern auch ein Grundrecht. Personen, denen die Menschenrechte verwehrt und die verfolgt werden, benötigen eine Zuflucht. Dies kann nicht von tagesaktuellen Situationen, wie einer zu großen Zahl von Flüchtlingen, abhängig gemacht werden. Die Gefahren, denen beispielsweise Schriftsteller und Journalisten in aller Welt ausgesetzt sind, bleiben bestehen.

Diese Gefahren gab es einst auch bei uns in Deutschland. Auch hier erfuhren Schriftsteller und Intellektuelle Flucht und Vertreibung und was es heißt, Asyl zu suchen, oder was es bedeutet, ins Exil gehen zu müssen. In den 1930er Jahren haben sie ihre Heimat verloren, ihre Freunde und Verwandten zurücklassen müssen und waren in tiefer Ausweglosigkeit verzweifelt. Viele, denen es zu fliehen gelang, mussten feststellen, dass sie dort, wo sie eintrafen, nicht unbedingt erwünscht waren. Beispielsweise wurden die jüdischen deutschen Wissenschaftler in den USA, mit Ausnahme derjenigen mit internationaler Reputation, nur von den Universitäten der Schwarzen aufgenommen. So jedenfalls wurde es in einer vom Holocaust-Museum New York vor einigen Jahren initiierten Ausstellung vermittelt. Auf den ausgestellten Bildern sah man nur schwarze Kollegen der deutschen Professoren. Die meisten der deutschen Schriftsteller, die vor Hitler flohen, waren nicht, wie beispielsweise Thomas Mann oder Lion Feuchtwanger, auch international erfolgreich. Aber der Verlust ihrer Existenzgrundlage war nicht das Schlimmste; es war der Verlust der Muttersprache. „... *das kontinuierlich in fremden Sprachen Sprechen ermüdet im Geheimen das Gehirn – ich habe immer Angst, die eigene Sprache zu verlieren*“, schrieb Stefan Zweig im Jahre 1941 aus dem brasilianischen Exil.

Das originäre Recht auf freie Meinungsäußerung erfordert in der schriftlichen Form meist die Muttersprache. Wer aus seiner Sprachheimat vertrieben wird, kann dieses Recht nur bedingt zurückgewinnen. Neben der Sprache verloren die deutschen Schriftsteller damals Freiheit und Sicherheit. Ihre Flucht begleiteten Not und Ungewissheit. Wie konnten sie den Verlust von Heimat, Sprache, Kultur, von Freunden und Verwandten ertragen? Wie ihre Flucht? Einige zerbrachen daran, wie beispielsweise Walter Benjamin, der sich im September 1940 in einem spanischen Grenzort das Leben nahm. Oder Ernst Toller Ende Mai 1939 in New York. Oder Stefan Zweig 1942 in Petropolis in Brasilien, der in seinem Abschiedsbrief hinterließ, seine *„Kräfte seien durch die langen Jahre heimatlosen Wanderns erschöpft“*.

Für deutsche Schriftsteller_innen ist diese Zeit vorbei. Heute hat *„jeder ... das Recht, seine Meinung in Wort, Schrift und Bild frei zu äußern.“*² Das Recht auf freie Meinungsäußerung gilt weltweit. Die Generalversammlung der Vereinten Nationen hat es auf ihrer ersten Sitzung im Jahre 1946 als ein Menschenrecht postuliert.

Im Internationalen PEN gibt es eine Abteilung, die sich *„Writers in Prison“* nennt. Ihre Mitarbeiter kümmern sich um die Belange von inhaftierten und verfolgten Schriftstellern und Journalisten. Sie und andere Menschenrechtsorganisationen müssen für den *„Prüfstein der Freiheit“*, wie die Vereinten Nationen das Recht auf freie Meinungsäußerung bezeichnen, kämpfen, weil Regierungen ihren Verpflichtungen nicht nachkommen oder nicht dafür sorgen, das Recht zu schützen. Für eine bestimmte Aktion des *„Writers in Prison“*-Programms liegt mir eine Liste mit 52 Namen inhaftierter Schriftsteller und Journalisten aus 17 Ländern vor. Sie ist nicht annähernd vollständig, wenn es um die Frage geht, wie viele tatsächlich in Gefängnissen sitzen, nur weil sie sich in ihrer Arbeit auf die Freiheit des Wortes beriefen. Das PEN-Zentrum Deutschland hat aus Anlass des *„Tags des inhaftierten Schriftstellers“* die Zahl der im Jahr 2015

inhaftierten Kollegen weltweit auf 900 geschätzt. In derselben Presseerklärung wurde die Zahl der getöteten mit 27 angegeben.

„Du bist ein Atheist, dein Vater war ein Atheist, wir werden dich töten, wir werden dir deinen Kopf abschneiden und ihn in Dhaka an die Statue ‚Gegen Terrorismus‘ nageln.“ Eine E-Mail mit diesem Inhalt erhielt im Sommer 2015 Ananya Azad, ein junger Blogger aus Bangladesch. Es war nicht die einzige Mail dieser Art. Wie ernst sie zu nehmen war, zeigt die Ermordung von vier seiner Kollegen im selben Jahr. Und die Bluttaten dort nehmen keine Ende, eskalierten gar im April 2016. Zuerst traf es einen 26-jährigen Studenten, Blogger und säkularen Aktivist, danach einen Professor, der ein Literaturmagazin herausgab, und wenige Tage später wurde der Herausgeber eines Schwulen- und Lesbenmagazins ermordet. Ananya Azad floh. Er lebt inzwischen in Deutschland, in Sicherheit. Mehr oder weniger, muss hinzugefügt werden, denn es gibt Drohungen, ihn auch hier bei uns zu töten.

Was es heißt, im Exil zu leben, hat er mir so beschrieben: *„Ich liebe eine Menge Dinge hier, vor allem, dass ich sicher bin. Aber ich vermisse meine Mutter, meine Familie, meine Freunde, meine Kultur. Die Zeit hier verbringe ich mit Bücherlesen und Schreiben. Dabei merke ich, was ich am meisten vermisse: meine Sprache. Sie ist Teil meiner Kultur und das Exil trennt mich von ihr. Aber immerhin lebe ich und schreibe.“*

Ich hatte (im Rahmen des *„Writers in Prison“*-Programms) nach den Morden an drei Bloggern, und bevor ich Ananya Azad kennenlernte, an den Präsidenten von Bangladesch, Abdul Hamid, und die Premierministerin, Scheich Hasina, geschrieben und gefordert, für die Sicherheit der bedrohten Blogger zu sorgen. Erfolg hatten meine Schreiben nicht, wie ein nachfolgender vierter Mord zeigt. Eine Antwort von beiden erhielt ich auch nicht.

Dennoch ist es wichtig, sich entsprechend zu engagieren. Im Fall des in Kasachstan inhaftierten Aron Atabek weiß ich zwar nicht, ob seinen Angehörigen sein neuer Aufenthaltsort aufgrund meines Schreibens mitgeteilt wurde. Aber genau das hatte ich vom kasachischen Innenminister

² Artikel 5 des Grundgesetzes der Bundesrepublik Deutschland.

Kalmukhanbet Kassymov gefordert. Atabek, der nach einer Buchveröffentlichung zu zwei Jahren Gefängnis verurteilt worden war, wurde ohne Wissen seiner Angehörigen in eine andere Haftanstalt verlegt.

Die Verfolgung von Schriftstellern und Journalisten weltweit – in China, in Russland, Ägypten, in der Türkei oder in Saudi-Arabien, um nur einige Länder zu nennen – ist beklemmend. Viele werden am Arbeiten gehindert. Ihnen wird ihre Existenzgrundlage entzogen. Manche erleiden Gewalt und Folter und einige den Tod. Die unzähligen Aktivitäten von Schriftstellern und Schriftstellerinnen, von Journalisten und Journalistinnen und von Hilfsorganisationen, die für die Freiheit der Verfolgten kämpfen, sind alternativlos. Wie die Erfahrungen zeigen, sind sie allerdings auch häufig erfolglos. Deswegen bleibt bedrohten Menschen manchmal nur das Asyl. Ananya Azad wäre ohne dieses Asyl wahrscheinlich nicht mehr am Leben.

Zur Person Gino Leineweber

1944 in Hamburg geboren, arbeitet seit 1998 als Schriftsteller. Er veröffentlicht hauptsächlich Biografien, Reisebücher und Lyrik. Von 2003 bis 2008 war er Redakteur der Buddhistischen Monatsblätter (BM). Leineweber ist Präsident des Three Seas Writers' and Translators' Council mit Sitz in Rhodos/Griechenland, Mitglied im VS, Verband Deutscher Schriftsteller, und im PEN-Zentrum deutschsprachiger Autoren im Ausland sowie Ehrenvorsitzender der Hamburger Autorenvereinigung.

WIR MÜSSEN DEN MENSCHEN SEHEN

Kübra Gümüşay

Integration wird erst dann möglich sein, wenn Menschen Menschen sein dürfen. Eigen. Einzigartig. Vielschichtig. Sie selbst. Wenn sie nicht die „Geflüchteten“, die „Menschen mit Migrationshintergrund“, die „Muslime“, die „Schwarzen“, die „Menschen mit Behinderung“ oder irgendein anderes Kollektiv sein und repräsentieren müssen. Wenn ihr Handeln, gutes wie schlechtes, nicht auf den Rest des Kollektivs zurückfällt. Wenn ihr vermeintlicher Lebensweg, ihr vermeintlicher Charakter, ihre vermeintliche Rolle gesellschaftlich nicht vorgezeichnet ist. Wenn sie nicht kämpfen müssen, um nicht das zu werden, was erwartet wird. Wenn es nicht Stärke, große Stärke und sehr viel Mut erfordert, man selbst zu sein. „Ich“ zu sein. Und noch viel mehr, um als „Ich“ gesehen zu werden – statt als Menschengruppe. Akzeptiert zu werden als „Ich“.

Wie sollen es die neuesten Mitglieder unserer Gesellschaft schaffen, sich zu integrieren, wenn jene, die bereits seit Generationen hier sind, noch immer dafür kämpfen, ein anerkannter und akzeptierter Teil dieser Gesellschaft zu sein. Denn obgleich sie ein Teil dieser Gesellschaft sind, gelten sie nicht als „deutsch“.

Wenn Integration in Deutschland gelingen soll, müssen wir wissen und entscheiden, was das erfordert. Was muss man tun, um letztlich integriert zu sein? Damit nicht alle naselang die eigene Zugehörigkeit infrage gestellt oder einem gar abgesprochen wird. Damit wir das ein für alle Mal entscheiden und klären können.

Wir können nicht von „neuen Deutschen“ erwarten, dass sie bessere Deutsche sind als der Rest, damit sie von eben jenem Rest akzeptiert werden. Perfekte Bürger_innen, die dem überhöhten, unrealistischen und fiktiven Ideal des „Deutschen“ entsprechen. Das, was auch bei anderen Bürgerinnen und Bürgern genügt, um sie als selbstverständlichen Teil der Gesellschaft zu betrachten, sollte auch für sie genügen.

Was ist also deutsch? Was sollte deutsch sein?

Die Antwort könnte ganz simpel sein, drei Faktoren könnten ausreichen: die Sprache, das Bekenntnis zum Grundgesetz und das Wahlrecht. Wer die Sprache erlernt (oder es versucht), wählen kann, also die deutsche Staatsangehörigkeit besitzt, und sich zum Grundgesetz – und damit zu den Werten dieser Gesellschaft – bekennt, ist ein Teil dieses Landes. Diese Person sollte nicht mehr anderen (Sub-)Kollektiven zugeordnet werden, sondern als Teil der Gesamtgesellschaft anerkannt werden. So einfach könnte die Antwort sein. So kurz.

Die Realität sieht allerdings oftmals anders aus. Als muslimische Frau – gebildet, berufstätig, Steuern zahlend, mit deutschem Pass, von den demokratischen Rechten und der demokratischen Verantwortung Gebrauch machend, der Sprache mächtig und zivilgesellschaftlich engagiert – bin ich es gewohnt, bemitleidet zu werden. Und wenn ich nicht bemitleidet werden möchte, dann mit Argwohn betrachtet zu werden.

Ich bin es gewohnt, dass man meinen Intellekt infrage stellt. Dass Menschen überrascht sind, wenn ich spreche. Und nicht nur, weil ich Deutsch spreche, sondern, dass ich überhaupt spreche. Meine Gedanken ausspreche. Eine Meinung habe.

Man spricht Frauen wie mir vieles ab. Denkvermögen. Mündigkeit. Intellekt. Das Dasein als denkender, reflektierter Mensch. Eine eigene Meinung zu haben.

Muslimische Frauen sind entweder ein Opfer oder Handlanger der unterdrückenden Männer.

Nie aber: sie selbst.

Mich erschüttert, dass ich das schreiben muss. Dass ich in einer Gesellschaft lebe, in der wir noch über so Grundsätzliches diskutieren müssen: die Würde eines Menschen.

Dass es nur eine Geschichte, eine singuläre Geschichte über „die muslimische“, „die geflüchtete“, „die schwarze“ Frau gibt, ist fatal. Die singuläre Geschichte, so sagt es die Autorin Chimamanda Ngozi Adichie, „... *beraubt die Menschen ihrer Würde. Sie erschwert es uns, unsere Gleichheit als Menschen zu erkennen. Sie betont Unterschiede statt die vielen Gemeinsamkeiten, die wir haben.*“¹

Wir muslimischen Frauen haben es lange genug hingenommen, dass andere Frauen und Männer an unserer Stelle über uns sprachen. Dass wir damit unsichtbar und unhörbar gemacht worden sind. Sie haben bestimmt, warum wir wie sind. Sie haben unsere Geschichte geschrieben. Nun verbringen Tausende Frauen – auch ich – ihre Lebenszeit damit zu erklären, dass ihre Geschichte nicht diese ist, sondern eine andere.

Sie haben die Deutungshoheit über das Kopftuch an sich gerissen. Sie bestimmen, weshalb eine Frau das Kleidungsstück trägt. Und wenn meine Deutung nicht der ihren entspricht, dann bin ich halt eine „Sklavin“ – so kommentierte FEMEN kopftuchtragende Muslima mit den Worten: „*Wie ihr wisst, haben über die gesamte Geschichte der Menschheit hinweg alle Sklaven bestritten, dass sie Sklaven sind.*“²

1 TED Global, 2009, Oxford; https://www.ted.com/talks/chimamanda_adichie_the_danger_of_a_single_story?language=de

2 <http://m.huffpost.com/uk/entry/3021495>

Denn das Kopftuch – ich zitiere wieder FEMEN – „*ist vergleichbar mit einem Konzentrationslager.*“³

Oder eben ein – ich zitiere die EMMA – politisches Symbol. Ein Symbol „*des politischen Islamismus*“ oder „*für die Geschlechter-Apartheid.*“⁴

In einem Interview wurde ich gefragt: „Ich würde gern noch auf Ihr Kopftuch zu sprechen kommen. Ist es nervig, dass alle immer Ihr Kopftuch thematisieren?“

„Ja, ist es.“

„Was ist daran diskriminierend?“

Wenn man mich in so einer Interviewsituation zu meiner persönlichen Erfahrung als Kopftuchtragende fragt, dann bin ich nicht mehr Expertin, sondern ein Objekt. Man stellt meine Expertise, mein Wissen, meine Legitimation infrage.

Das macht man häufig mit muslimischen, kopftuchtragenden oder schwarzen Frauen oder solchen mit Migrationshintergrund. Indem man sie nach ihrer persönlichen Biografie, ihrem Privatleben oder ihrem Aussehen befragt, stellt man indirekt ihre Legitimation infrage. Darf diese Frau überhaupt sprechen? Fragen sich die Lesenden. Man kann ihr grundsätzlich nicht vertrauen, beschließt man. Außer sie beweist das Gegenteil.

Diese Frauen müssen Selbstverständlichkeiten beweisen. Dass sie denken, sprechen und kritisieren können. Dass sie demokratisch, liberal und tolerant sind. Oder, um es deutlicher zu machen: Sie müssen beweisen, dass sie nicht unterdrückt, unmündig, manipuliert, manipulierend sind – keine eigene, boshafte Agenda haben.

³ <http://www.zeit.de/gesellschaft/zeitgeschehen/2013-07/femen-muslima-kopftuch-feminismus>

⁴ <http://www.aliceschwarzer.de/artikel/kopftuch-ein-lebensfernes-fatales-urteil-318599>

Das Menschsein wird diesen Frauen abgesprochen. Ehrlichkeit.

„Es reicht“, sagte ich auf der Bühne am Ende meines Vortrages, als ich eben jene Problematik illustrierte. Daraufhin kamen zwei Personen zu mir: eine junge schwarze Frau und eine junge Frau im Rollstuhl. Sie sagten, sie erleben beide exakt das Gleiche. Einmal mehr wurde mir klar: Es sind nicht Einzelpersonen, die an unserem System scheitern – es ist die Mehrheit unserer Gesellschaft, die in ihre Schranken verwiesen wird.

Wenn Integration gelingen soll, wenn ein positives gesellschaftliches Miteinander gelingen soll, müssen wir – so pathetisch es klingen mag – den Menschen sehen. Einfach nur den Menschen.

Zur Person Kübra Gümüşay

1988 in Hamburg geboren, ist freie Journalistin, Bloggerin und Social Media Beraterin – zuletzt an der Universität Oxford. Sie schreibt und referiert zu den Themen Internet, Feminismus, Rassismus, Islam und Politik. 2010 co-gründete sie das Zahnräder Netzwerk für Social Entrepreneurship. 2011 wurde ihr Blog Ein-Fremdwoerterbuch.com für den Grimme Online Award nominiert. 2013 co-startete Gümüşay den Hashtag und die Aktionsgruppe #SchauHin gegen Alltagsrassismus, dessen Vorsitzende sie ist, sowie 2016 den Hashtag #Ausnahmslos gegen Sexismus und Rassismus.

MEIN FEIND IST DOCH EIN MENSCH

Dr. Gábor Lengyel

Diesem elementaren Thema „Ich helfe meinen ‚Feinden‘“, mit dem wir Juden auch in Deutschland seit einiger Zeit intensiv konfrontiert sind, versuche ich mich als Rabbiner und Lehrer an der Leibniz-Universität in Hannover mit der Ethik des Judentums anzunähern. Die jüdische Ethik beruht auf dem Grundsatz des Universalismus. Das bedeutet, dass unsere ethischen Vorstellungen keine Unterschiede zwischen Juden und Nichtjuden erlauben. Die Abstammung und der Glaube der Menschen sollten in unseren moralischen Handlungen keine Rolle spielen. Um diese These zu untermauern, zitiere ich einige Gedanken aus jüdischen Quellen. „*Du sollst deinen Nächsten lieben, wie dich selbst.*“¹ Darüber hinaus: „*Wenn ein Fremdling in eurem Lande weilt, sollt ihr ihn nicht bedrücken. Wie der Eingeborene unter euch sei euch der Fremdling, der bei euch weilt, und du sollst ihn lieben wie dich selbst, denn Fremdlinge wart ihr im Lande Ägypten.*“²

וכי-יגור אֶתְךָ גֵר, בְּאַרְצְכֶם--לֹא תוֹנוּ, אֹתוֹ. בְּאַזְרַח מִכֶּם יִהְיֶה לְכֶם הַגֵּר.
הַגֵּר אֶתְכֶם, וְאַהֲבֵת לוֹ כְּמוֹד--בְּי-גֵרִים הֵייתֶם, בְּאַרְץ מִצְרָיִם.

Auch in den späteren Quellen des Judentums lesen wir spannende Texte: „*Man verwehre nichtjüdischen Armen nicht das Einsammeln von Nachlese, Vergessenem und Eckenlass, des Friedens wegen. Die Rabbiner lehren: Man ernähre die Armen der Nichtjuden mit den Armen Israels, man besuche die Kranken der Nichtjuden mit den Kranken Israels und man begrabe die Toten der Nichtjuden mit den Toten Israels, des Friedens we-*

1 Levitikus 19, 18.

2 Levitikus 19, 33–34.

gen.“³ Die Reformströmung der jüdischen Welt nimmt diese Quellen sehr ernst. Beispielsweise marschierten die amerikanischen Reformrabbiner Hand in Hand mit Martin Luther King, als 1963 in Washington der Kampf für die Rechte der Schwarzen in den Vereinigten Staaten seinen Höhepunkt fand.

Wir, Juden, Christen und Muslime, leben auf unserer gemeinsamen Erde. Ich als Israeli kann sogar sagen, wir leben zusammen in einer Stadt, wie in Jerusalem, aber auch als Hannoveraner Rabbiner kann ich über ein friedliches Zusammenleben in der niedersächsischen Hauptstadt erzählen. Wir praktizieren dieses Zusammenleben seit mehr als 20 Jahren auch in einer hervorragenden Einrichtung: im „Haus der Religionen“.

Frieden zwischen den Religionen ist eine wesentliche Voraussetzung für den Frieden in einer Stadt oder in der unmittelbaren Nachbarschaft, in der wir wohnen. Ein friedliches Zusammenleben ist jedoch nur möglich, wenn man miteinander redet und kommuniziert. Gleichwohl sollten wir unsere Augen nicht verschließen; wir wissen, lesen und sehen täglich in allen Medien, wie die Religionen untereinander zerstritten sind. Auch die Glaubenssysteme der Religionen sind häufig miteinander unvereinbar. Die Grundsatzfrage ist jedoch: Müssen Religionen immer das Trennende betonen? Sollten wir uns nicht eher darum bemühen, die Missverständnisse zwischen uns aufzuklären, um Hass und Destruktivität abzubauen und uns auf die Gemeinsamkeiten zu konzentrieren? Zusammen mit meiner Frau Anikó versuche ich das Leben, im Rahmen meiner bescheidenen Möglichkeiten, nach diesen ideellen Prinzipien zu gestalten. Zwar sagen wir Juden bei jedem Anlass – und das tun auch meine christlichen und muslimischen Freunde –, dass wir uns für *Tikun Olam*, für die Verbesserung der Welt, einsetzen. Für mich persönlich ist das eine zu hohe Messlatte! Ich versuche, diese Ideale zunächst in meiner unmittelbaren Umgebung zu erreichen.

3 Babylonischer Talmud Gittin 61a.

Ein aktuelles Beispiel ist die Veranstaltungsreihe, welche ich mit einer Bekannten, der muslimischen Islamwissenschaftlerin Hamideh Mohagheghi, gestartet habe. Das Motto der Reihe lautet: „Tora und Koran gemeinsam lesen“. Wir erarbeiten uns gemeinsam Texte aus den Quellen unserer Religionen. Wobei wir nicht nur die schönen Themen, zur Nächstenliebe, zum Gebet und die Ethikverse, lesen. Nein, wir lassen die gewaltfordernden Sätze in unseren Quellen nicht aus.

Am Einführungsabend im März 2016 begründete ich unser Vorhaben mit folgenden Worten: „Juden und Muslime stehen im Verdacht, sich über kurz oder lang die Köpfe einzuschlagen, wenn man sie zusammenbringt und über Glauben, Gesellschaft und Politik diskutieren lässt. Zu vieles scheint zwischen den beiden Religionen und Traditionen zu stehen, als dass eine friedliche Unterhaltung möglich wäre. Ist das wirklich so? Wir versuchen es trotzdem! Aber wer sind wir? Eine muslimische Frau namens Hamideh mit Migrationshintergrund aus dem Iran, und ich, ein Jude mit Migrationshintergrund aus Ungarn sowie Israel. Sie aus einem Land, deren politische Vertreter Israel die Existenzberechtigung abstreiten. Ich aus einem Land, in dem die ultraorthodoxen Juden immer radikaler werden, sowohl innen- wie auch außenpolitisch. Hamideh, die Theologin geworden ist, nachdem sie früher den Beruf der Anwältin gelernt und ausgeübt hat. Ich, der aktuell Senior-Rabbiner bin und früher jahrzehntelang in der Industrie eine Managementtätigkeit ausgeübt habe. Wir beide kommen nicht direkt aus den theoretischen Lehrstühlen von Universitäten, sondern sind mehr geprägt von der Praxis eines täglichen Lebens in einer Zivilgesellschaft, in die wir mehr Aufklärung und Menschlichkeit hineintransportieren möchten. Unsere interreligiösen Dialogveranstaltungen mögen veranschaulichen, dass man trotz vermeintlich unüberbrückbarer Hindernisse mit Offenheit und Bereitwilligkeit zu einem gegenseitigen Austausch gelangen kann. Wir versuchen zu zeigen, was Respekt und kritische Wertschätzung füreinander bedeuten. Unsere Reihe kann zeitlich kaum besser passen als heute, da für unsere Gesellschaft die Emotionen, die Ängste gegenüber muslimischen Flüchtlingen eine so große Rolle spielen.“

Ein weiteres Beispiel sei ebenfalls erwähnt, insbesondere aus meiner persönlichen Lebenserfahrung. Die Worte des Samson Raphael Hirsch, des berühmten und modern-orthodoxen Frankfurter Rabbiners des 19. Jahrhunderts, begleiten meine Unterstützung für Flüchtlinge: *„Siehe den Fremdling! Vertrauensvoll tritt er ein in dein Land, in deine Stadt. In deinen Kreis. Vertrauensvoll hofft er Menschen zu finden, die in ihm, dem Fremdling, den Menschen achten werden und ihm gönnen werden einen Fleck unter ihnen, wo er leben könne ...“* und weiter: *„Er ist dir gleich, möge Gleiches leisten, gönne ihm gleiches Recht ... störe ihm nicht seine Lebensfreude, missbrauche seine Hilflosigkeit nicht.“*⁴

Seit Ende August 2014 engagieren meine Frau Anikó und ich uns in einem Hannoveraner Flüchtlingsheim in unserer Nachbarschaft. Ein Tag vor der Eröffnung des Flüchtlingsheims gingen wir hin und sagten dem bereits dort anwesenden Sozialarbeiter: „Bitte rufen Sie uns an, wenn der erste Flüchtling ankommt“. Schon am nächsten Morgen erhielten wir den Rückruf. Das Schicksal wollte es offensichtlich, denn es handelte sich um eine syrische Familie aus Damaskus: ein Ehepaar mit vier Kindern, zwei davon mit Blutkrankheiten und das kleinste, einjährige Kind, Jusuf, mit Downsyndrom. Erst nach mehreren Tagen erzählten wir der Familie, dass wir Juden seien, ich Israeli und Rabbiner. Sie konnten es nicht fassen: Juden helfen ihren syrischen Feinden! Wie war das möglich? Wir konnten uns nur mit der Frau unterhalten, die Englisch sprach. Mit den Kindern spielten wir, streichelten und umarmten sie. Meine Frau vereinbarte sofort Sondertermine in der Medizinischen Hochschule in Hannover für die Mutter Lajla und das Kind Jusuf. Es entwickelte sich eine freundschaftliche Beziehung und die Familie kam mehrmals zu uns zum Kaffeetrinken. Nach sechs Monaten fand die Familie eine Wohnung; bei der „Einweihung“ waren wir selbstverständlich dabei.

Von Überraschungen blieben wir aber leider nicht verschont: Aus uns völlig unerklärlichen Gründen hat die Familie die Beziehung zu uns kurz danach abrupt abgebrochen. Ein tiefer Rückschlag. Unser Engagement

⁴ Samson Raphael Hirsch, Chorew, Verlag Morascha Zürich-Basel 1992, § 379, Seite 370.

für andere jüngere Flüchtlinge aus Syrien, dem Irak, Afghanistan setzten wir aber unermüdlich fort. Bis heute.

Wir sind regelmäßig im Flüchtlingsheim, vor allem meine Frau. Wir unterstützen besonders die Menschen, welche aus den arabischen Ländern geflohen sind, weil diese meistens israel- und judenfeindlich aufgewachsen sind, wobei wir natürlich nicht wissen, wie sie heute denken. Wir begleiten sie bei Behörden- oder Arztgängen, bringen sie in die Stadt, manchmal laden wir sie zu uns nach Hause ein und helfen ihnen auf unterschiedliche Weise, damit sie ihren neuen Alltag besser meistern lernen. Darüber hinaus organisieren wir regelmäßig einmal im Monat einen sogenannten CaféTalk. Hierbei geht es um die Begegnung zwischen Flüchtlingen und Helfern.

Wir hören auch bei unseren jüdischen Gemeindegliedern, insbesondere bei denen, die aus der früheren Sowjetunion gekommen sind, ängstliche Äußerungen wie: „Diese sind Antisemiten!“, „Sie sind die zukünftigen Terroristen!“ Wir nehmen diese Ängste ernst, können aber für uns selbst diese pauschalen Vorurteile gegen Hunderttausende von Menschen nicht akzeptieren. Aber was ist der Hintergrund, warum nehmen wir uns persönlich der Flüchtlinge an?

Mit einem kleinen Kofferchen in der Hand und sieben weiteren jungen jüdischen Frauen und Männern an der Seite bin ich am 2. Dezember 1956 vor der kommunistischen Diktatur in Ungarn geflüchtet und verließ den schönen zentralen sechsten Bezirk *Terézváros* in Budapest. Meine Eltern waren bereits tot. Meine Mutter wurde im Oktober 1944 nach Ravensbrück deportiert. Ich habe sie nie wiedergesehen. Mein Vater wurde ebenfalls abgeholt, er konnte sich retten, kam krank zurück und starb 1956. Ich bin nicht vor Bomben geflohen wie die heutigen syrischen Flüchtlinge, aber ich kann die Sorgen der Menschen gut nachempfinden.

Ich kam nach der Flucht 1956, als die ungarische Revolution ausbrach, über die ungarisch-österreichische Grenze in Nickelsdorf an. Es ist der Ort, der 2015 ein Sinnbild für die Flüchtlingsroute wurde. Mehrere Tage wechselte ich die Auffanglager, übernachtete in Turnhallen oder anderen gro-

ßen Hallen. Auch aus dieser Erfahrung heraus helfe ich nun mit meiner Frau konkret den Flüchtlingen.

Ein neues und zusätzliches Projekt starteten wir Ende Februar 2016. Anlässlich meines 75. Geburtstages habe ich ein Buch mit dem Titel „Betrachte nicht den Krug, sondern dessen Inhalt“⁵ herausgegeben. Das Buch umfasst eine Auswahl meiner Predigten, Ansprachen und Vorträge. Aus den Verkaufserlösen wurde ein Projekt mit dem Motto „Kulturgespräche und Musik mit Flüchtlingen“ gestartet. Wir hängen die Messlatte sehr niedrig, weil unsere Erfahrung mit Flüchtlingen deutlich zeigt, dass diese Menschen andere Dinge und Sorgen im Kopf haben. Wir möchten sie jedoch für zwei Stunden aus ihrem Alltag herausholen. Flüchtlinge singen in ihrer Sprache Lieder aus den Heimatländern und einige spielen Oud. Behutsam unterhalten wir uns gemeinsam über die Kulturunterschiede zwischen ihren Heimatländern und Deutschland. Locker und humorvoll tauschen wir uns darüber aus, wie man „Deutscher“ wird. Bereits gut deutsch sprechende Flüchtlinge übernehmen die Übersetzungen.

Selbstverständlich sprechen wir auch über die deutschen Erwartungshaltungen ihnen – den Flüchtlingen – gegenüber. Über die Religionsfreiheit, über die Gleichberechtigung von Frauen und Männern, über die Verfassung. Mir ist dabei jedoch bewusst, dass diese sogenannten westlichen Werte bedeutungslose Floskeln bleiben, solange es uns nicht gelingt, diese mit den Flüchtlingen gemeinsam mit Leben und Erleben zu füllen. Das Ganze findet zunächst als „geschlossener Kreis“ in einem von uns gemieteten Raum eines ausländischen Cafés statt und ist nicht für die Medien gedacht. Da wir nicht mit unserem Engagement glänzen wollen und die Hilfe im Mittelpunkt steht, geht es uns nicht um mediale Aufmerksamkeit, sondern um das Verstehen des Gegenübers und um direkte Hilfe zur Integration und zum Dialog. Vielleicht berichten wir ja zu einem

⁵ Gábor Lengyel, *Betrachte nicht den Krug, sondern dessen Inhalt, Ausgewählte Predigten, Ansprachen und Vorträge*, 288 Seiten, Verlag hohesufer Hannover 2016.

späteren Zeitpunkt über unsere Arbeit, wie zum Beispiel über die Veranstaltungen im „Haus der Religionen“.

Ich kann die Welt nicht verbessern, aber vielleicht kann ich, zusammen mit meiner Frau Anikó, einen winzigen Beitrag zur Erleichterung der ersten Schritte für Flüchtlinge in einem fremden Land mit einer völlig fremden Kultur leisten. Ja, gerade ich, als Schoa-Überlebender im Ghetto von Budapest, als ehemaliger Soldat der israelischen Verteidigungsarmee und als Rabbiner der Liberalen Jüdischen Gemeinde Hannover.

Zur Person Dr. Gábor Lengyel

Geboren in Budapest/Ungarn 1941. Verheiratet, vier erwachsene Kinder.

Dr. Lengyel ist Rabbiner der Liberalen Jüdischen Gemeinden Hannover und Göttingen. Zudem ist er Lehrbeauftragter am Institut für Theologie und Religionswissenschaft der Leibniz-Universität Hannover. Seine Schwerpunkte sind: Grundlagen des Judentums sowie Ethik im Judentum.

BEMERKUNGEN ZUR LAGE »UNSERER TAGE«

Aiman A. Mazyek

Es sind zwei wichtige Worte, die diesen Artikel überschreiben: „unsere Tage“. Freundlich und warm klingen sie, strahlen Gemeinsamkeit aus, auch Teilhabe und markieren das positive Gefühl, Teil eines Ganzen zu sein, eben dazuzugehören.

Den Titel empfinde ich auch deswegen als schön, weil ich ihn programmatisch verstehe. Er zeigt das Verbindende in unseren Tagen; dies wieder mehr zu betonen und das Trennende weniger in den Mittelpunkt zu rücken, ist wichtig.

Und schließlich finde ich diesen Titel noch aus einem weiteren Grund passend: Er lenkt den Blick auf diejenigen Menschen, die meinen, vielleicht nicht mehr dazuzugehören, die sich an die Ränder der Gesellschaft gedrängt sehen oder glauben, schon ganz draußen zu sein. Weil sie gar nicht mehr gebraucht oder sogar abgelehnt werden. „Das sind nicht unsere Tage, das sind deren Tage“, würden sie kritisch einwenden.

Ich beteilige mich gern an dieser Anthologie, weil ich finde, dass „unsere Tage“ bedroht sind. „Uns“, so fürchte ich, könnte sich künftig auf eine womöglich immer kleiner werdende Gruppe von Menschen beziehen. Das sollte nicht zwangsläufig so sein. Es lohnt sich nicht nur, sich mehr für ein besseres „Wir“ einzusetzen, es ist auch dringend geboten.

Leider ist festzustellen: Zuerst die Finanzkrise, dann die Flüchtlingswelle mit den sich dadurch weiter verstärkenden antiislamischen Ressentiments und der sich auf den Islam berufende Terrorismus haben die Mitte unse-

rer Gesellschaft massiv geschwächt. In vielen Ländern Europas sind neue politische Bewegungen und Gruppierungen in einer Größe und mit einer Durchschlagskraft entstanden, die „wir“ in „unseren Tagen“ bisher nicht für möglich gehalten haben. „Wir sind auf dem Weg in ein anderes Deutschland“, hatte AfD-Koparteichef Jörg Meuthen kürzlich auf dem Parteitag erklärt. Plötzlich gibt es ein anderes „Wir“, das sich „uns“ gegenüber aufzubauen versucht.

Diese Erkenntnis ist auch deswegen besonders bitter, weil es genau diese Destabilisierung in der Mitte unserer Gesellschaften ist, die sich die Gegner „unserer Tage“ auf die Fahnen geschrieben haben.

Jetzt schießen die Profiteure dieser aktuellen Krisen wie Pilze aus dem Boden. Und anders als bisher wenden sich solche Initiativen oder Parteien nicht mehr nur gegen einzelne gesellschaftliche Themen oder Interessen. Nein, sie wenden sich gegen ganze Bevölkerungsgruppen, gegen Grundüberzeugungen wie die Einigung Europas in Frieden und Vielfalt. Immer unverhohlener bekommt Applaus, wer wie jüngst die AfD massiv und offen Position gegen den Islam in Deutschland bezieht, wer etwa in der Flüchtlingsfrage den gesamten Staat als unfähig diffamiert.

Besonders die Ereignisse in Österreich bei der Präsidentenwahl oder jüngst das erschütternde Ergebnis der Volksabstimmung über den „Brexit“, Großbritanniens Austritt aus der Europäischen Union, haben jeweils auf dramatische Weise gezeigt: Bei den großen Fragen „unserer Tage“ schwinden die tragfähigen Konsense, die bisher in unseren Gesellschaften galten.

Was also sollten wir in „unseren Tagen“ tun?

Als wir in unserem Vorstand des Zentralrats der Muslime in Deutschland (ZMD) kürzlich beschlossen hatten, die Parteiführung der „Alternative für Deutschland“ zum Gespräch einzuladen, war das Grundsatzprogramm

der AfD gerade verabschiedet worden. Einige Passagen darin machten uns traurig, andere entsetzten uns sogar.

Vor Journalisten hatte ich erklärt, mich würden einige dieser Passagen des AfD-Programms an längst überwundene Zeiten in Nazi-Deutschland erinnern. Diese Formulierung ist besonders von der AfD dahin gehend verkürzt worden, als hätte ich einen direkten Vergleich zwischen AfD und NSDAP gezogen. Das habe ich nicht. Ich habe nur darauf hingewiesen, dass mit der AfD erstmals seit 1933 wieder eine Partei damit begonnen hat, eine Religionsgemeinschaft einzuschüchtern. Darum ging und geht es mir und ich stehe nach wie vor dazu: Diese Passagen des AfD-Programms sehe ich als einen Bruch in unserer bundesrepublikanischen Geschichte an.

Deswegen machte es aus unserer Sicht Sinn, darüber direkt mit der AfD zu reden. Wir wollten von der Parteiführung aus erster Hand wissen, was genau mit diesen uns nicht nur als Muslime, sondern mich direkt als deutschen Staatsbürger betreffenden Programmpunkten gemeint war. Und wir wollten von Frauke Petry und ihren Vorstandsmitgliedern hören, ob die AfD-Führung bereit sei, dies in ihrem Programm wieder zu revidieren.

Am 23. Mai 2016 gab es diesen gemeinsamen Termin in einem Berliner Hotel. Aber ein Gespräch kam nicht zustande. Gleich zu Beginn stellten unsere Gäste kategorisch fest, Grundlage dieses Termins sei, dass wir als ZMD diese Vergleiche zurücknehmen sollten. Scheinbar großzügig wurde uns angeboten, die AfD bestehe nicht auf einer Entschuldigung. Der ZMD müsse nur erklären, künftig die AfD nicht mehr mit der Nazi-NSDAP zu vergleichen.

Ich will den knapp eine Stunde dauernden Termin hier nicht dokumentieren. Nach dem Abbruch durch die AfD spekulierten viele Medien darüber, wer denn als Sieger und wer als Besiegter vom Platz gegangen sei.

Darum aber war es uns nicht gegangen. Wir wollten schlicht wissen, warum die AfD solche Programme mit diesen Inhalten gemacht hat und ob es die Chance gibt, die pauschal gegen uns Muslime gerichteten Passagen zu verändern.

Wir sind ganz klar der Meinung, diese AfD-Passagen, die den Islam als Fremdkörper bezeichnen, richten sich gegen eine Religionsgemeinschaft. Deswegen sind sie mit dem Grundgesetz nicht vereinbar. Und damit richtet sie sich gegen alle Religionsgemeinschaften, ja unsere Gesellschaft als Ganzes ist hier angegriffen. Das sagen wir nicht nur als ZMD. Dieser Meinung sind wir vor allem auch als deutsche Staatsbürger. Daher wollten und konnten wir nicht zur Tagesordnung übergehen. Wir stehen hinter unserem Grundgesetz und den dort garantierten Grundrechten. Und wir finden es wichtig, unser Grundgesetz zu schützen und aktiv dafür einzutreten.

Daher nehmen wir die Stimmungsmache von Pegida und AfD gegen Muslime und gegen den Islam auch sehr ernst. Nicht nur in Deutschland. Auch in z. B. Frankreich oder in den Niederlanden haben es rechtspopulistische Parteien verstanden, antiislamische Ressentiments in der Bevölkerung in Parteipolitik umzumünzen und damit ein Stück weit salonfähig zu machen.

Es ist in diesen Gruppierungen und Parteien eine allzu oft übersehene Tatsache, dass die allermeisten Flüchtlinge aus ihrer Heimat fliehen, weil sie dort auf Rechte verzichten müssen, die hier in Deutschland garantiert werden: zum Beispiel das Recht auf freie Religionsausübung. Wir finden, dieser Vorzug Deutschlands darf nicht durch populistisches Gerede oder ebensolche Parteiprogramme kleingeraspelt werden.

Aber auch wir als ZMD haben nicht alles richtig gemacht. Ein Beispiel sind die Tage der Offenen Moschee (TOM). Obwohl wir vom ZMD damit schon vor 20 Jahren angefangen haben, hätten wir in dieses Konzept viel

mehr Kraft und Mühe investieren und die TOMs früher ausbauen müssen. Denn es gibt viele Menschen, die sich aus welchen Gründen auch immer für unseren Glauben interessieren. Wer es als normal ansieht, Moscheen zu besuchen und mit den Menschen dort zu sprechen, der wird darüber auch mit Freunden und in der Nachbarschaft sprechen. Das kann dann nur zum Nutzen aller sein und Ängste durch Unkenntnis begrenzen oder abbauen. Und wie immer ist es auch hier so: Solches Wissen, das durch persönliche Begegnungen und Erfahrungen entstand, schützt auch davor, Angstmachern auf den Leim zu gehen.

Ein anderes Beispiel ist das Fastenbrechen zum Ende des Ramadan. Haben wir das bisher weitestgehend unter uns ausgemacht, laden wir jetzt Menschen anderen Glaubens zu uns ein. Bei unserem jüngsten Fastenbrechen Ende Juni 2016 sagte Vizekanzler und SPD-Parteichef Sigmar Gabriel in Berlin, es gehöre inzwischen zum guten Ton in Deutschland, derartige Einladungen auch anzunehmen. Vor fünf Jahren noch, so Gabriel, seien Repräsentanten der Republik beim *Iftar*, dem Fastenbrechen, kaum zu finden gewesen. Gabriel nannte das einen klaren Beleg dafür, dass der Islam „*mittendrin in Deutschland*“ angekommen sei.

Wir wissen aber, dass diese Sicht in „unseren Tagen“ nicht selbstverständlich ist, sondern stärker als zuvor mit positiven Beispielen von gelingender Integration untermauert werden muss. Rechtspopulisten in ganz Europa wollen uns Muslime weniger als Vertreter einer Religion wahrnehmen. Vielmehr stellen sie uns als eine politische Ideologie dar. Dem werden wir uns als ZMD entgegenstellen. Dabei hoffen wir auch, dass wir diesen Weg zusammen mit den anderen großen Religionen gehen können, vor allem mit den Juden und mit den Christen.

Zur Person Aiman A. Mazyek

Aiman A. Mazyek, geboren 1969 in Aachen, studierte Arabistik in Kairo und Philosophie, Ökonomie und Politische Wissenschaft in Aachen. Zwischen 1993 und 1998 absolvierte er zudem eine Reihe von Islamstudien bei anerkannten Wissenschaftlern und Theologen. Seit 1994 ist er Mitglied der Vollversammlung des Zentralrates der Muslime in Deutschland (ZMD) und arbeitete von 2001 bis 2004 hauptamtlich als Pressesprecher. 2006 wurde er als dessen ehrenamtlicher Generalsekretär in den Vorstand gewählt und seit 2010 ist Mazyek dessen Vorstandsvorsitzender. 1996 gründete er die Internetpräsenz www.islam.de, heute das größte und bekannteste deutschsprachige muslimische Internetportal. Mazyek arbeitet als freier Publizist und Medienberater und ehrenamtlich in zahlreichen Initiativen, darunter die Christlich-Islamische Gesellschaft in Köln, als Mitglied der Deutschen Islamkonferenz sowie als Mentor der Deutschlandstiftung Integration.

INTEGRATION UND INTER-RELIGIÖSER DIALOG

HERAUSFORDERUNGEN FÜR DIE KIRCHE

Bischof Dr. Gerhard Feige

Die Aufgaben, die sich durch Migration und Flucht von Menschen anderer Herkunft in unsere Gesellschaft stellen, gehören zu den dringlichsten politischen und gesellschaftlichen Herausforderungen unserer Zeit.

Hierbei weiß sich die Kirche in verschiedener Hinsicht in Pflicht genommen. Mit der wachsenden Zahl muslimischer Einwanderer kommen in unseren Städten und Gemeinden verschiedene Religionen und Kulturen miteinander in Berührung. Das kann zu Ängsten und Vorurteilen bis hin zu massiver Fremdenfeindlichkeit führen; es kann aber für alle Seiten auch eine Chance sein, über den eigenen Horizont hinauszuschauen, einander mit Respekt zu begegnen und – bei aller Unterschiedlichkeit – auch Verbindendes zu entdecken. *„Wenn die Kirche ihrem Auftrag gerecht werden will, muss sie sich gegenüber den Angehörigen anderer Religionen öffnen und mit ihnen in den Dialog treten.“*¹ Darüber hinaus ist die Kirche aber angesichts der dramatischen Situation in verschiedenen Krisengebieten und angesichts eines erschreckenden Ausmaßes an Fremdenfeindlichkeit in unserer Gesellschaft auch besonders gefordert, ihrer Anwaltschaft für Flüchtlinge und Fremde gerecht zu werden. Dabei besitzt die Integration von Migranten eine Schlüsselfunktion. Das hat auch mit der Sendung und dem Selbstverständnis der Kirche zu tun, denn unter den Geboten Gottes kommt kaum etwas dem Schutzgebot gegenüber

¹ Christen und Muslime – Partner im Dialog. Arbeitshilfe der deutschen Bischöfe, 2006, Nr. 38, S. 15.

Fremden und Flüchtlingen an Gewicht und Eindeutigkeit gleich. Es zieht sich wie ein roter Faden durch das Alte Testament. Dem entspricht dann auch das umfassende Liebesgebot, wie es im Neuen Testament zum Ausdruck kommt. Im Gleichnis vom barmherzigen Samariter (Lk 10, 25–37) wird zum Beispiel deutlich, dass jeder Mensch, der in Not ist, zum Nächsten wird – nicht nur diejenigen, die einem selbst durch familiäre, religiöse oder ethnische Bindungen nahestehen.

Katholische Integrationserfahrungen

In dieser Integrationsarbeit mit Zuwanderern hat die katholische Kirche schon jahrzehntelange Erfahrungen. Sie schlagen sich auch in einem Wort der deutschen Bischöfe nieder, das bereits im Herbst 2004 unter dem Titel „Integration fördern – Zusammenleben gestalten“ erschienen ist. Darin heißt es zum Beispiel:

„... Integration (ist) ein vielschichtiger und wechselseitiger Prozess ... Er fordert Zuwanderer und Aufnahmegesellschaft heraus. Beide müssen sich in unterschiedlicher Weise in neuen Situationen zu rechtfinden. Integration bedarf des gegenseitigen Interesses. Wechselseitige Wahrnehmung und Achtung sind unabdingbare Voraussetzung für ein friedliches Miteinander. Die Mehrheitsgesellschaft muss die mitgebrachten Werte und Prägungen der Zuwanderer – soweit diese mit den Grundwerten unserer Verfassung vereinbar sind – respektieren. Die Zuwanderer ihrerseits sind gehalten, den Traditionen der Mehrheitsgesellschaft mit Verständnis und Wertschätzung zu begegnen. So verstandene Integration strebt ein Zusammenleben in Vielfalt an. Sie richtet sich sowohl gegen den Gedanken einer einseitigen Anpassung der Zuwanderer (Assimilation) als auch gegen die Entstehung abgeschlossener ‚Parallelgesellschaften‘. Ein gedeihliches Miteinander, kein gleichgültiges Nebeneinander, ist das Ziel.“²

² Integration fördern – Zusammenleben gestalten, 2004, S. 6 f.

Das Integrationsengagement der katholischen Kirche hat dabei verschiedene Aspekte: nach innen und nach außen.

Integrationsengagement nach innen: für eine „Kirche in vielen Sprachen und Völkern“

Mit diesem Engagement fängt sie nicht bei null an. Denn schon seit Jahrzehnten sind zahlreiche Migranten in den katholischen Gemeinden zu Hause. Im Bistum Magdeburg gibt es zum Beispiel laut Statistik etwa 7.000 Christen ausländischer Herkunft, und zwar aus 112 Nationen. Im alltäglichen Leben lässt sich dann einüben, wie Menschen unterschiedlichster Herkunft und Traditionen miteinander auskommen. Einheit in Vielfalt zu leben ist für die Kirche also nichts Neues; ja, es gehört sozusagen zu ihrer Gründungsgeschichte. Besonders eindrücklich spiegelt der Pfingstbericht wider, dass die Kirche von Anfang an eine Gemeinschaft von Schwestern und Brüdern aus allen Völkern und Nationen, von Menschen unterschiedlicher Sprachen und Kulturen ist. Insofern gibt es in der Kirche keine „Ausländer“. Angesichts der Realitäten eines Einwanderungslandes sind die Gläubigen deshalb besonders gefordert, aus ihren eigenen kulturell geprägten Traditionen herauszutreten, um tatsächlich ein „Volk aus Völkern“ zu werden.

Integrationsengagement nach außen: „Was ihr für einen meiner geringsten Brüder getan habt, das habt ihr mir getan.“

Durch diese Erfahrungen wächst dann auch das Bewusstsein für die Solidarität mit Migranten anderer religiöser Überzeugungen. Auf vielfältige Weise setzen sich zum Beispiel im Bistum Magdeburg Ehren- oder Hauptamtliche für diejenigen ein, die zu uns geflüchtet sind: in Pfarreien und Gemeinden, Vereinen und Verbänden, Bildungs- und Sozialeinrichtungen. Dazu gehören zum Beispiel die professionellen Beratungsdienste durch den Diözesan-Caritasverband in der Zentralen Anlaufstelle für Asylbewerber des Landes Sachsen-Anhalt in Halberstadt und anderswo, der

Verein „refugium“ zur Betreuung minderjähriger unbegleiteter Flüchtlinge, das Interkulturelle Beratungs- und Begegnungszentrum in Magdeburg und die kirchlicherseits initiierte „Flüchtlingshilfe Sachsen-Anhalt“. Darüber hinaus gibt es von der Bundesebene her auch zahlreiche ökumenische Aktivitäten: zum Beispiel die jährliche „Woche der ausländischen Mitbürger/Interkulturelle Woche“ oder die von der Arbeitsgemeinschaft Christlicher Kirchen angeregten Aktionen „Lade deinen Nachbarn ein!“ und „Weißt du, wer ich bin?“

Grundlage für all dieses Engagement ist die christliche Überzeugung von der Würde jedes Menschen, die in der Gottebenbildlichkeit begründet ist. Diese Überzeugung schärft die Sensibilität für das persönliche Schicksal der Migranten, unabhängig von deren religiösen, kulturellen und nationalen Zugehörigkeiten. Sie schärft auch das Bewusstsein dafür, dass in diesen Menschen und ihren Nöten Gott selbst um Aufnahme bittet: *„Was ihr für einen meiner geringsten Brüder getan habt, das habt ihr mir getan.“* (Mt 25,40)

Interreligiöser Dialog

Zu einer gelingenden Integration gehört dann nach christlichem Selbstverständnis aber auch der interreligiöse Dialog. Eine geistige Grundlage dafür bietet das Zweite Vatikanische Konzil, das zu einer innerkirchlichen Erneuerung führte und auch das Verhältnis zu den nicht christlichen Religionen neu bestimmte.

Dazu heißt es zum Beispiel in der Erklärung über das Verhältnis der Kirche zu den nicht christlichen Religionen *„Nostra aetate“*:

„Die katholische Kirche lehnt nichts von alledem ab, was in diesen Religionen wahr und heilig ist. Mit aufrichtigem Ernst betrachtet sie jene Handlungs- und Lebensweisen, jene Vorschriften und Lehren, die zwar in manchem von dem abweichen, was sie selber für wahr

*hält und lehrt, doch nicht selten einen Strahl jener Wahrheit erkennen lassen, die alle Menschen erleuchtet.“*³

Und am Schluss des betreffenden Dokumentes findet sich die Aussage:

„Wir können ... Gott, den Vater aller, nicht anrufen, wenn wir irgendwelchen Menschen, die ja nach dem Ebenbild Gottes geschaffen sind, die brüderliche Haltung verweigern. Das Verhalten des Menschen zu Gott dem Vater und sein Verhalten zu den Menschenbrüdern steht in so engem Zusammenhang, dass die Schrift sagt: ‚Wer nicht liebt, kennt Gott nicht‘.“ (1 Joh 4,8)

*„So wird also jeder Theorie oder Praxis das Fundament entzogen, die zwischen Mensch und Mensch, zwischen Volk und Volk bezüglich der Menschenwürde und der daraus fließenden Rechte einen Unterschied macht. Deshalb verwirft die Kirche jede Diskriminierung eines Menschen oder jeden Gewaltakt gegen ihn um seiner Rasse oder Farbe, seines Standes oder seiner Religion willen, weil dies dem Geist Christi widerspricht.“*⁴

Auf dieser geistigen Grundlage möchte ich für einen konkreten Verständigungsprozess in Sachsen-Anhalt zwei Aspekte besonders hervorheben.

Religion als Integrationshindernis?

Jugendliche aus unserer Region wurden einmal gefragt, ob sie evangelisch oder katholisch seien. Und die Antwort war: „Wir sind normal!“ Für etwa 80 Prozent der Bevölkerung Sachsen-Anhalts gehört es zur Normalität, keiner christlichen Kirche und auch keiner anderen Religion anzugehören. Von daher kann vielleicht unter manchen die Meinung aufkom-

³ NAE 2.

⁴ NAE 5.

men, Zuwanderer mit fremden Religionen könnten nur dann erfolgreich integriert werden, wenn sie weitgehend auf ihre religiösen Überzeugungen verzichteten und sich der mehrheitlich religionslosen Bevölkerung anpassten. Klischeehaft wird Religion zudem recht schnell mit Fanatismus, Kriegen und Terrorismus in Verbindung gebracht. Religion erscheint so als ein beträchtliches Integrationshindernis.

Dem ist entgegenzuhalten, dass weltweit die meisten Menschen einer Religion angehören und diesbezüglich nur Ostdeutschland und Tschechien (besonders Böhmen) die Ausnahme bilden. Die Religion eines Menschen zu respektieren und zu schätzen, ist ein Ausdruck dafür, dass man seine Menschenwürde tatsächlich ernst nimmt. Deshalb halte ich es für wichtig, dass in unserer ostdeutschen Gesellschaft nicht nur Vertreter verschiedener Religionen ins Gespräch kommen, sondern auch die einbezogen werden, die keiner Religion angehören und sich als Nichtgläubige verstehen.

Ein Dialog des Lebens und des Handelns

Wie kann nun ein interreligiöser Dialog konkret aussehen? Sicher muss er auf verschiedenen Ebenen stattfinden. Die Texte des Päpstlichen Rates für den interreligiösen Dialog nennen zum Beispiel in Bezug auf die Begegnung zwischen Muslimen und Christen vier verschiedene Ebenen: den Dialog des Lebens, den Dialog des Handelns, den Dialog des theologischen Austausches und den Dialog der Glaubenserfahrung.

Der Dialog des theologischen Austausches sollte vor allem den Experten vorbehalten bleiben. *„Es handelt sich dabei nicht nur um Gespräche von Theologen, die sich im interreligiösen Gespräch engagieren, sondern auch von Fachleuten, die in einem Spezialgebiet bewandert sind und sich über die Grenzen der Religionsgemeinschaften hinaus darüber austauschen.“*⁵

⁵ Christen und Muslime in Deutschland, Arbeitshilfe der deutschen Bischöfe Nr. 172, 2003, S. 143.

Kirchlicherseits bietet auch hier das Zweite Vatikanische Konzil eine Richtschnur. So heißt es zum Beispiel in der Erklärung *„Nostra aetate“*:

*„Mit Hochachtung betrachtet die Kirche auch die Muslime, die den alleinigen Gott anbeten, den lebendigen und in sich seienden, barmherzigen und allmächtigen, den Schöpfer des Himmels und der Erde, der zu den Menschen gesprochen hat.“*⁶

Dringlicher und realistischer als der theologische Austausch erscheint mir für die alltägliche Praxis hingegen jener Dialog des Lebens und des Handelns, in dem die gemeinsamen Freuden und Leiden geteilt werden, man sich gegenseitig kennenlernt und nach Formen sucht, wie man in einer demokratischen Gesellschaft in aller Pluralität sinnvoll zusammenleben kann. Hier sind wir alle gefordert:

*„Christen und Muslime, zusammen mit Juden und anderen Menschen guten Willens wissen sich eingeladen, ‚die Welt zu vervollkommen‘ durch einen ‚besseren Dienst am Menschen‘. In Dialog und Zusammenarbeit gilt es auf lokaler, regionaler und internationaler Ebene in dieser Richtung voranzugehen: Aufbau wirklich pluraler Gesellschaften; Achtung der Rechte der Minoritäten sowie der Rechte der Kinder und Minderjährigen; Stützung der Familie; Einsatz für die genuinen Rechte der Frau und für demokratische, zivilgesellschaftliche Strukturen; Anstrengungen zur Verwirklichung sozialer Gerechtigkeit und einer Kultur des Friedens.“*⁷

⁶ NAE 3.

⁷ Christen und Muslime in Deutschland, S. 160 f.

Absage an Hass und Gewalt: ein Plädoyer für die unantastbare Würde des Menschen

Zu dieser Suche nach einem friedlichen Zusammenleben gehört es auch, sich als Kirche überall dort einzumischen, wo die Würde des Menschen mit Füßen getreten wird. Das heißt in unserer Gesellschaft derzeit vor allem: wo Rassismus und Fremdenfeindlichkeit zu Hass und Gewalt führen, wo Ängste und Vorurteile geschürt werden und wo versucht wird, unsere Demokratie zu untergraben. Wir lassen uns hier nicht den Mund verbieten und in die Privatsphäre drängen. Das Evangelium ist politisch. Deshalb haben wir uns als katholische und evangelische Kirchen angesichts verschiedener Übergriffe rechtsextremistischer Gruppen bereits im Jahr 2007 mit einem gemeinsamen Wort an alle Christen in Sachsen-Anhalt gewandt und zu einer Kultur der Aufmerksamkeit aufgerufen. Im gleichen Jahr entstand die ökumenische Initiative „hingucken ... denken ... einmischen ... Magdeburg aktiv gegen Rechts“, die bereits zwei Mal vom Bündnis für Demokratie und Toleranz der Bundesregierung ausgezeichnet wurde und im vergangenen Jahr einen Katholischen Preis gegen Fremdenfeindlichkeit und Rassismus erhalten hat. Katholische und evangelische Christen wirken in dieser Initiative gemeinsam rechtsextremistischen Tendenzen in Magdeburg entgegen, indem sie zum Beispiel auf der „Meile der Demokratie“ (jedes Jahr am 16. Januar) zu regelmäßigen Gedenkzeiten für die Opfer rechter Gewalt einladen, eine Straßenbahn zum Thema „Vielfalt erleben“ gestaltet haben und sich in jüngster Zeit für Flüchtlinge engagieren.

Angesichts der Herausforderungen, vor die wir in unserem Land derzeit gestellt sind, haben wir 2015 als katholische und evangelische Kirchen ein „Gemeinsames Wort zur Flüchtlingssituation“ veröffentlicht. Darin heißt es:

„In Sachsen-Anhalt setzen wir uns ein für den stärkeren interreligiösen Dialog, um Fremdheit abzubauen und gegenseitiges Ken-

nenlernen zu erleichtern. Und wir rufen dazu auf, sich menschenfeindlichen und rechtsextremen Parolen entgegenzustellen. Wo immer die Würde des Menschen angetastet wird, werden unsere grundlegenden gemeinsamen Werte mit Füßen getreten. Wir bitten Politikerinnen und Politiker, die Verantwortlichen in den Medien und alle Menschen guten Willens, für den uneingeschränkten Respekt vor der Würde jedes Menschen in Deutschland und Sachsen-Anhalt einzustehen!“⁸

In diesem Sinne haben wir auch zur Landtagswahl am 16. März 2016 aufgerufen und auf Kriterien hingewiesen, die im Einklang mit dem Evangelium Jesu Christi stehen. Wir halten die Demokratie für ein kostbares Gut, das von Recht und Werten geprägt ist, das Freiheit ermöglicht und auch dazu herausfordert. Demokratie ist sicher „nicht unbedingt ein Paradies oder Schlaraffenland“, doch lohnend, sich weiterhin für sie einzusetzen und sie durch Wahlen zu unterstützen.

Es steht uns zwar nicht zu, irgendeine Partei zu empfehlen. Sehr wohl sehen wir uns aber in der Verantwortung, darauf aufmerksam zu machen, welche Parolen und Tendenzen sowohl unseren christlichen Prinzipien als auch unseren freiheitlich-demokratischen Werten widersprechen. Wir halten „es für entscheidend, nicht denen zu verfallen, die demagogisch argumentieren oder den Himmel auf Erden versprechen.“⁹ Und wir nehmen es nicht hin, dass ein christliches Europa von Leuten beschworen wird, die ganz offensichtlich antichristliche Positionen vertreten. Hier gilt es, die weiteren Entwicklungen aufmerksam und kritisch zu begleiten. „Die Würde des Menschen ist unantastbar“: Das ist auch nach dem Grundgesetz die Basis für das Zusammenleben in unserem Land.

⁸ Gemeinsames Wort zur Flüchtlingssituation, 2015.

⁹ Demokratie ist kein Paradies. Aufruf zur Landtagswahl am 13. März 2016.

„Diese Würde gilt für alle Menschen. Sie besteht unabhängig von Religion und Herkunftsland und ist grundlegend für unsere europäische Kultur.“¹⁰

Mögen deshalb in Sachsen-Anhalt auch weiterhin Solidarität, Weltoffenheit und ein friedliches Miteinander selbstverständlich sein.

Zur Person Bischof Dr. Gerhard Feige

Dr. Gerhard Feige, geboren 1951 in Halle (Saale), Studium der Philosophie und Theologie in Erfurt, 1978 Priesterweihe, 1988 Promotion, Studienaufenthalt in Rom, 1994 Berufung zum Professor für Alte Kirchengeschichte, Patrologie und Ostkirchenkunde in Erfurt, ab 1999 Weihbischof in Magdeburg, seit 2005 Bischof von Magdeburg, seit 2012 Vorsitzender der Ökumenekommission der Deutschen Bischofskonferenz, seit 2014 Mitglied des Päpstlichen Rates zur Förderung der Einheit der Christen.

¹⁰ Gemeinsames Wort zur Flüchtlingssituation, 2015.

WIR BRAUCHEN EINEN LANGEN ATEM...

VOM STETIGEN EINSPRUCH DES FREMDEN IN DAS EIGENE

Bischof Dr. Dr. h. c. Markus Dröge

Deutschland hat im Jahr 2015 mit seinem überwältigenden Engagement für Flüchtlinge ein neues Gesicht gezeigt. Dieses Bild hat die Öffentlichkeit geprägt, weit über die Grenzen Deutschlands hinaus. Ich kann dieses Bild für die vielen haupt- und vor allem ehrenamtlich engagierten Menschen in den Kirchengemeinden und den Einrichtungen der Diakonie nur unterstreichen. Unsere Gesellschaft und auch wir als Kirche haben viele Ressourcen und Mittel eingesetzt, um Menschen, die in Not geraten sind, Zuflucht zu gewähren. Vor allem aber haben sich unzählige Menschen sozial engagiert und für andere eingesetzt und tun dies weiterhin.

Die Flüchtlinge, die zu uns kommen, öffnen uns die Augen für die Realität der Globalisierung. Die Probleme der Globalisierung sind kein Phänomen der fernen anderen, sondern betreffen uns in gleicher Weise hier in Europa und in Deutschland. Abgründe und Hilflosigkeit tun sich auf. Verdrängte europäische Probleme werden offenbar. Ein neuer Nationalismus hält in vielen europäischen Staaten Einzug, der sein Heil im Eigenen sucht. Und auch in Deutschland haben wir mit Rechtspopulisten und rechtsextremen Kräften zu kämpfen, die längst nicht mehr nur mit Worten zündeln.

„Wir leben nicht in einer Ära des Wandels, sondern erleben den Wandel einer Ära“, hat Papst Franziskus im November 2015 vor italienischen Bischöfen gesagt. Offensichtlich haben die eigentlichen Herausforderungen für Europa jetzt erst begonnen. Die Frage, ob und wie Europa die Herausforderung der Flüchtlingsnot bewältigt, ist zu einer Schlüsselfrage

geworden. Die erste Welle spontaner Hilfsbereitschaft in unserem Land muss sich jetzt in einem langfristigen, gesamtgesellschaftlichen Engagement für die Integration der zu uns Gekommenen fortsetzen. Unsere Gesellschaft und besonders auch die Kirchen und Religionsgemeinschaften sind gefordert, sich ganz neu auf die stetige Differenz des Eigenen und des Fremden einzustellen und in einer globalisierten Welt Wege zu suchen, den christlichen und europäischen Wert der Menschenwürde mit Leben zu füllen. Im Antlitz und im Umgang mit dem Fremden zeigt sich immer auch die Identität des Eigenen und die helfende Zuwendung zum Fremden ist immer auch Ausdruck der eigenen Menschlichkeit.

„Wir sind eine Kirche mit Flüchtlingen“

Das Eigene im und mit dem Fremden entdecken: zum Beispiel am Ewigkeitssonntag in der Flüchtlingskirche in Berlin-Kreuzberg. Wir feiern gemeinsam Gottesdienst. Menschen kommen nach vorne und zünden eine Kerze an. Unter ihnen sind Geflüchtete, ehrenamtliche Helfer_innen und andere Gottesdienstbesucher. Mit dem Licht erinnern wir an die auf der Flucht gestorbenen Menschen. An diejenigen, die es nicht geschafft haben, sondern ertrunken sind oder schon davor durch Gewalt und Krieg in ihrem Land ihr Leben verloren haben. Und wir denken an diejenigen, die überlebt haben und um einen Menschen trauern oder Familienangehörige in der Heimat zurücklassen mussten. Wir beten gemeinsam mit den Menschen, die zu uns nach Deutschland gekommen sind, um Zuflucht zu finden und nach neuen Lebensperspektiven zu suchen. Im Gottesdienst spricht auch ein muslimischer Vertreter ein paar Worte und macht damit deutlich, dass wir gerade im Angesicht des Leidens als Religionsgemeinschaften zusammenstehen müssen.

„Wir sind eine Kirche mit Flüchtlingen“. So heißt es in der Konzeption zur Flüchtlingsarbeit unserer Kirche. Bewusst heißt es nicht, dass wir „jetzt“ oder angesichts der „momentanen Situation“ eine Kirche mit Flüchtlingen sind, sondern wir verstehen diese Arbeit als dauerhafte Aufgabe. Wir

blicken in unserer Kirche auf eine lange Tradition der Flüchtlingsarbeit zurück. Schon in der Bibel hören wir den Auftrag, Asylsuchende nicht abzuweisen, sondern sie besonders zu schützen. Der biblische Gott ist ein Gott der Menschen- und Fremdenliebe. So heißt es zum Beispiel in den Psalmen: „Wie köstlich ist deine Güte, Gott, dass Menschenkinder unter dem Schatten deiner Flügel Zuflucht haben.“¹ Deshalb haben wir im Oktober 2015 die erste deutsche Flüchtlingskirche in Berlin-Kreuzberg eröffnet. Sie ist ein Ort der Beratung. Für Flüchtlinge. Aber auch für ehren- und hauptamtliche Mitarbeitende. Aus-, Fort- und Weiterbildung gibt es hier. Die Flüchtlingskirche ist ein geistlicher Ort. Ein Ort des Gebets. Aber vor allem sollen hier Hoffnung und Dankbarkeit zu Hause sein. Hier sollen Menschen einander begegnen können, Menschen, die unser Leben bereichern und uns noch einmal anders auf uns selbst schauen lassen. In alledem ist die Flüchtlingskirche ein öffentlicher Ort, an dem wir mit Flüchtlingen in die Gesellschaft hinein deutlich machen können, was es heißt, miteinander zu leben und füreinander Verantwortung zu übernehmen. Das geht nicht von heute auf morgen. Wir brauchen einen langen Atem, um die neuen Bürger_innen in unsere Gesellschaft einzuführen, um ihnen zu helfen, unsere Sprache zu lernen und um sie in unser differenziertes und oft kompliziertes gesellschaftliches Leben mit hineinzunehmen. Die Flüchtlingskirche ist ein Symbol dafür, dass die Arbeit mit Flüchtlingen nicht tagesabhängig ist, sondern dass sie zu uns als Kirche dazugehört, dass sie Wesensausdruck des christlichen Glaubens ist. Und nicht nur zu uns als Kirche gehört das Leben mit Flüchtlingen, sondern zum Leben der Gesellschaft insgesamt. Auch dafür ist die Flüchtlingskirche ein Symbol. Sie zeigt, dass der Umgang mit Fremden zu unserem Eigenen, also zu unserer gesellschaftlichen Identität, wesentlich dazugehört.

¹ Psalm 36,8.

Gesicht zeigen gegen Fremdenfeindlichkeit

In dem bleibenden Engagement für die Flüchtlinge in unserer Kirche steckt für mich viel Hoffnung und Zuversicht. Die Mitte der Gesellschaft wendet sich nicht ab von der Not, sondern will weiter helfen und sich für den Nächsten einsetzen.

Der katholische Theologe Paul M. Zulehner hat gerade ein Buch veröffentlicht, das folgenden Titel trägt: „Entängstigt Euch! Die Flüchtlinge und das christliche Abendland“. Sehr eindrucksvoll beschreibt er das Ergebnis einer empirischen Untersuchung in Österreich: Diejenigen, die mit Ärger, Hass und Abwehr auf die Flüchtlinge reagieren, sind auch diejenigen, die am stärksten von einer diffusen Angst bedrängt sind. Zulehner unterscheidet zwischen einer heilsamen Furcht, die die realen Probleme erkennen lässt – und die sind wahrlich in Europa zurzeit nicht gering! –, und einer diffusen Angst, die unrealistische Befürchtungen verbreitet und zu Hass und Ablehnung führt. Aufgabe der Kirchen in Europa heute ist es, mit der befreienden Botschaft des Evangeliums diese diffuse Angststimmung heilsam zu überwinden, damit wir einen klaren Blick für die realen Probleme behalten und diese Probleme mit Mut und Augenmaß lösen.

Umso wichtiger ist es, sich nicht von rechtspopulistischen Äußerungen beeindrucken zu lassen, die versuchen, Stimmung zu machen, indem sie die Probleme auf die Schwächsten abwälzen, auf diejenigen, die bei uns Schutz und Zuflucht suchen. Die Vorstellung des Sündenbocks, die religionsgeschichtlich und kulturell längst überwunden ist, ist in den Reden der Rechtspopulisten auf gefährliche Weise präsent.

„Nous sommes unis“ – die Bedeutung des interreligiösen Dialogs

Nach den Anschlägen von Paris im November 2015 und nach der Terrorat von Nizza im Juli 2016 haben wir im Berliner Dom ein multireligiöses Gebet mit Vertreterinnen und Vertretern verschiedener Religionsgemeinschaften initiiert. Auch ein Imam war jeweils zum Gebet eingeladen. Ich bin dankbar, dass solche Gebete miteinander gelingen. Und ich bin dank-

bar in einem Land zu leben, in dem die Religionsfreiheit fest in der Verfassung verankert ist und ein solches öffentliches Zeichen möglich ist. Als Religionsgemeinschaften sind wir besonders gefordert, für den Zusammenhalt der Gesellschaft und für den Frieden in der Welt einzutreten. Dies müssen wir miteinander und öffentlich tun. Unser Religionsrecht ist dafür so gut geeignet wie sonst nur wenige in der Welt. Die Religionen können sich aktiv in die Gesellschaft einbringen – aber sie müssen es auch! Sie können sich bei uns davor nicht drücken. Weder das amerikanische freikirchliche System noch das französische laizistische System sind annähernd so gut in der Lage, die Religionen zu bilden und zu kultivieren. Die historischen Erfahrungen in Deutschland haben ein erfahrungsgesättigtes, exzellentes Religionsrecht hervorgebracht, das weltweit einmalig ist und das, davon bin ich überzeugt, die besten Voraussetzungen bietet, den religiösen Pluralismus zu gestalten. Natürlich muss auch dieses Recht, wie jedes Recht, moderat weiterentwickelt werden. Es bietet aber alle Möglichkeiten, dass Religionsgemeinschaften sich öffentlich einbringen und miteinander das Gemeinwohl der Gesellschaft gestalten und so im stetigen Einspruch des Fremden das Eigene entdecken. Diese Möglichkeiten müssen wir als Religionsgemeinschaften im interreligiösen Dialog noch mehr ausschöpfen.

Wir brauchen einen langen Atem

Das Jahr 2015 wird als das Jahr im Gedächtnis bleiben, in dem Deutschland ein neues Gesicht gezeigt hat, ein befreiendes, ermutigendes Erlebnis. Die neuen Erfahrungen eröffnen Gestaltungsspielräume. Jetzt aber brauchen wir einen langen Atem, damit es uns gelingt, die Würde des Menschen zu bewahren und unsere Gesellschaft mit den vielen Neubürgerinnen und Neubürgern als eine offene, von den Menschenrechten geprägte Gemeinschaft weiterzuentwickeln.

Zur Person Bischof Dr. Dr. h. c. Markus Dröge

Dr. Markus Dröge wurde 1954 in Washington D.C. geboren. Nach dem Studium der evangelischen Theologie in Bonn, München und Tübingen, war er von 1986 bis 1994 Pfarrer der Kirchengemeinde Koblenz-Karthause, seit 1994 der Kirchengemeinde Koblenz-Mitte. Von 1994 bis 1999 verfasste er neben dem Pfarramt seine Dissertation und übernahm 2000 anschließend einen Lehrauftrag für Systematische Theologie an der Universität Koblenz-Landau. 2004 wählte ihn die Kreissynode für acht Jahre in das Amt des Superintendenten im Kirchenkreis Koblenz. Von 2002 bis 2004 hat er eine Ausbildung als Systemischer Berater beim Institut für Familientherapie Weinheim absolviert. 2009 wurde er zum Bischof der Evangelischen Kirche Berlin-Brandenburg-schlesische Oberlausitz gewählt. Er ist seit 2012 Aufsichtsratsvorsitzender des Evangelischen Werkes für Diakonie und Entwicklung. Seit November 2014 ist er Ratsmitglied der der EKD. Markus Dröge ist verheiratet und hat drei Kinder.

DIE FLÜCHTLINGSKRISE AUS DEN AUGEN EINES KINDES

Johanna Böshans

Liebe Charda,

heute hat mir Mama ein bisschen von Dir erzählt und mir gesagt, ich soll Dir einen Brief schreiben. Sie meinte, dass Du jetzt ganz neu in einem Flüchtlingsheim in Deutschland wohnst. Mamas Freundin arbeitet dort und hat Mama von Dir erzählt. Und weil Du neun Jahre alt bist, genau wie ich, meinte sie, dass Du Dich bestimmt über einen Brief von mir freuen würdest. Deswegen schreibe ich Dir jetzt. Von Opa habe ich noch dieses tolle Briefpapier mit den vielen Pferden und Blumen drauf. Und siehst Du da oben? Den Briefkopf? Da ist mein Name eingepreßt. Opa sagt, dass jedes anständige Mädchen Briefpapier mit eingepreßtem Namen braucht. Hast Du so ein tolles Briefpapier auch? Wenn nicht, dann redet mein Opa bestimmt mal mit Deinem Opa, damit Du auch so was Schönes bekommst.

Ich finde es trotzdem komisch, Dir einen Brief zu schreiben. Wenn ich Deine Handynummer hätte, dann könnte ich Dir doch einfach eine SMS schreiben. Oder per Whatsapp. Oder wir könnten auch telefonieren. Je nachdem, welche Flatrate Du aktuell hast. Ich habe noch super viele Freiminuten, deswegen kann ich Dich ja einfach mal anrufen.

Mama hat gesagt, Dir geht es gerade nicht so gut. Sie sagt, Du und Deine Familie, Ihr seid Flüchtlinge und fühlt Euch alleine. Ich kann Dich aber beruhigen: Hier in Deutschland bist Du gar nicht so alleine. Erst gestern hat Papa die Nachrichten geguckt und dort wurde gesagt, dass es ganz, ganz viele Flüchtlinge bei uns gibt. Das ist doch toll! Vielleicht solltest Du einfach mal auf Facebook schauen, dort kannst Du nämlich Gruppen gründen. Dort können dann alle rein, die zu dieser Gruppe

passen. Ich bin zum Beispiel in der Sonnenhof-Gruppe. Da sind eine Menge andere Kinder, die alle auf dem gleichen Reiterhof sind wie ich – eben auf dem Sonnenhof. Lina ist auch in der Gruppe und die ist jetzt meine beste Freundin. Erst gestern durfte sie Joschi reiten, obwohl das eigentlich mein Lieblingspony ist. Aber für beste Freunde macht man so was.

Oma hat mir heute beim Frühstück erzählt, dass Du traurig bist, weil Du gar nichts hast. Dein Lieblingsspielzeug liegt noch in Deinem alten Zuhause in Syrien. Wo ist denn Syrien überhaupt? Und wie ist das Wetter da? Bestimmt nicht so gut, denn sonst wärt Ihr ja nicht weggegangen. Meine Mama schimpft oft über das Wetter bei uns in Deutschland. Und dann sagt sie, dass sie am liebsten raus will aus Deutschland. Vielleicht machen wir das ja mal und dann bin ich auch ein Flüchtling! Die Vorstellung, dass Du Deine Spielsachen noch in Syrien hast, finde ich traurig. Aber, ob Du es glaubst oder nicht, mir geht es gerade ganz genauso. Ich habe nämlich vor kurzem zum dritten Mal meine Hausaufgaben in Rechnen nicht gemacht und einen blauen Brief bekommen. Papa war dann ziemlich sauer und hat mir mein neues iPad weggenommen. Dabei hatte ich doch ganz, ganz neue Spiele drauf! Ich finde so was immer voll fies, besonders, weil mein iPhone gar nicht so viele Spiele hat. Ich verstehe Dich also, wenn Du jetzt sauer oder traurig bist. Aber wenn Du magst, kann ich Dir mal schreiben, welche Spiele es auch für das iPhone gibt. Das ist besser als nix, finde ich.

So, ich muss jetzt wieder aufhören zu schreiben. Mama sagt, ich muss ins Bett, weil morgen ja wieder Schule ist. Ist Deine Mama da auch so streng? Magst Du die Schule auch so wenig wie ich? Meine Lehrerin, Frau Schröder, hat gesagt, dass Flüchtlinge wie Du einfach die Orte verlassen, an denen es wirklich nicht schön ist. Frau Schröder meinte, dass das sehr mutig ist. Aber als ich daraufhin meinen Ranzen gepackt habe und nach Hause aufgebrochen bin, habe ich extrem viel Ärger bekommen. Ich musste zum Direktor und der hat mich ausgeschimpft. Als ich gesagt habe, dass ich ein mutiger Flüchtling bin und doch einfach nur von schlimmen Orten wegwill, hat er noch mehr geschimpft. Frau

Schröder auch. Ich verstehe diese Lehrer einfach gar nicht! Hast Du auch so doofe Lehrer?

Ich hoffe, Du liest diesen Brief ganz schnell. Ich finde das ultra dumm, dass es bei Briefen keine Sendebestätigung gibt. Trotzdem freue ich mich schon auf Deine Antwort und bin gespannt, was Deine Hobbys sind, ob Du Schule auch doof findest und vor allem, ob Du Dein iPad und Deine restlichen Spielsachen schnell wieder zurückbekommst!

Viele Grüße auch an Deine Familie und an Deine Maus. Frau Huber von nebenan hat gesagt, dass die Flüchtlinge in Deutschland alle Mäuse haben. Das finde ich toll. Mama erlaubt mir leider keine.

Deine Fiona

Zur Person Johanna Böshans

Johanna Böshans, 1988 in Kaiserslautern geboren, veröffentlichte bereits 2011 erste journalistische Beiträge in der Tageszeitung „Die Rheinpfalz“. Seit 2014 verfasst sie humoreske Kolumnen zu den Themen Mode & Lifestyle und publiziert seit 2015 diese auf ihrem Blog „Nichts von der Stange“. Neben ihrer journalistischen Tätigkeit spielt die gelernte Medienkauffrau seit 2001 verschiedene Rollen in diversen Theaterinszenierungen. 2015/16 war sie festes Ensemblemitglied am ABV-Zimmertheater Stuttgart.

DER EINTRITT KOSTET NUR EIN HIGH FIVE

EIN INTERVIEW MIT CULCHA CANDELA

Klaus Marschall

Berlin, 22. März 2016. Es beginnt zu regnen, doch ich sitze im Trockenen und warte in einem Restaurant auf die glorreichen Vier der Berliner Band Culcha Candela: Mateo, Johnny, Chino und Don Cali. Ihre Songs wie zum Beispiel „Monsta“ oder „Hamma!“ erreichten im In- und Ausland Gold- und Platinstatus. Culcha Candela steht als eine der erfolgreichsten Popbands Deutschlands für einen Mix unterschiedlicher Kulturen und vereint zahlreiche, musikalische Einflüsse von Reggae, Dancehall und Hip-Hop. Nach einer kreativen Pause ist die Band seit 2015 mit dem aktuellen Album „Candelistan“ wieder zurück und ich habe natürlich 1.000 Fragen an die Jungs. Die Tür geht auf und einer nach dem anderen betritt das Restaurant.

Hallo! Schön, dass Ihr hier seid und Euch die Zeit für ein Interview nehmt. Culcha Candela ist wieder zurück. Super! Was ist seitdem bei Euch so passiert?

Johnny: Wir haben eine Tour hinter uns, ein neues Album veröffentlicht – „Candelistan“ – und einen neuen Sound in der Viererbesetzung kreiert. Weiter haben wir mit vielen neuen Leuten zusammengearbeitet und neue Bühnenshows entwickelt. Jetzt ist Culcha Candela mit voller Kraft back!

An den Start bringt Ihr als Album gleich ein ganzes musikalisches Land: „Candelistan“. Wie würdet Ihr dieses Land beschreiben?

Chino: „Candelistan“ ist unser Heimatland. Unsere utopische Heimat. Dort fühlen wir uns sehr wohl, weil dort die Menschen sehr offen, herzlich und unvoreingenommen sind. Und genauso wünschen wir uns, dass die Realität auf der ganzen Welt aussähe. Wir haben „Candelistan“ als musikalisches Traumland und Vorbild konzipiert. In diesem Land gibt es keinen Hass. Keine Grenzen – jeder ist willkommen. Der Eintritt kostet nur ein *high five*!

Mateo, ist der Mix verschiedener kultureller Einflüsse auf dem Album etwas Neues oder ist das schon immer ein Anspruch der Band gewesen?

Mateo: Schon immer! Der musikalische Mix unterschiedlicher Einflüsse ist die Grundlage unserer Band und der Musik, die wir machen – also nix Neues!

Don Cali: Das ergibt sich ja schon aus unserem Namen: Culcha Candela.

Mateo: Ja!

Johnny: Die verschiedenen kulturellen Richtungen geben unserer Musik Feuer, positive Kraft und Energie.

Ist die Band mit dem neuen Album, jetzt in der Viererbesetzung, etwas reifer oder auch erwachsener geworden?

Don Cali: Geordneter und musikalisch übersichtlicher vielleicht! Erwachsener sind wir in unserer Pause geworden. Wir haben uns alle einfach mal Zeit genommen, darüber nachzudenken, was wir so erlebt haben. Da reift man ein bisschen! Und all das brachten wir dann wieder in unser neues Album ein.

Wie kann denn aus Eurer Sicht „Candelistan“ in Deutschland Realität werden? Gerade im Hinblick auf die aktuelle Flüchtlingssituation braucht es ja etwas mehr als nur ein high five.

Chino: Es gibt so viele Menschen, die notgedrungen ihre Heimat verlas-

sen müssen. Weil in ihren Ländern die schlimmsten Zustände herrschen und es einfach keinen anderen Ausweg für sie gibt. Diesen Menschen muss natürlich geholfen werden. Das ist unsere Aufgabe! Aber auf der anderen Seite ist es selbstverständlich, dass sich die Menschen, die in unser Land kommen, auch an die kulturellen Begebenheiten anpassen müssen und sich bereitwillig integrieren, so dass sie am gesellschaftlichen Leben auch teilnehmen können.

Johnny: Schade ist nur, dass in Deutschland, wenn die Lage etwas ernster und schwieriger wird, viele zu faul sind, sich selbst Gedanken zu machen, und auf irgendeine Welle aufspringen. Auch ohne die aktuelle Flüchtlingssituation sind doch sehr viele in unserem Land noch gar nicht integriert. Wir dürfen da keinen Neid aufkommen lassen.

Ihr habt die Aktion „BOCK AUF BUNT“ ins Leben gerufen. Was verbirgt sich hinter dieser Aktion und wie wichtig ist Euch diese als Band?

Mateo: Dass uns „BOCK AUF BUNT“ für die Gesellschaft wichtig ist, zeigt sich ja schon an unserem Aussehen. Es gibt aber Leute, die *liken* bei Facebook unsere Seite, und wenn wir Position zum Beispiel gegen die AfD beziehen, schreiben sie uns voller Wut in den Kommentaren. Da frage ich mich immer, ob die sich mal angesehen haben, wie wir aussehen. Ich finde unser Aussehen als Band ist ein ganz klares Statement. Ich weiß nicht, ob man da überhaupt irgendetwas anderes denken kann. Von daher ist für uns „BOCK AUF BUNT“ das Normalste und Wichtigste auf der Welt. Wir haben uns natürlich gefragt, wie können wir aktiv mit unserem Aussehen als Band und unseren Statements bei den ganzen aktuellen Herausforderungen, die unser Land und unsere Gesellschaft auch in Europa zu bewältigen hat, helfen? Wir haben uns gedacht, wir geben dem Ganzen einen Slogan: „BOCK AUF BUNT“. Unter diesem Slogan haben wir unter anderem über den Ticketverkauf zu unserer Tour oder über den Verkauf von T-Shirts mit unseren Statements Geld für PRO ASYL gesammelt. Wir werden diesen Slogan als „Dach“ für weitere Aktionen für eine buntere Gesellschaft behalten. Zum Beispiel unterstützen wir gerade

DIE ARCHE, die sich um benachteiligte Kinder und Familien in unserer Gesellschaft kümmert. Heute kommen natürlich noch viel mehr Kinder aus den unterschiedlichsten Ländern hinzu – daher ist DIE ARCHE auch etwas bunter geworden. Somit passt auch dieses Engagement natürlich ganz gut zu unserem Slogan.

Chino: Für uns ist natürlich der Slogan auch eine Ansage gegen die aufsteigenden rechten Proteste. Er setzt etwas Positives dagegen und nicht so etwas wie: „Ihr schieß Nazis!“ Wir haben Bock auf die Vielfalt der Kulturen, die uns bereichern, und nicht Angst davor. Wir möchten eher die Angst nehmen! Es wird zukünftig noch viel stärker werden, dass sich unterschiedliche Kulturen gegenseitig bereichern – davor darf man keine Angst haben. Man muss es als Chance begreifen!

Don Cali: Deutschland ist doch heute nichts anderes als eine Zusammenführung verschiedener Kulturen. Flucht aus Deutschland oder nach Deutschland gehörte schon immer zu unserer Geschichte. Es ist doch völlig normal, dass sich Kulturen mixen. Das war doch schon immer so!

Chino: Man darf deswegen aber nicht die Sorge haben, dass man etwas verliert, einem etwas weggenommen wird, denn genau das Gegenteil ist der Fall. Man gewinnt etwas dazu und wird bereichert. Viele Menschen haben immer ganz schnell die Angst, dass sie selber zu kurz kommen, aber langfristig werden sie wachsen. Das ist unsere Überzeugung als Band!

Don Cali: Ich glaube, ohne die Menschen aus dem Ausland wäre Deutschland nicht das, was es heute ist. Nicht zu vergessen, dass auch den Deutschen gerade während und nach der Nazi-Zeit Asyl gewährt wurde. Wenn wir glauben, wir hätten unseren Wohlstand und unsere wirtschaftliche Stabilität aus eigener Kraft erreicht, dann lügen wir uns selbst an. Ich glaube, die Politik „vernachlässigt“ gerade etwas das Volk. Sie sollte für mehr Aufklärung sorgen und den Menschen erklären, was gerade geschieht und warum so viele Menschen nach Deutschland und Europa fliehen.

Mateo, ich glaube, es ist unbestritten, dass Deutschland als eines der reichsten Länder in der Europäischen Union Flüchtlinge aufnehmen muss. Ist es aber nicht auch unsere Pflicht, jedem einzelnen aufgenommenen Flüchtling gerecht zu werden, und ist dafür vielleicht sogar eine Obergrenze nötig?

Mateo: Boa, sehr complicado!

Don Cali: Ein Bombenanschlag wie der heutige auf den Flughafen sowie die Metrostation in Brüssel geschieht in Syrien und in anderen Flüchtlingsländern jeden Tag. Es explodieren Bomben und es werden Menschen getötet, die damit überhaupt nichts zu tun haben. Natürlich wollen die Menschen dort nur flüchten. Die haben Angst um ihr Leben und würden viel lieber in ihrer Heimat bleiben – wenn es ginge. Und wenn die Menschen zu uns nach Deutschland kommen, dann doch nicht, weil sie ihre Heimat hassen, sondern weil es dort unerträglich ist. Wir sollten uns eher fragen, welchen Anteil Deutschland und Europa an diesen Zuständen in diesen Ländern hat.

Johnny: So eine Obergrenze ist ein sehr theoretisches Konstrukt. Wie will man sie messen? Was ist denn mit den Menschen außerhalb der Obergrenze? Es bringt nix, sich damit zu beschäftigen, wann etwas genug ist, sondern nur die Frage: Was ist die Lösung? Wenn man offen und positiv eingestellt ist und sich nicht auf ein eventuelles Scheitern konzentriert, wird man eine Lösung finden.

Mateo: Grundsätzlich haben alle Länder, denen es besser geht als anderen, die Pflicht zu helfen und Asyl zu gewähren. Die Probleme, die es in den heutigen Flüchtlingsländern gibt, sind nicht hausgemacht, sondern wurden teilweise durch das politische „Engagement“ der Amerikaner und Europäer herbeigeführt. Wir sind doch alle daran beteiligt. Daher haben wir auch alle die Pflicht zu helfen und ich verstehe nicht, warum so vieles an Deutschland hängen bleibt. Teilweise ist es eine Frechheit, dass sich die anderen Länder in Europa so unsolidarisch zeigen.

Zum Beispiel Polen?

Mateo: Ganz schlimm; der gesamte Ostblock. Die Leute profitieren die ganze Zeit von EU-Töpfen. Man muss ihnen vielleicht mal ganz knallhart sagen: „Wenn ihr da jetzt nicht mitmacht, bekommt ihr einfach kein Geld!“ Aus die Maus! Aus meiner Sicht hätte sich Westeuropa nach dem Fall des Eisernen Vorhanges viel stärker in Osteuropa engagieren sollen. Mehr in Infrastruktur und Bildung investieren sollen, damit die Menschen heute nicht auf rechtspopulistische Rattenfänger hereinfallen.

Don Cali: In Deutschland gibt es immer mehr Rentner und es werden in den kommenden zehn Jahren noch mehr werden. Wer arbeitet denn künftig für unsere Wirtschaftskraft? Zahlt die Steuern? Eigentlich ist doch die Flüchtlingssituation sehr gut für Deutschland, um die Wirtschaftskraft langfristig zu erhalten. Wir müssen die Flüchtlinge „nur“ in Arbeit integrieren. Das ist der Punkt!

Mateo: Polen hat die gleichen soziodemografischen Probleme wie Deutschland: Die Gesellschaft stirbt aus. Jeder der sich vormacht, dass ein europäisches Land alleine existieren könnte, ist ein Träumer. Es geht nur noch im Wirtschaftsverbund. Zum Thema Obergrenze verstehe ich einfach nicht, warum es gerade so ist, wie es ist. Warum man Menschen über Tausende Kilometer ziehen lässt und dann hier irgendwie guckt, wer hier ankommt. Warum hat man nicht schon vor Jahren in den Anrainerstaaten Camps errichtet, um dort Flüchtlinge für Europa gezielt anzuwerben und sie damit einwandern zu lassen. Und das Flugticket bezahlt, denn das kostet ja viel weniger als die bis zu 8.000 Euro/Dollar an einen Schlepper, der sie dann in so ein Ruderboot steckt. Man würde somit auch wissen, wer eigentlich in Europa oder Deutschland ist und wie viele Flüchtlinge aufgenommen wurden. Leider haben aus meiner Sicht die Verantwortlichen für die Koordinierung versagt. Und jetzt hat auch noch die Europäische Union durch den Deal mit der Türkei die Werte und die Moral verraten und verkauft. An ein Land, welches immer mehr in Richtung Diktatur abrutscht.

Gerade soziales Engagement kann so vieles ermöglichen. Ein weiteres Projekt von Culcha Candela ist „Luftpost für Afrika“. Um was handelt es sich bei diesem Projekt?

Johnny: Bei diesem Projekt geht es darum, an einer Schule in Uganda die Bildungschancen zu verbessern. Den Kindern und Jugendlichen dort eine Schul- und Berufsausbildung zu ermöglichen. Perspektiven aufzuzeigen. „Luftpost für Afrika“ richtet sich in Deutschland an Schüler für Schüler in Afrika. Schüler in Deutschland lernen in unterschiedlichen Aktionen Teamwork und ein gemeinsames Ziel zu verfolgen. Viele Schulen in ganz Deutschland beteiligen sich an dieser Aktion. Die Spende eines Schülers für ein Kind in Uganda beträgt nur 1,50 Euro. Der Gegenwert ist ein mit Gas gefüllter Luftballon samt einer Aktionskarte, die an vielen Schulen zu Tausenden als „Luftpost für Afrika“ steigen gelassen werden. Die aktivste Schule in Deutschland werden wir als Band besuchen. Mit dieser Aktion möchten wir in Afrika das Problem bei der Wurzel – Bildungschancen – packen. Damit die Menschen erst gar nicht fliehen müssen. Hilfe zur Selbsthilfe ist unsere Motivation. Bei den Schülern in Deutschland schaffen wir damit ein Bewusstsein für mehr Verantwortung und Toleranz.

Zum Abschluss des Interviews hätte ich für jeden von Euch noch einen Satzanfang und würde Euch bitten, den Satz zu vervollständigen:

Mateo, Deutschland ist für mich ... Heimat.

Johnny, Sprache bedeutet für mich ... Perspektive und Möglichkeiten – ein Schlüssel für vieles.

Don Cali, meine drei Wünsche an Gini aus der Wunderlampe wären ... keine Grenzen, immer die inneren Werte des Menschen zu sehen, Abschaffung des kapitalistischen Denkens.

Chino, Musik ist für mich ... das Schönste, dass die Menschen geschaffen haben, wozu die Menschen imstande sind.

Mateo, Johnny, Chino und Don Cali, vielen Dank für das gemeinsame Interview und Euch alles erdenklich Gute und viel Erfolg weiterhin. Ich bin mir sicher, wir werden in der nächsten Zeit noch viel von Euch hören!

Zur Person Klaus Marschall

Klaus Marschall, 1971 in Ibbenbüren geboren, 1992 bis 1997 Studium der Mathematik und Chemie auf Lehramt in Münster, seit 2001 Lehrer für Mathematik und Chemie am Berufskolleg Berliner Platz des Hochsauerlandkreises Arnsberg, ab 2011 Autorentätigkeit (unter anderem „Hauptsache Laut!“ 2015). Für das Buch „Der Clown mit der Trommel“ (2012) erhielt er den „Deutschen Biographiepreis 2014“.

SEI DU SELBST DER ERSTE FUNKE

Florian Molzahn

Im Dezember 2015 wurde ich von einer bunt gemischten Jury zum *Mister Germany 2016* gewählt. Die ersten Überschriften in den Zeitungen und im Fernsehen waren: „*Das ist Deutschlands schönster Mann*“. Schönheit? Das alleine ist mir zu wenig. Für jedes Jurymitglied galt: „*Das Komplettpaket hat gewonnen! Aussehen, gesunder Körper, Charakter, Charisma, soziale Absichten und bereits längeres Engagement.*“ Und genau so sehe ich es ebenfalls: Aussehen ist Geschmackssache! Ist vergänglich. Doch der Charakter und das Charisma währen ewig. Weil ich das glaube, arbeite ich auch als Coach und Personal Trainer. Dabei geht es mir immer um den Menschen. Ich weiß, das klingt abgedroschen, aber so ist es. Es sind nicht immer Sporteinheiten, die meine Kunden gerade brauchen. Mal ist es eine Sporteinheit, mal aber auch der Austausch über die Ernährung oder das „Ausredenlassen“ über den stressigen Berufsalltag, damit sie wieder zur inneren Ruhe finden können. Ich begleite sie mit Motivation, dem Glauben an jeden einzelnen und der Zuversicht, dass seine oder die gemeinsam gesteckten Ziele erreicht werden.

Könnte das nicht auch ein Ansatz für unseren Umgang mit den vielen Flüchtlingen sein, die zu uns kommen? Viele von ihnen erreichen Deutschland nur mit dem, was sie am Leibe oder mit ihren Händen tragen können. Den letzten Funken Hoffnung auf ein Leben in Frieden haben sie oft mit dem Verlust der eigenen Heimat bezahlt. Ist uns das bewusst? Motivation: Stellen wir diese Menschen in die Mitte unserer Gesellschaft, nicht an den Rand. Glaube: Begegnen wir ihnen offen und nicht als Angstbürger und mit Vorbehalten. Denn auch wir würden bei gleichen oder ähnlichen Situationen in Deutschland unsere Heimat verlassen und uns über jede offene Geste freuen, die uns dann in Empfang nähme. Zuversicht:

Trauen wir ihnen zu, dass sie sich in unsere Gesellschaft integrieren werden, und gestehen wir uns ein, dass dies für sie schwer ist. Geben wir ihnen die Zeit, die sie zur Erreichung ihrer ganz persönlichen Ziele brauchen: Sprache, Bildung, Arbeit. Inneren Frieden!

Unter diesen Gesichtspunkten sehe ich jeden Menschen um mich herum. Im Kern: Wie schlägt ihr/sein Herz? Und dabei ist es mir egal, woher der Einzelne kommt. Wir sind im Ursprung alle gleich. Der „Wille“ der Welt besteht doch aus der Harmonie und Verantwortung allem gegenüber, was sich auf ihr befindet. Wir sind Brüder. Wir sind Schwestern. Wir sind alle ein Teil dieser Welt. Und nur gemeinsam können wir diese mit Verantwortung gestalten. Die Basis dafür ist da: die Vernunft. Wir müssen nichts tun, außer mit ihr – in ihr – zu leben. Ich glaube, wir sind von klein auf Pioniere. Erforscher der Welt und was dahinter verborgen zu liegen scheint. Einer alleine kommt da nicht weit. Dazu gehören viele. Viele Völker und Kulturen. Verschiedene Denkansätze, um das eigene Denken und Handeln stets zu hinterfragen und um letztlich Entwicklung zu ermöglichen. Bei Machthungrigen lässt dabei leider das periphere Sehen nach. Diese verlieren nach und nach die Fähigkeit, mit einer breiteren Perspektive im Hier und Jetzt und in die Zukunft zu sehen. Sich selbst zu fragen: Was haben meine Entscheidungen kurz-, mittel- und langfristig für Auswirkungen auf den „Willen“ unserer Welt? Viel zu selten ist dabei der eigene Blick auf das Wohl der Menschheit gerichtet, obwohl wir alle unter einem „Dach“ leben und uns alle nach Harmonie sehnen. Das macht uns doch gleich. Bei all diesen Worten fragt man sich wahrscheinlich: Ist Florian gläubig? Spirituell oder esoterisch? Ich glaube daran, dass, wenn wir mehr auf unser Herz und unseren Bauch hören würden, wir viel mehr wunderbare Dinge vollbringen könnten. Denn, wer kennt den Satz nicht: „Hätte ich nur besser auf mein Bauchgefühl gehört!“ Eigentlich wissen wir es, und doch handeln wir nach dem Kopf, der uns zu sagen scheint, auf unvorhersehbare Situationen, wie die aktuelle Flüchtlingsthematik, mit Angst und Vorbehalten reagieren zu müssen. Die Medien verstärken dies noch. Aber wo ist da in uns die Vernunft? Motiva-

tion, Glaube und Zuversicht? Das Vertrauen in das Gute im Menschen? Egal, woher er kommt.

Flüchtlinge, sie fliehen aus ihren Ländern zu uns. Ironie-Modus AN: ‚Klar, da liegt es ja auf der Hand, dass sie genau dieses Leid hierherbringen wollen und genauso weiterleben wollen. Darum flüchten sie ja auch. Klar. Macht ja Sinn!‘ Ironie-Modus AUS! ‚Ich bin und bleibe, egal was mir jemand sagt oder vorschreibt, offen für die Welt und für jene, die unsere Hilfe benötigen.‘ Da können die *Hater* und Polemiker sich auf den Kopf stellen und wie kleine Kinder plärren. Unsere Tage sind irgendwie nicht so leicht, oder? Ganz ehrlich, für mich schon!

Zurück zur Zuversicht: Ich glaube daran, dass das Schicksal für jeden von uns etwas Positives schaffen will. Doch das geht nur mit Vertrauen. Vertrauen darauf, dass alles gut wird. Wenn wir unseren Mitmenschen die Hand reichen und Hilfe anbieten. Ich als Coach, Personal Trainer und Model und Sie vielleicht als Handwerker, Lehrer oder Politiker. Dabei kommt es nicht auf die ganz großen Taten an. Oft sind es kleine Gesten, die Herzen verändern. Ein Anlächeln kann schon genügen, um damit zu sagen, dass alles gut wird und wir für die jeweilige Person im Moment da sind. Mit einem Zitat von Johann Wolfgang von Goethe, welches ich vor einigen Jahren von einer guten und gläubigen Freundin hörte, möchte ich meinen Gedankengang zusammenfassen: *„Willst Du glücklich sein im Leben, trage bei zu anderer Glück, denn die Freude, die wir geben, kehrt ins eigene Herz zurück.“* Goethe hat recht! Es klingt vielleicht etwas *spooky* für den ein oder anderen, aber es funktioniert tatsächlich. Seitdem widerfahren mir wunderbare Dinge und ich begegne stets den Menschen, die es ebenfalls gut meinen oder die eine helfende Hand brauchen. Ich glaube an das Gesetz der Resonanz. An jenes Gesetz, dass Gleiches Gleiches anzieht.

So ergeht es gewiss auch den Flüchtlingen. Sie suchen Frieden und Gemeinschaft. Sie suchen nach einem Weg, in einer besseren und guten

Welt zu leben. Schenken wir ihnen dafür Motivation, Glaube und Zuversicht! Geld, Ruhm, Anerkennung und alle diese Dinge haben zu oft nichts mit dem Guten und dem „Willen“ der Welt zu tun. Wenn wir in unseren letzten Atemzügen liegen, wird uns unser Geld, der Ruhm und die Anerkennung kein letztes Mal in den Arm nehmen und uns sagen, wie sehr wir die Zeit miteinander genossen haben. Wie dankbar wir für jeden Augenblick sind. Und dass wir bis in alle Ewigkeit miteinander verbunden sein werden. All dieses Denken, fernab von steuernden Medien, bringt uns einander näher. Lässt uns hinter die Hautfarbe, die Kultur, das Alter, die Religion und die Schönheit blicken. Öffnet Türen und Tore für jeden, der die Gemeinschaft und Zuflucht sucht.

Ein Stück weit kann ich verstehen, dass man dem Neuen mit Angst begegnet. Mit einer Angst vor Veränderungen. Einer vor dem Wandel. Aber nicht mit Anschlägen und Übergriffen. Oder einer rechten Gesinnung. Fragen sind die Antworten auf die Angst: Wie wird sich unsere Gesellschaft in den nächsten Jahren (weiter-)entwickeln? Welchen Einfluss haben die heutige Flüchtlingssituation und -politik darauf? Angst ist verständlich, wenn sie fragt und nach Antworten sucht, denn es gibt keinen Stillstand. Natürlich kommt da schnell die Frage der Integration auf. Als Forderung oder als Perspektive? Bei allem Idealismus steht die Frage im Raum: Wie sollen wir dies nur meistern? Schaffen wir das wirklich? Eine (Not-)Unterkunft und Lebensmittel parat zu haben, ist auf jeden Fall eine nötige Basis. Doch danach muss es mit der Willkommenskultur weitergehen. Es gibt viele Ansätze: Weniger Geld für die Waffenindustrie führt zu mehr Geld für das Wohl der Menschen. Denn nichts ist unnötiger und sinnfreier als Krieg. Doch dies ist nur ein Symptom. Wir müssen bei uns selbst anfangen. Den ersten Schritt auf den Menschen zugehen, auch wenn uns dies in der Vergangenheit vielleicht nicht immer die besten Erfahrungen beschert hat. Wir müssen uns selbst eine Meinung bilden und nicht einfach die übernehmen, die uns Medien und Politik vorgeben scheinen. Weil es bequem ist, nicht denken und hinterfragen zu müssen.

Vernunft und Dialog bauen Angst ab. Auch die vor Fremden. Es ist wichtig, sie von der Furcht zu differenzieren. Angst entsteht im Kopf und ist gesellschaftlichen Ursprungs. Gemacht. Furcht ist vielmehr, wenn uns ein Säbelzahniger ans Leder will. So sehe ich es auch in Bezug auf die Bürger, die beklagen, die vielen Flüchtlinge würden ihnen etwas in der Gesellschaft wegnehmen. Aber was denn? Ich bin mal mutig und behaupte: Diese Angstbürger sind nicht mit sich im Reinen. Es ist für sie leichter, sich mit anderen zu beschäftigen, auf ihnen rumzuhacken, als sich selbstreflektiert zurückzuziehen und über das eigene Handeln nachzudenken. Ich glaube fest daran, dass, wenn wir über unseren Ist-Zustand nachdenken und dieser positiv ist, dann werden wir nicht jammern oder über andere meckern. Wir werden auch nicht getrieben sein von negativen, gestreuten Gedanken, sondern mit dem Herzen handeln. Unsere Grenzen nicht schließen, sondern öffnen.

Die Welt gehört niemandem von uns. Kein Rohstoff, kein Lebewesen, nicht das Wasser zum Trinken und auch nicht die Luft zum Atmen gehören uns. Wir gehören der Welt. Und wenn wir das begreifen, werden wir feststellen, dass der Drang, sich an etwas zu klammern, eigentlich nur eine Manipulation ist. Freiheit heißt loslassen! Freiheit heißt annehmen mit Motivation, Glauben und Zuversicht. Manch einer denkt sich jetzt: Was bitte hat das alles mit *Mister Germany* und Schönheit zu tun? Ganz einfach. Ich möchte motivieren, Dinge wieder zu hinterfragen. Was zwingt Menschen dazu, in ein anderes Land zu flüchten? Was steckt hinter ihrer jeweiligen Lebenswirklichkeit? Was sind seine Absichten? Ist unser eigenes Handeln wirklich das eigene oder spiegeln wir nur das, was uns vorgegeben wurde, wider? Wenn wir ernsthaft nach Antworten suchen, müssen wir unsere Komfortzone verlassen. Hinterfragen. Uns eine eigene, eine echte eigene Meinung bilden und nach ihr mit dem Herzen entscheiden. Sonst wird sich nichts verändern. Hier sind wir in der Verantwortung. Zu oft sind wir in unseren Systemen gefangen, aus denen wir nicht alleine herauskommen. Blind! Ein Vergleich: Manchmal sehen wir uns Stunde für Stunde einen Text an und erkennen doch nicht den

einen kleinen Schreibfehler, der den Sinn des gesamten Textes verfälscht. Es kommt ein anderer hinzu und zack, da fehlt das Komma – und die Perspektive hat sich geändert. Jeder Mensch, ob Flüchtling oder nicht, ob schwarz oder weiß, ob Deutscher oder Araber, jeder bringt sein eigenes kleines „Komma“ – sein Charisma und seine Begabung – in die Geschichte unserer Welt ein und sorgt damit für Sinn, Inspiration und den Fortschritt aller. Lässt uns gemeinsam in Vielfalt wachsen. Wir sind mehr als nur das, was sich in unseren „imaginären und gewollten“ Grenzen verbirgt. Grenzen werden uns als etwas zu Akzeptierendes „anerkennen“. Hier endet ein Land und gleich da drüben beginnt ein neues. Der Diskussionskorridor zwischen beiden scheint nur sehr schmal. Aber niemandem gehört ein Land. Das periphere Sehen muss wieder zunehmen. Wir müssen den Blickwinkel wieder erweitern und erkennen, dass wir alle Teil dieser einen Welt sind. Unsere Gegenwart ist letztlich das, was wir daraus machen. Sich nur zu beklagen hilft nicht weiter. Wir haben jeden Tag die Wahl, ob wir folgen oder vorangehen.

Wie oft sprechen wir vom Frieden und es werden doch Kriege in der Welt geführt und Waffen exportiert, die den Terror bekämpfen sollen. Wird von Naturschutz gesprochen und doch Regenwälder abgeholzt. Es wird über Geschwindigkeitsbegrenzungen gesprochen und sie doch überschritten. Ich folge jenen, die in reiner Absicht und mit bestem Vorbildcharakter vorangehen. Und das Lustige dabei ist, dass die meisten Menschen, die das tun, sich nicht einmal der Führung bewusst sind. Jene, die ich respektiere und meine Vorbilder sind, handeln mit dem Herzen und sind sehr schüchtern, wenn man sie auf ihre Vorbildrolle anspricht.

Vielleicht braucht unsere Gesellschaft das Drücken eines *Reset*-Knopfes. Eine Art Neustart. Rückbesinnung. Die Chance, wieder etwas mehr zusammenzurücken. Was, wenn die Flüchtlingssituation in Deutschland eine solche Chance für uns wäre? Zur Gemeinschaft? Für ein Miteinander? Mir haben die Flüchtlinge die Augen geöffnet. Selbstverständlichkeiten, die das Leben so angenehm machen, infrage gestellt. Was brau-

chen wir denn wirklich zum Leben? Ein Zuhause in friedlicher Umgebung! Nahrung! Eine tägliche Aufgabe! Die Liebe unserer Mitmenschen! Alles andere ist purer Luxus. Schlicht nicht lebensnotwendig. Die Flüchtlinge können uns wieder dem Miteinander näherbringen und zeigen, was wirklich zählt. Wir können gemeinsam mit ihnen – an ihnen – wachsen und beginnen zu teilen. Zeit. Menschlichkeit. Wissen. Oder von dem abgeben, was wir im Überfluss besitzen. Schauen wir nur einmal in unseren Kleiderschrank. Schauen wir auf das Verhalten der Kinder, wenn sie mit anderen spielen. Haben Sie jemals eines von ihnen sagen hören: „Mama, Papa, mit dem will ich nicht spielen. Der sieht anders aus und spricht komisch. Mama, der will bestimmt nur mein Spielzeug klauen!“ Kein Mensch wird mit Vorurteilen geboren. Niemand kommt mit bösen Absichten auf diese Welt. Niemand schaut von Geburt an auf das Äußere. Der Drang zur Gemeinschaft liegt in unseren Wurzeln. Bauen wir Sandburgen alleine? Selten, außer die „Großen“ schreiben es uns vor.

Gehen wir nicht zu verkopft durch die Welt, sondern mit offenen Augen. Werden wir aktiv im Kleinen wie im Großen. Beginnen wir gemeinsam zu verstehen, dass das Gegenüber seine ganz eigene Geschichte hat, die es sich lohnt, in der Begegnung – im Dialog – zu entdecken. Nehmen wir uns ein paar Minuten Zeit und gehen wir aktiv auf Flüchtlinge oder Hilfsbedürftige zu. In der Nachbarschaft, im Supermarkt, in der Straßebahn oder wo immer wir sie mit wachem Auge sehen. Seien wir mutig und stellen wir ihnen die Fragen, die uns wichtig sind, aber auch jene, die uns Angst machen. Hören wir zu! Wir werden überrascht sein und verstehen: Ein einziger Funke vermag es, die Dunkelheit zu erhellen. Sei Du selbst der erste Funke!

Zur Person Florian Molzahn

Florian Molzahn, 1984 in Solingen geboren, arbeitete von 2000 bis 2004 als Elektroinstallateur und von 2004 bis 2015 als Eventmanager. Seit 2015 ist er selbstständiger Personal Trainer und Fußball-Athletiktrainer. Zudem arbeitet er seit 2011 als Model und wurde im Dezember 2015 zum Mister Germany 2016 gewählt. Ehrenamtlich ist er seit 2013 als Botschafter für den Verein Fontanherzen tätig, welcher sich für Kinder mit nur einer Herzkammer einsetzt.

FREMD IM EIGENEN KRANK

Amewu • Semhar Ghide

Jede Einwanderungsdebatte, Kopftuchdebatte, Integrationsdebatte, jede Debatte über das Zusammenleben verschiedener Kulturen in Deutschland macht rassifizierte¹ Menschen zum Objekt ihres Diskurses, wird aber ohne und selten mit uns geführt, obwohl sie über unsere Lebensrealitäten verhandelt. Der folgende Essay will diesen Debatten die Perspektiven rassifizierter Menschen in Deutschland entgegensetzen und verhandeln, wie der erneute Aufschwung des Rechtspopulismus unsere Existenz bedroht.

Sowohl in ihrer Geschichtsschreibung als auch in ihrem gegenwärtigen Selbstbild zeichnet sich die deutsche Gesellschaft anhand einiger Merkmale als eine homogene, ethnische Gruppe. Deutsch, das soll vor allem weiß und christlich sein. Dieses Selbstverständnis zeigt sich sowohl im institutionellen als auch im alltäglichen Umgang mit Menschen, die diesen Eigenschaften erkennbar oder vorgestellt nicht entsprechen, sowie in aktuellen Einwanderungsdebatten, welche sich letztendlich auf die Frage nach ihrem Ausschluss konzentrieren. Eine solche nationale Identität benötigt eine Definition in Abgrenzung zum Anderen, zum Nichtdeut-

¹ Rassifizierung bezeichnet jenen Prozess, durch den Menschen durch die Zuschreibung vermeintlicher Eigenschaften aus einer Gesellschaft ausgeschlossen werden. Anstatt den Ausschluss von Personengruppen aus der Gesellschaft anhand dieser vermeintlichen Eigenschaften implizit zu rechtfertigen, rückt der Begriff die Willkürlichkeit und explizit das Anders-Gemacht-Werden in den Fokus, mit denen Menschen durch diese Rassenkonstruktionen kategorisiert werden. Siehe Terkessidis, Mark. 2004. Die Banalität des Rassismus: Migranten zweiter Generation entwickeln eine neue Perspektive. Bielefeld: Transcript, S. 98: „Mit Rassifizierung meine ich jenen Prozess, der an anderer Stelle als Rassenkonstruktion bezeichnet wird. Ich möchte diesen ganz allgemein als Prozess fassen, in dem einerseits eine Gruppe von Menschen mittels bestimmter Merkmale als eine natürliche Gruppe festgelegt und gleichzeitig die Natur dieser Gruppe im Verhältnis zur eigenen Gruppe formuliert wird.“

schen. Ausländer, Migranten, Menschen mit Migrationshintergrund. Dies sind nur einige der Begriffe, mit denen nicht weiße und/oder nicht christliche Deutsche – und dass dies die Referenzpunkte in einer derart diversen Gesellschaft sind, spricht Bände – fremdmarkiert werden. Bei rassifizierten Menschen wird nicht nur in Deutschland, sondern in ganz Mitteleuropa eine Migrationsgeschichte vermutet, ganz ungeachtet dessen, wie viele Generationen sie nun schon hier sind, ungeachtet dessen, wie viele nicht europäische Kulturen Einfluss auf die Formung Mitteleuropas genommen haben und wie sehr sich die mitteleuropäische Geschichte auf nicht europäischem Boden abspielte.

„Geschichtsschreibung weist ‚den Migranten‘ (einschließlich nachfolgender Generationen bis zur n-ten Ebene) eine platte, eindimensionale Existenz zu, in der sie immer gerade erst angekommen sind und somit nur in der Gegenwart existieren; aber zugleich wie Zeitreisende einer Kultur entstammen, die Jahrhunderte (oder im Falle Afrikas Jahrtausende) zurück erscheint.“²

Somit stellt unsere bloße Existenz als Deutsche in Deutschland einen, wenn nicht sogar den Grundbaustein der aktuellen deutschen Identität infrage. Dies erklärt die Vehemenz und Selbstverständlichkeit, mit der uns dieser Platz außerhalb der deutschen Gesellschaft zugewiesen wird. Diese Positionierung arbeitet dabei gleich mit zwei entgegengesetzten Bildern rassifizierter Menschen: die Unsichtbarmachung unserer Existenz im öffentlichen Raum bei gleichzeitig herausstechender Fremdmarkierung und Überschreibung unserer Identitäten.

Aber dennoch existieren wir und werden laut in dem Kampf dafür, im gesellschaftlichen Bild Deutschlands anerkannt zu werden. Dabei verstoßen wir oftmals gegen das Diktat, welches uns unsere Perspektiven und Empfindungen zu unserer Andersmachung verbietet. Sie bedrohen die

² El-Tayeb, Fatima. 2011. Anders Europäisch – Rassismus, Identität und Widerstand im vereinten Europa. Münster: UNRAST Verlag.

konstruierte Normalität dieses einzigen deutschen Bildes und stellen ein Abweichen von der Norm dar. Je öfter sie kommuniziert werden, desto mehr bewegen wir uns abseits des „Deutschseins“. Hieraus resultiert auch der Vorwurf, wir würden uns selbst ausgrenzen, wenn wir auf rassistische Denkmuster und Strukturen hinweisen. Die deutsche Mehrheitsgesellschaft gibt uns also die Wahl, hier entweder als Unruhestifter zu existieren, die dadurch selbstverschuldet fremd sind, oder hier auf unbestimmte Zeit geduldet zu werden – im Tausch für das Schweigen als Reaktion auf diesen Angriff auf unsere Menschenwürde.

In ihrem Bemühen, eine inklusive Gesellschaft zu verwirklichen, unterläuft der Bundesrepublik in ihrer politischen und medialen Praxis ein Denkfehler: Rassismus und andere Ausgrenzungsmechanismen werden als ein Glaubenssystem einiger Weniger positioniert. Verursacht die Reproduktion rassistischer Inhalte politische Skandale, gilt die öffentliche Aufmerksamkeit der Distanzierung oder dem Bekenntnis der verantwortlichen Akteure und nicht den rassistischen Strukturen, die ihnen zugrunde liegen. Zum anderen wird rechte Gewalt als Randphänomen präsentiert. Wenn der Verfassungsschutz im Falle des NSU versucht, den Kreis der Täter, Unterstützer und Mitwisser so klein wie möglich aussehen zu lassen, und wichtige Akten vernichtet, die das Thema betreffen, verhindert er damit, selbst zur Rechenschaft gezogen zu werden, und lässt gleichzeitig rassistische, organisierte Kriminalität und Gewalt als das Werk radikalisierten Einzeltäter erscheinen. Diese Methode sichert deren Fortbestehen und verleugnet die institutionelle Verankerung rassistischer Praktiken und Wertsysteme.

Um ein klares Beispiel für die Leugnung einer strukturellen Benachteiligung rassifizierter Menschen zu finden, kann ein Blick auf die Situation in den Schulen geworfen werden. Abgesehen davon, dass alltägliche Diskriminierungserfahrungen ein produktives Lernen beeinträchtigen, existieren verschiedene Studien, welche die gesamte diskriminierende Praxis

an Schulen dokumentieren.³ Die angemessenen Reaktionen darauf bleiben aber aus. Die Lehrer stehen nicht nur als Autoritätspersonen und Repräsentanten einer staatlichen Institution nicht weißen Schülern gegenüber, sie sind auch deren Erziehungs- und Schutzbefohlene. Es gibt keine gekennzeichnete Position, an die sich die Schüler wenden können, wenn sie Rassismuserfahrungen mit Mitschülern machen, und auch dann nicht, wenn sie Diskriminierung von Lehrern erfahren. Nicht nur werden die Rassismuserfahrungen der Schüler verleugnet, sondern auch die Ausgrenzungsmacht, die Schulen vor allem im Hinblick auf den gesamten Lebenslauf rassifizierter Menschen besitzen.

In keiner anderen Industrienation ist der berufliche Erfolg so sehr vom sozialen Status abhängig wie in Deutschland. Dies belegen nicht nur die von der Organisation für wirtschaftliche Zusammenarbeit und Entwicklung erstellte Pisa-Studie oder der sogenannte Chancenspiegel der Bertelsmann-Stiftung, der die Gerechtigkeit in deutschen Schulsystemen untersucht. Dass die Herkunft der Elterngenerationen oder der „Migrationshintergrund“ in Deutschland beinahe untrennbar mit dem sozialen Status verbunden ist, wird zudem durch eine Reihe institutioneller und struktureller Praktiken und Realitäten garantiert. Die Heuchelei der politischen Akteure im öffentlichen Raum könnte nicht größer sein, wenn wir für unsere angebliche Integrationsunfähigkeit und unsere Platzierung in der Arbeiterklasse verantwortlich gemacht werden, während gerade die Hürden im Schulsystem und im Arbeitsmarkt so gesetzt sind, dass wir in ihr gehalten werden. Auch außerhalb der jeweiligen Schule gibt es keine unabhängige Anlaufstelle, die sich mit Fällen von Diskriminierung im Bildungssystem beschäftigt. Hier wird versäumt, den Betroffenen einerseits Strategien gegen institutionellen und alltäglichen Rassismus mit auf den Weg zu geben. Oder andererseits das Vertrauen in den deutschen Staat und die deutsche Gesellschaft zu festigen beziehungsweise nicht zu zerstören, indem eine Institution geschaffen wird,

³ Siehe zum Beispiel: Antidiskriminierungsstelle des Bundes. Juli 2013. Diskriminierung im Bildungsbereich und im Arbeitsleben.

die Rassismus mittels Antidiskriminierungsgesetzen entgegenwirkt. Auf eine irreführende Weise wird in Deutschland das Allgemeine Gleichbehandlungsgesetz als Antidiskriminierungsgesetz bezeichnet. Dabei wird die Tatsache ignoriert, dass es keine rechtliche Grundlage bietet, um Diskriminierung aktiv zu bekämpfen. Stattdessen werden Schüler wie auch ihre Eltern damit alleingelassen und im schlimmsten Fall für das Aufbegehren gegen Diskriminierung sanktioniert.

Das Fortbestehen dieses Klassenkreislaufs wird durch die verzerrte Darstellung unserer Existenz im öffentlichen Raum gesichert. Dort zeigt sich der strukturelle Rassismus auch in der Art, wie über uns Debatten geführt beziehungsweise welche Äußerungen von diversen politischen Akteuren in aller Selbstverständlichkeit wiederholt werden. Betrachten wir den oft und in unterschiedlichen Varianten geäußerten Satz „Multikulti ist tot!“ Das ist keine Aussage, das ist eine Bedrohung.

Wir werden nicht nur für tot erklärt, sondern auch selbst für bedrohlich erachtet, wenn beispielsweise die Ursache für Terrorismus in dem Nebeneinander verschiedener Kulturen in Deutschland oder Europa gesucht wird. Was soll es bedeuten, dass Multikulti tot ist? Völlig unabhängig von ihrer Staatsangehörigkeit leben in Deutschland Menschen, die von der Mehrheitsgesellschaft als kulturell „anders“ gelesen werden. Sollen diese Menschen nun sterben, weil Multikulti tot ist, sie aber noch am Leben sind? Sollen sie systematisch dazu getrieben werden, das Land zu verlassen, oder aus dem Verkehr gezogen werden? Sollen wir noch deutscher werden, als „im Extremfall“ in Deutschland geboren zu sein, die Sprache zu sprechen und ein Leben hier zu führen? Was soll mit uns passieren, wenn Multikulti tot ist? Und wie kann es sein, dass politische Probleme derartig vereinfacht auf einen Begriff wie kulturelle Unterschiede zurückgeführt werden?

Samuel Huntingtons Theorie vom Kampf der Kulturen ist nun circa 20 Jahre alt und wurde seit jeher für ihre Reduzierung menschlicher Beziehungen auf einen starren Kulturbegriff kritisiert. Warum sich diese

starre Deutung von Kultur und ihre annähernde Gleichsetzung mit der Identität und dem Wesen eines Menschen so großer Beliebtheit erfreut, steht in Verbindung dazu, dass er damit einen Ersatz für die ähnlich starre und nun tabuisierte Vorstellung darstellt, dass wir alle unterschiedliche Rassen hätten und unsere Konflikte genetisch bedingt wären. Es ist eine Art, den Begriff Kultur zu deuten, die in ihrer Weiterverwendung nicht klar festlegt, wer Teil der eigenen Kultur ist; das kann ja dann wahlweise die deutsche Kultur, europäische Kultur, westliche Kultur und so weiter sein und dadurch auch flexibel in dem sein, wen sie ausschließt. Dieser Kulturbegriff macht es der Mehrheit leicht, sich als Einheit zu betrachten und zu agieren – auf der Grundlage einer Trennlinie zwischen einem Wir und den anderen. Diese kann je nach Bedürfnissen und Motivationen an unterschiedlichen Punkten der Gesellschaft gezogen werden.

Genau an diesen Deutungen eines multikulturellen Miteinanders, oder vielmehr an der Konstruktion dieser gesellschaftlichen Trennlinien und -klassen setzt auch der aktuelle deutsche, rechtspopulistische Diskurs an und nimmt dabei als Verneinung oder Bedrohung unserer Existenz eine besondere Stellung ein. Die Debatte um Immigration und der Unwille, Deutschland als eine diverse, multikulturelle Gesellschaft anzuerkennen, stellen schließlich die entscheidende Mobilisierungsgrundlage der rechtspopulistischen Wählerschaft dar.

Mit scheinbar rationalen Gesichtspunkten, wie etwa der oft angeführte gesunde Menschenverstand, wird die Willkür kaschiert, mit der ein gemeinsamer Feind des Volkes definiert und der Ausschluss von Minderheiten aus der Gesellschaft betrieben wird. So werden von Rechtspopulisten durch die bloße Definition einer Bedrohung/eines Feindes des Volkes gleich zwei sich gegenseitig bedingende Bilder von Minderheiten gezeichnet. Wenn wir eine Bedrohung des Volkes sind, so können wir nicht zum Volk zugehörig sein. Wenn wir nicht dem Volk zugehörig sind, so stellt unsere Existenz in diesem Land eine Bedrohung dar.

So wird uns nicht nur jedes Recht auf Teilhabe in dieser Gesellschaft

verweigert, sondern auch jede Möglichkeit, Deutschland als Heimat anzuerkennen.

In dem Versuch, Rechtspopulismus zu definieren, fällt es nicht leicht, eine Unterscheidung zum Rechtsextremismus vorzunehmen. Schließlich bedient der Rechtspopulismus sich einer völkisch-nationalen Idee, welche er in Einwanderungsdebatten und Zuwanderungsfragen wiederholt darlegt. Dabei beruht sein Erfolgsrezept auf einer ethnischen und nationalistischen Xenophobie. Diese Fremdenfeindlichkeit zielt nicht mehr wie der biologische Rassismus auf eine Unterwerfung anderer ethnischer Gruppen und die Eroberung ihrer Länder ab, sondern auf deren Ausschluss aus Mitteleuropa. Dabei wird die Tatsache ignoriert, wie sehr Mitteleuropa von den aktuellen globalen Zusammenhängen und seiner kolonialen Vergangenheit profitiert, welche die Einwanderung verursachen, die sie zu bekämpfen versuchen.

Unter Berufung auf eine „schweigende Mehrheit“ werden „fremde“ Ethnien nicht mehr als biologisch minderwertig, sondern als kulturell so andersartig erklärt, dass ihre Existenz eine Gefahr für das Volk darstellen und ihr Ausschluss aus Europa somit logisch erscheint und dem Schutze des Volkes dient. Nicht nur seien diese vermeintlich fremden Kulturen anders, insbesondere in ihrer kulturellen Differenz zum Christentum und zu den demokratischen Grundwerten, vor allem seien die kulturellen Differenzen unüberwindbar. In einer Gesellschaft, in der Rassismus als Glaubenssystem funktioniert und nicht als strukturelle und institutionelle Gewalt, welche ganze Bevölkerungsteile systematisch benachteiligt, birgt der Rechtspopulismus – trotz seiner Ähnlichkeit zu anderen rechtsextremistischen Strömungen – eine besondere Gefahr. Rechtspopulistische Parteien und ihre Wählerschaft wollen sich nicht am extremen rechten Rand verorten lassen.

Dank der Illusion, den Rassismus überwunden zu haben, und mit Argumentationen, die sich auf die Vernunft berufen, werden die Reproduktionen rassistischer und islamfeindlicher Inhalte im öffentlichen Raum legitimiert. Die nationalistische Forderung nach gesellschaftlicher Homogenität diene dem Schutz der Demokratie und dem friedlichen

Zusammenleben. Migranten und ihre Nachfolgegenerationen werden für eine Vielzahl sozialer Probleme verantwortlich gemacht. Die entmenslichende Darstellung unserer Identitäten wird unter dem Vorwand der Meinungsfreiheit wiederholt, in der Identitätsfrage der deutschen Gesellschaft verankert und Diversität als Brandsatz der Demokratie gezeichnet.

Das Interview Thilo Sarrazins mit dem „Lettre International“ aus dem Jahre 2009 macht deutlich, wie dieser Mechanismus funktioniert:

„Es ist ein Skandal, wenn türkische Jungen nicht auf weibliche Lehrer hören, weil ihre Kultur so ist. Integration ist eine Leistung dessen, der sich integriert. Jemanden, der nichts tut, muß ich auch nicht anerkennen. Ich muß niemanden anerkennen, der vom Staat lebt, diesen Staat ablehnt, für die Ausbildung seiner Kinder nicht vernünftig sorgt und ständig neue kleine Kopftuchmädchen produziert. Das gilt für siebzig Prozent der türkischen und für neunzig Prozent der arabischen Bevölkerung in Berlin. Viele von ihnen wollen keine Integration, sondern ihren Stiefel leben. Zudem pflegen sie eine Mentalität, die als gesamtstaatliche Mentalität aggressiv und atavistisch ist.“

Die pauschalisierende Darstellung deutscher Mitbürger_innen, die vor allem auf eine Reproduktion rassistischer Stereotype zurückgreift, wurde wiederholt unter dem Verweis auf die Meinungsfreiheit gerechtfertigt. Im Falle Sarrazins wurde das Strafverfahren wegen Volksverhetzung eingestellt und seine Äußerungen juristisch genau unter diesem Vorwand legitimiert. Selbst nachdem der UN-Ausschuss für die Beseitigung der rassistischen Diskriminierung feststellte, dass Sarrazins Aussagen rassistisch waren und die Bundesregierung beteuerte, dass die Staatsanwaltschaft gebeten werde *„jede Möglichkeit zu prüfen, die Entscheidung zur Verfahrenseinstellung zu überdenken“*, gab es für ihn und die deutsche Rechtssprechung keine weiteren Konsequenzen. So weist ein Staat, der die rechtspopulistische Rhetorik zulässt, das Recht auf eine würdige Existenz alleinig weißen Deutschen zu und vervielfacht die bereits bestehen-

den Exklusionsmechanismen. Doch Meinungsfreiheit darf nicht vor dem Tatbestand einer Volksverhetzung schützen, Rassismus und seine Reproduktionen sind keine Meinung, sondern eine Unterdrückungsgewalt. Der Rechtspopulismus macht mit diesen Mechanismen die Reproduktion rassistischer Inhalte salonfähig und im Gegensatz zum extremen rechten Rand der Gesellschaft kann mit diesen Strategien ein größerer Bevölkerungsanteil mobilisiert werden, der mittels rassistischer Propaganda den Ausschluss von Minderheiten folgenfrei fordern darf.

Betrachtet man die Repressionen und Schwierigkeiten, denen rassifizierte Menschen mit deutscher Staatsbürgerschaft ausgesetzt sind, zeichnet dies ein noch problematischeres Bild für die Situation der Menschen, die in Deutschland leben oder noch ankommen werden, ohne die deutsche Staatsbürgerschaft zu besitzen. Sie sind von der Wechselwirkung zwischen der für sie diskriminierenden Rechtslage innerhalb des Staates und einer eventuellen Unkenntnis der Sprache und/oder ihrer Rechte zusätzlich benachteiligt. Es stellt sich die Frage, wie eine menschenwürdige Aufnahme geflüchteter Menschen in die deutsche Gesellschaft funktionieren soll, wenn klar ist, dass die Existenz diverser Identitäten derart medial und politisch verurteilt und als Bedrohung gezeichnet wird. Der Diskurs um die bloße Existenz von Rassismus wird so sehr blockiert, dass weder eine Akzeptanz eines multikulturellen Deutschlands noch eine Aufhebung der rassistischen Strukturen erfolgen kann. Der Umgang mit den Vorfällen in Köln zur Silvesternacht macht sehr deutlich, wie schnell Geflüchtete zum Feindbild der Nation instrumentalisiert werden, um einer rechtspopulistischen Agenda zu dienen. Die weiße Mehrheitsgesellschaft muss spätestens nach den NSU-Vorfällen und der Vervielfachung rechtsextremer Straftaten seit 2014 eine offene Diskussion über Rassismus führen. Nur eine Anerkennung und Repräsentation der verschiedenen kulturellen Stimmen und Bewegungen im öffentlichen Raum, schlicht eine Anerkennung diverser deutscher Existenzen in diesem Land, und die Erkenntnis, dass Deutschland sich nicht isoliert von globalen Zusammenhängen betrachten kann, während es politisch, wirtschaftlich und mili-

tärisch in diese involviert ist und von ihnen profitiert, kann den Hass aufhalten, welcher in diesem Land um sich greift. Die rechtspopulistische Rhetorik trennt nach einer „Teile und herrsche“-Taktik weiße von nicht weißen Deutschen und produziert ständig neue rassifizierte Menschen. Deutschland muss akzeptieren, dass eine diverse Gesellschaft nicht auf dem Rücken einer toleranten weißen Mehrheitsgesellschaft lebt, sondern eine Bereicherung in allen Kategorien des öffentlichen Raums bedeutet, und dass unsere Gesellschaft von ihr in einem enormen Ausmaß profitiert. Gleichzeitig sollte eventuell die Frage gestellt werden, ob ein derartiges Aufrechnen der Vorteile und des Profits überhaupt die Grundlage für die Möglichkeit einer würdevollen Existenz einzelner Bevölkerungsteile bilden sollte.

Für die Entstehung dieses neuen Diskurses bedarf es keiner neuen bahnbrechenden Einsicht, sondern lediglich einer Erinnerung an die Grundsätze der Verfassung, auf welche sich die Bundesrepublik stützt: Die Würde des Menschen ist unantastbar.

Zur Person Amewu

Amewu, in Berlin geboren, studierte sich selbst und seine Umgebung von klein auf. Es folgten gelegentliche Ausflüge in das deutsche Bildungssystem, bei denen er sich hauptsächlich mit Psychologie, Philosophie und Vorurteilsforschung beschäftigte. Nebenbei macht er Musik, durch die er gegenwärtig sein Recht auf Nahrung, Wasser und einen Wohnsitz erwirbt.

Zur Person Semhar Ghide

Semhar Ghide, 1990 in Heidelberg geboren, studierte Mathematik an der Freien Universität Berlin, weil sie die Mächte, die gegen sie wirken, mit reiner Vernunft brechen wollte. Ihre Fortschritte hält sie in gelegentlichen Artikeln fest.

DEMOKRATISCHE WERTEVERMITTLUNG IN DER ARBEITSWELT

Giovanni Pollice

„Asylantenheime sollen brennen – ein Hoch auf Adolf Hitler.“ Diese und andere rassistische, gar rechtsextreme Schmierereien wurden letztes Jahr auf den Toilettenwänden eines großen Automobilherstellers entdeckt. Wie geht man als Betrieb, als Belegschaft, als Unternehmensführung damit um? Am besten – wie geschehen – offensiv, geschlossen und geradlinig. Auf einer einberufenen Betriebsversammlung vor rund 2.500 Mitarbeitern zeigte der Betriebsrat klare Kante gegen rechtes Gedankengut, verurteilten die Tat zutiefst und rief zu Mitmenschlichkeit und Akzeptanz auf. Eine Anekdote – aber kein Einzelfall.

Rassismus ist ein Phänomen, das im Alltag auftaucht. Nicht erst seit der Sarrazin-Debatte beobachten wir, dass dieses Phänomen immer weiter in die Mitte der Gesellschaft vordringt. Seit dem Zuzug Hunderttausender geflüchteter Menschen aus Kriegsgebieten und Diktaturen ist in unserer Gesellschaft eine offensichtliche und starke Zunahme rassistischer Straftaten und Äußerungen feststellbar. Nicht nur Pegida oder die Partei „Alternative für Deutschland“ (AfD) tragen rassistische Stereotype in die Öffentlichkeit, sondern wir begegnen menschenfeindlichen Formen in vielfältiger Weise. Die Arbeitswelt bildet dabei keine Ausnahme. Die Arbeitswelt als Subsystem ist ein Querschnitt, ein Spiegel der Gesellschaft.

Dass das Betriebsleben nicht von gesellschaftlichen Debatten angenommen werden kann, ist keine Neuheit. Oft stehen jedoch betriebliche Themen im Vordergrund, die sich um die Bedingungen am Arbeitsplatz, die Sicherung des Jobs oder auch das Betriebsklima drehen. Seit dem Sommer 2015 sind aber auch verstärkt Diskussionen aufgetreten, die sich um die Integration von geflüchteten Menschen drehen und sich mit der Frage beschäftigen, ob unsere Gesellschaft es schaffen kann, in kur-

zer Zeit so viele Menschen aufzunehmen. In Betrieben und Firmen war dieser Aspekt durchaus umstritten und führte angesichts der Proteste von Pegida und AfD zu kontroversen Auseinandersetzungen, die neben rassistischen Vorurteilen auch soziale Ängste hervorriefen. Der Verlust des Arbeitsplatzes, die mögliche Unterwanderung des Tarifeinheitsgesetzes und eine Reduzierung des sozialen Sicherungssystems waren Punkte, die direkt die Arbeitswelt betrafen und dennoch die Integration von geflüchteten Menschen miteinbezog. Dass hierbei Rassismus offen zutage trat, war keine Seltenheit, sondern konnte aufgrund der hohen Medienintensität immer häufiger registriert werden. Besonders in Branchen des Niedriglohnssektors waren soziale Ängste festzustellen, die zumeist zu rassistischen Äußerungen führten.

Pegida und die AfD nutzen dabei zwei Aspekte, um Arbeitnehmer_innen zielstrebig für ihre Politik zu gewinnen. Geflüchtete Menschen werden als potenzielle Billiglohnreserve für die Wirtschaft deklariert, um damit das Tarifeinheitsgesetz zu umgehen. In Branchen wie dem Baugewerbe oder der Gastronomie schüren solche Aussagen die Angst, den Arbeitsplatz zu verlieren, weil angeblich Ausnahmeregelungen getroffen werden würden. Die AfD vermutet, dass die Bundesregierung die Einwanderung strategisch verfolge, um der Wirtschaft eine Alternative zu bieten, um das Tarifeinheitsgesetz zu umgehen. Momentan gibt es für diese Behauptung keine Beweise. Auch die Gewerkschaften sind hier wachsam, damit das Tarifeinheitsgesetz für alle Menschen gilt, egal welche Hautfarbe, welche Religion oder welches Geschlecht sie haben. Dass geflüchtete Menschen keinen Einfluss auf die politischen Entscheidungsprozesse haben und damit nicht für eine mögliche Aushebelung des Tarifeinheitsgesetzes verantwortlich sind, ist für die AfD nicht relevant. Damit spielt sie zwei Gruppen von Menschen aufgrund ihrer Herkunft gegeneinander aus, obwohl die Frage sozioökonomisch ist. Die Grundlage sozialer Debatten darf jedoch nicht Rassismus sein, sondern muss sich an Adressaten wenden, die hierfür politische Verantwortung tragen. Doch der AfD geht es nicht um eine Arbeitsplatzdiskussion, sondern darum, einen politischen Vorteil auf Kosten geflüchteter Menschen zu erhalten.

Die sozialen Sicherungssysteme in Deutschland sind ein gesellschaftliches Gut, um Menschen in Notlagen eine Existenzsicherung zu garantieren. Den humanitären Anspruch darauf hat jeder Mensch, der hier lebt. Gerade in Branchen, die eine hohe Fluktuation von Arbeitsverhältnissen haben, ist deshalb die Angst, den Arbeitsplatz zu verlieren und dann in eine Spirale des sozialen Abstiegs zu kommen, eklatant vorhanden und prägt den Alltag der Menschen. Pegida wie auch die AfD nutzen solche massiven Ängste, die es vor allem in den lohnschwächeren östlichen Bundesländern gibt. Dort werden immer wieder sozial schwache Gruppen, häufig Rentner oder auch Hartz-IV-Empfänger, als Beispiele bei der Frage angeführt, wer die Kosten für den Unterhalt von geflüchteten Menschen tragen soll. Eine Kürzung der Rente oder der Sozialhilfe wurde prognostiziert, ohne dass dafür irgendwelche Beweise genannt wurden. Damit würde, so Pegida, die Anwesenheit von geflüchteten Menschen dafür sorgen, dass Ärmere noch ärmer werden würden. Das schürt Hass und Vorurteile. Denn Pegida propagiert damit Herkunft oder Religion als einen trennenden Faktor, obwohl soziale Ungerechtigkeit gar nichts damit zu tun hat.

Die Themen sind in Betrieben durchaus vorhanden und werden dadurch verstärkt, dass häufig der Eindruck entsteht, geflüchtete Menschen bekämen bevorzugt einen Arbeitsplatz oder eine Ausbildungsstelle. Das Vorurteil basiert jedoch nicht auf realen Fakten. Unternehmen, die geflüchtete Menschen einstellen oder ausbilden, haben die Stellen zusätzlich geschaffen, um motivierte Arbeitskräfte zu werben. Dass hierbei der Eindruck entsteht, man bevorzuge geflüchtete Menschen, hängt meist von der internen Kommunikationskultur ab. Ebenso ergibt sich für eine Vielzahl von kleineren Unternehmen die Möglichkeit, offene Stellen zu besetzen. Das gilt besonders für Auszubildende in infrastrukturell schwächeren Regionen, die mit dem verstärkten Wegzug jüngerer Menschen zu kämpfen haben. Gerade bei dieser Debatte, die mittelbar das Betriebsleben betrifft, sind Gespräche während der Integration von geflüchteten Menschen ein Mittel, um Konflikte im Betrieb präventiv zu verhindern.

Seit dem Frühjahr 2015 engagieren sich Zehntausende Menschen ehrenamtlich, um geflüchteten Menschen zu helfen, und entlasteten damit kommunale Träger, die mit der Vielzahl an Menschen deutlich überfordert waren. Auch die Mitarbeiter_innen unzähliger Betriebe und viele aktive Gewerkschaftsmitglieder haben dazu beigetragen und es fanden landesweit Hilfsaktionen statt, die aus dem betrieblichen Kontext entstanden. Es gibt sehr viele Möglichkeiten für Belegschaften. Von der aktiven Betreuung neuer Kolleginnen und Kollegen in den Betrieben über gemeinsame Freizeitaktivitäten bis hin zur Unterstützung bei der Bürokratie sind betriebliche Aktivitäten für geflüchtete Menschen zu registrieren. Dabei wird auch deutlich, dass das solidarische Prinzip, sozial schwächeren Menschen zu helfen, die aus einer Notlage heraus zu uns kommen, ein wichtiger Bestandteil im Wertekanon der Arbeitswelt und der Gewerkschaften ist.

Und auch die Haltung, gegen rassistische Äußerungen im Betrieb Stellung zu beziehen, ist vorhanden. Gerade wenn soziale Debatten einzig mit dem rassistischen Argument vermischt werden, dass das „Fremde“ schuld sei, gilt es dieses zu entkräften, um die Diskussionen zu versachlichen. Dass besonders das persönliche Kennenlernen im Vorfeld ein wichtiger Punkt ist, um der Kollegin oder dem Kollegen bei einer Konfrontation zu helfen, ist ein Aspekt, der in Betrieben wahrgenommen wird und von Betriebsräten wie auch von Unternehmensseite unterstützt wird, um das Arbeitsklima positiv zu gestalten. Auf rassistische Äußerungen entschieden zu reagieren geschieht aus der Überzeugung heraus, dass ein solidarisches Prinzip in der Arbeitswelt im Vordergrund stehen muss und dass Rassismus und Diskriminierung den Zusammenhalt im Betrieb wie in der Gesellschaft gefährden. Der Deutsche Gewerkschaftsbund und seine Mitgliedsgewerkschaften sowie der gewerkschaftliche Anti-Rassismus-Verein „Mach' meinen Kumpel nicht an!“ tragen diese Werthaltung, die für Solidarität und Menschlichkeit sowie das Engagement gegen jede Form von Rassismus und Ausgrenzung steht, über ihre Strukturen in die Betriebe und Verwaltungen hinein. Das geschieht über zahlreiche Aktivitäten, Veranstaltungen und Aktionen, zum Beispiel während

der von der UN jährlich ausgerufenen „Internationalen Wochen gegen Rassismus“, wie auch über die politische Bildungsarbeit in Form gewerkschaftlicher Seminare und Tagungen. Die Gewerkschaften in Deutschland verstehen sich auch als Menschenrechtsorganisationen. Sie nehmen ihre Verantwortung als gesellschaftspolitische Akteure, die den demokratischen Grundwerten verpflichtet sind, wahr und vermitteln diese Haltung auch in den Betrieben. Angesichts der jüngsten Entwicklungen muss dieses Engagement intensiviert und die demokratischen Kräfte gestärkt werden.

Unsere Gesellschaft verändert sich und Parteien wie die AfD oder Netzwerke wie Pegida fordern zur Lösung der sozialen Ungerechtigkeit und ihrer pessimistischen Zukunftsszenarien eine Ausgrenzung von Menschen, die nach ihrer Ansicht aufgrund ihrer Herkunft und Religion nicht in unsere Gemeinschaft passen. Da solche verkürzten Lösungsvorschläge weder zeitgemäß noch logisch sind, ist ein entschiedenes Auftreten dagegen nicht nur in der Arbeitswelt notwendig, sondern in unserer ganzen Gesellschaft.

Zur Person Giovanni Pollice

Giovanni Pollice geboren am 20.06.1954 in Capracotta/Italien, seit 1966 in Deutschland. Ehemaliger Leiter der Abteilung Politische Schwerpunktgruppen beim Hauptvorstand der Industriegewerkschaft Bergbau, Chemie, Energie in Hannover. Vorsitzender des Bundesweiten Vereins gegen Fremdenfeindlichkeit, Rassismus und Rechtsextremismus „Mach meinen Kumpel nicht an!“, zweiter Vorsitzender des Interkulturellen Rates in Deutschland sowie Mitglied des Stiftungsrates der Stiftung gegen Rassismus.

ICH MÖCHTE DICH NICHT SEHN



Musik & Text: Michael Witte

Dein Horizont ist greifbar
Und Dein Teller viel zu tief
Und doch weißt Du genau, woher der rechte Wind weht
Ich möchte Dich nicht sehn, wenn Dein Haus in Flammen steht

Ich weiß, Du kannst es nicht verstehen
Diese Angst vorm nächsten Tag
Denn Du bist es ja gewohnt, dass man Dir alles hinten reinschiebt
Ich möchte Dich nicht sehn, wenn es nichts zu fressen gibt

Und Du sagst, dass sie Dir nehmen
Was Dir zusteht, wie Du glaubst
140 Kilometer auf dem Meer und durch die Nacht
Das haben die doch bloß für die Bequemlichkeit gemacht

Und Du suchst Dir deinesgleichen
Denn allein bist Du zu klein
Und Du machst Dein Kreuz an die weiße Häuserwand
Ich möchte Dich nicht sehn, ganz allein im fremden Land

Und Du redest von der Heimat
Die Du liebend schützen willst
Frag, dass ein Geflohener Sehnsucht nach Zuhause' beschreibt
Ich möchte Dich nicht sehn, wenn Dich die Angst aus Deutschland treibt

Und Du schreist Deine Parolen
Wie schon andere vor Dir
Und Dein blödes Hirn kriegt Dein kaltes Herz nicht warm
Ich möchte Dich nicht sehn, mit Deinem toten Kind im Arm

WENN DAS HIRN DAS HERZ NICHT WARM KRIEGT

Michael Witte

Anis Hamdoun und Maan Mouslli mussten 2013 ihre Heimat Syrien verlassen und flohen nach Europa. Nach Deutschland. In ihrem aktuellen Filmprojekt reisen sie nun durch die ganze Republik und drehen in verschiedenen Flüchtlingsunterkünften einen Dokumentarfilm, der künftig als DVD Bildungseinrichtungen zur Verfügung gestellt werden soll.

Mit dem voranstehenden Songtext „Ich möchte Dich nicht sehn“ unterstützte ich das Filmvorhaben beider. Dass ich daraufhin um einen Beitrag für das vorliegende Buch gebeten wurde, macht mich verlegen. Denn, was habe ich schon geschrieben? Ein Lied für ein menschliches und mitfühlendes Miteinander, das für mich selbstverständlich ist. Ein Lied, das gleichsam die Ignoranz und Kaltherzigkeit derer beklagt, die das Lied vermutlich nicht einmal erreicht.

Für mich ist Deutschland, besonders seit dem Mauerfall, ein Ort der kulturellen Freiheit und der Gastfreundschaft. Doch verändert es sich jetzt. Wir erleben aktuell eine große Feindseligkeit dem Fremden gegenüber. Eine Feindschaft, die ich bisher nicht kannte. Sie erwächst aus Angst. Angst vor Mangel und Verlust. Allein die Eventualität reicht aus, um dieses Gefühl zu nähren. Nicht nur materielle Einschränkung, auch soziale und politische Instabilität und mangelnde Sicherheit fürchten wir. Ja, sogar, dass die politische und mediale Aufmerksamkeit einer bestimmten Gruppe gilt, führt zu einer Angst, die wir nicht wollen.

Im Ursprung der menschlichen Existenz, ein sinnvoller Schutz vor Lebensbedrohungen, wird die Angst zu einem Missverständnis, aus dem Abgrenzung in nur scheinbar sichere Gruppierungen entsteht. Unser Egoismus lässt uns vergessen, über den Tellerrand zu schauen. Der Hin-

tern unserer Bequemlichkeit hat eine so tiefe Mulde in den Teller gegessen, dass es schwerfällt, den Rand überhaupt zu erreichen! Das zu tun, fordert emotionale Intelligenz und die Verschmelzung von Hirn und Herz. Überblicken wir diesen Tellerrand mit Offenheit, so sehen wir ein furchtsames Wohlstandsland, das im kindlichen Egoismus stecken geblieben ist. Wir sehen unsere Gier und das Leid bei anderen Menschen. Die Angst um das tägliche Überleben können wir dabei schwer begreifen. Wie auch.

Meiner Generation wurde ein sicheres, sattes Leben geschenkt. Unser Appetit läuft leinenlos und lässt uns fett werden. Wir trimmen uns in teuren Fitnessstudios wieder schlank oder lassen uns das Fett einfach absaugen. Und wenn uns die eigene Nase nicht passt, wird korrigiert. Wir sind Meister des Faches Konsum. Aber wir leben auf Kosten derer, die um ihr Leben laufen. Denen in Folter die Nasen abgeschnitten werden. Wir leben auf Kosten der Kinder, die im Mittelmeer ertrinken, weil die Familien keinen anderen Ausweg als die verzweifelte Flucht mehr wissen. Würde das doch bloß als Soll auf unseren Kontoauszügen der Moralkasse stehen. Würden wir es nur sehen wollen, dass wir eigentlich nicht „kreditwürdig“ sind mit unserer Moral.

Und dann kommt sie wieder – die Rotte des braunen Miefs. Manche Nasen heben sich aufmerksam und manche Augen blicken stumm zu den eigenen Füßen: Mitlaufen. Stehenbleiben. Entgegengehen? Und ich sehe auch die Angst bei mir. Meinen Kindern könne Gefahr drohen. Nicht durch die Geflohenen, sondern durch den aufkeimenden Hass im Inneren unseres Landes. Diesen Wohlstandswurm, der seinen Kompost niemals teilt, ohne zu ahnen oder zu fragen, welchem Glück er es verdankt, ausgerechnet auf einem der größten und schmackhaftesten Haufen geboren zu sein. Meine Furcht gilt den Gruppierungen, die eben diese Ängste bewusst nutzen, um Macht zu bekommen. Über uns – die Angstvollen.

Doch der Künstler spricht von Liebe. Weil genau sie die Kur ist für den furchtvollen, unzufriedenen Menschen. Nicht, weil wir damit alle Probleme lösen. Es gibt ihn nicht, den Airbag für das Leben. Wir alle werden

sterben. Viele auf dem Weg dorthin leiden. Aber wir werden milder und gütiger. Wir werden lernen, dass wir den aus Krieg und Armut Fliehenden ein (zumindest vorübergehendes) Zuhause anbieten können, wenn wir die nötigen Strukturen dafür schaffen würden. Wir werden erkennen, dass wir die Möglichkeiten ihrer späteren Heimkehr in die Heimat unterstützen können. Wir werden erkennen, dass es in der Welt einen Teil gibt, der sich kriminell bereichert oder sich auf den Leistungen der anderen ausruht. Diesen Komposthocker gilt es, zu integrieren und als Teil des Ganzen akzeptieren zu lernen. Wir werden über den Horizont – das eigene Ich – unserer Existenz hinaussehen.

Das Streben nach einem globalen „Wir“

Was für ein wunderbarer Gedanke. Dass wir in unserem Handeln miteinander verbunden sind; dass wir unser zweiseitiges Weltverständnis aufzulösen lernen können – dies zu erkennen ist an sich schon eine große Aufgabe. Den Versuch, sie zu bewältigen, halte ich für essenziell. Politisches Für und Wider bedarf langer Diskussionen, denn nur durch unterschiedliche Blickwinkel wird der Teller erst rund. Ich ziehe den Hut vor denen, deren Menschlichkeit dabei über jegliche Grenzen hinaus Bestand hat und nicht wankt. Das ist für mich der politisch wichtigste Wegweiser. Ist ein freies und freundliches Deutschland als Teil der Welt nicht auch der Traum der Nachkriegsgenerationen, die sich nach der Betrachtung von Schulfilmen über Judenverfolgung, Deportation und Massenmord schwor, so etwas dürfe nie wieder geschehen? Haben wir sie nicht gesehen, die Bilder von den Familien, die aus deutschen Kriegsgebieten flohen? Betäubt der Wohlstand die Erinnerung?

Die Vorstellung, jemand von den Vätern, Müttern und vielen Kindern, die ich in Aachener Flüchtlingsunterkünften traf, wäre aufgrund einer anderen politischen Führung in Deutschland bereits beim Übertreten einer europäischen Grenze erschossen worden, beschämt mich zutiefst. Abgrenzung wird uns in die Unfreiheit führen. Ebenso wie die Mauern, die bereits in den sozialen Netzwerken zu fühlen sind, wenn wir sie in un-

seren Köpfen und schließlich um und durch unser Land weiter errichten werden. Stück für Stück! Die Steine werden dabei Angst sein, wenn wir nicht aufstehen und unsere Stimmen dagegen erheben. Dann möchte ich Dich nicht sehn.

Zur Person Michael Witte

Michael Witte, 1970 in Osnabrück geboren, spielt seit dem 16. Lebensjahr vor Publikum. Unter circa 700 Solo- und Bandauftritten waren auch Vorprogramme für geschätzte Kollegen wie Olli Schulz, Anne Haigis und Wolf Maahn. Er lebt mit seiner Familie in Aachen und arbeitet derzeit an seinem fünften Album. Seine Songs sind auf zahlreichen Samplern und als Coverversionen anderer Musiker zu finden. Michael Witte wurde mit Preisen, u. a. 2015 mit dem Deutschen Rock & Pop Preis, ausgezeichnet.

ES BRAUCHT EUROPÄISCHEN MUT

Dr. J. Olaf Kleist

Vertreibung, Flucht und Migration sind keine neuen Phänomene. Aber manches hat sich geändert. Einiges mehr sollte sich ändern. Es braucht europäischen Mut zu einer neuen globalen Arbeitsteilung und dem Eingeständnis, dass Integration mehr ist als Anpassung. Im Folgenden eine kompakte Einordnung.

Was ist neu an der jetzigen Situation?

Historisch betrachtet hat es Vertreibung immer gegeben. Seitdem Menschen sich niedergelassen haben, sind sie auch gezwungen worden zu migrieren. Entscheidend ist, wie Gesellschaften damit umgehen, wenn sie ihnen Schutz geben. Auch das haben Gesellschaften schon seit der Antike getan; bereits im antiken Griechenland und Rom haben Menschen quasi Asyl bekommen, aus politischen, humanitären oder auch ökonomischen Gründen. Wir haben dieses Asylgeben auch in der Moderne immer wieder auf ganz unterschiedliche Art und Weise erlebt.

Sowohl Vertreibungen als auch Flüchtlingsschutz sind eine Konstante der modernen Staatenwelt. Neu ist, dass mit den universalen Prinzipien von Staatsbürgerschaft und Menschenrechten bei einer Abwesenheit von Schutz durch einen Staat diese Aufgabe quasi anderen Staaten zufällt. Das ist die Norm des modernen Flüchtlingsschutzes.

Es hat auch im 20. Jahrhundert in der Moderne immer wieder große Fluchtbewegungen gegeben. In der Zeit nach dem Zweiten Weltkrieg gab es 60 Millionen Vertriebene in Europa, zusätzlich 90 Millionen in Asien. Weltweit: in den späten 1940er Jahren schätzungsweise 175 Millionen Vertriebene. Das waren 7,6 Prozent der Weltbevölkerung. In Westdeutschland wurden zu dieser Zeit zwölf Millionen Heimatvertriebene

aufgenommen. Auch während des Kalten Krieges beteiligte sich die Bundesrepublik immer wieder an der Aufnahme politischer Flüchtlinge: Ungarn, Tschechoslowaken, Vietnamesen, um nur ein paar zu nennen. In den 1990er Jahren sah Europa viele Hunderttausend Vertriebene aus dem ehemaligen Jugoslawien, die zum Großteil in Deutschland unterkamen. Vertreibungen sind beständig wiederkehrende Ausnahmezustände.

Was sich im 20. Jahrhundert neu entwickelt hat, war die Etablierung eines internationalen Flüchtlingsrechts, welches spezifische Kriterien für politische Flüchtlinge definiert und jenen Schutz und andere Leistungen zuspricht. Mit dem Flüchtlingshochkommissariat der Vereinten Nationen hat sich zudem eine globale Flüchtlingsorganisation etabliert, die sich für Zwangsmigranten weltweit einsetzt. Auf unserem Kontinent sind darüber hinaus die wichtigsten Entwicklungen im Flüchtlingsschutz: die Europäische Menschenrechtskonvention von 1950 sowie die Entstehung der Europäischen Union (EU). Der europäische Zusammenschluss führte zu einer gemeinsamen Außengrenze, zu einer Verantwortungsteilung für Asylansprüche (Dublin-Verordnung) und zu einem sehr liberalen Gemeinsamen Europäischen Asylsystem (GEAS). Dieses europäische Asyl- und Flüchtlingsschutzrecht wird gerade auf die Probe gestellt.

Wo ist Europa?

Der Flüchtlingsschutz in der EU basiert auf zwei Prinzipien. Das eine stammt aus dem Schengenraum, wo von Anfang an das Credo galt, ein befürchtetes „Asylhopping“ zu verhindern. Angesichts offener Grenzen in Europa sollte ausgeschlossen werden, dass ein Flüchtling von einem Land in ein anderes geht und überall Asyl beantragt, bis ein Land ihn oder sie akzeptiert. Dadurch entstand das Dublin-System: Das erste Ankunftsland zeichnet sich für das Asylrecht verantwortlich. Anstatt ein faires System zur Verantwortungsteilung zu entwickeln, wurde das Land bestraft, das einen Asylbewerber in den Schengenraum hinein ließ. Die Verantwortung wurde so auf die Länder an der Peripherie abgewälzt und diese zu den Türstehern Europas deklariert.

Das andere Prinzip der europäischen Flüchtlingspolitik basiert auf den menschenrechtlichen Normen der Europäischen Menschenrechtskonvention sowie der Genfer Flüchtlingskonvention. Letztere definiert die Kriterien, nach denen entschieden wird, ob jemand einen Flüchtlingsstatus erhält. Neben der Auslegung dieser Kriterien wird auf europäischer Ebene zudem festgeschrieben, wie Asylbewerber aufgenommen werden und ein Asylverfahren durchzuführen ist. Zusammen mit weiteren flüchtlingspolitischen Regelungen bildet dies ein einheitliches System, das GEAS, welches einen einheitlichen Schutz in allen Ländern der EU und des Schengenraums ermöglichen soll.

Diese beiden Prinzipien, das Dublin-Abkommen sowie das GEAS, stehen aktuell in einem gewissen Widerspruch zueinander: Die Regelung souveräner Zuständigkeit für Asyl durch die Mitgliedstaaten stößt auf die legalen Vorgaben der EU, wie Flüchtlingsschutz und Asyl auszuüben haben. Während die EU ihre Prinzipien nicht durchsetzen kann, sind die Mitgliedstaaten auf die Flüchtlings- und Grenzpolitik der anderen europäischen Länder angewiesen. Dies führte zum Zusammenbrechen flüchtlings- und menschenrechtlicher Normen und zum Schließen offener Schengengrenzen.

Diese Entwicklung ist allerdings kein ausschließlich flüchtlingspolitisches, sondern ein grundsätzlich institutionelles Problem der EU, welches nun in der Flüchtlingskrise zutage tritt. Es gibt keine europäische Flüchtlingskrise, sondern eine allgemeine politische Krise der EU. Diese basiert auf dem Widerspruch zwischen den Zuständigkeiten der Mitgliedstaaten und der gesetzgebenden Gewalt der EU. Dieser Widerspruch macht gerade die Punkte, die die Souveränität (wie Gewährung von Asyl und politischer Zugehörigkeit) betreffen, zu höchst politischen und grundsätzlichen Fragen. Das ließ sich in den vergangenen Jahren auch in anderen Bereichen wie zum Beispiel der Finanzkrise beobachten. So äußern sich fundamentale soziale und politische Herausforderung Europas in Auseinandersetzungen um den Flüchtlingsschutz, der sich doch faktisch leicht, auch zur Wahrung europäischer Werte, umsetzen ließe.

Die Krise als Chance für Europa?

Eine Krise kann letztendlich aber auch immer eine Chance dafür sein, Probleme zu erkennen und Lösungen dafür zu finden. Die EU-Kommission unterbreitete im April 2016 einen Vorschlag, wie das Flüchtlingsregime reformiert werden soll, und griff dabei die zwei Prinzipien der EU-Flüchtlingspolitik – Verantwortungsteilung zwischen den Mitgliedstaaten und menschenrechtliche Normen der EU – wieder auf. Einerseits hat sie eine stärkere Europäisierung des Flüchtlingsschutzes vorgeschlagen, sodass das Asyl tatsächlich mehr ein europäisches Asyl wird als eines der Mitgliedstaaten. Zugleich hält die Kommission aber auch stark an dem Dublin-Abkommen fest und an dem Prinzip, dass es einen Verteilungsmechanismus zwischen den Ländern geben soll. In welche Richtung die Waage ausschlagen wird, zugunsten einer vereinzelter Politik der Nationalstaaten oder einer gemeinsamen Politik Europas, wird sich zeigen.

Politisch sieht es momentan eher nicht so aus, dass das Asylsystem europäischer werden würde. Eine zunehmende Nationalisierung der Politik in Europa steht einer Europäisierung entgegen. Damit steht allerdings letztendlich auch Europa auf der Kippe, denn die humanistischen Werte, auf denen die EU auch basiert, würden in der Alltagspolitik weiter verloren gehen. Das Zerbrechen der EU ist momentan eine realistische Entwicklung. Die Diskussionen der vergangenen Jahre über den *Grexit* oder den *Brexit* zeigten offen den Widerspruch zwischen der europäischen Einigung und der Souveränität der europäischen Mitgliedstaaten auf. Dass in beiden Ländern Flüchtlinge und Migration eine wichtige Rolle in ihrer Beziehung zu Europa spielen, ist dabei kein Zufall. Die europäische Krise spiegelt sich aber sowohl in den Debatten und in der Praxis des Schließens von Grenzen zwischen den Schengenstaaten als auch in dem Erstarken rechtspopulistischer Parteien in ganz Europa einschließlich ihrer Regierungsmacht in osteuropäischen Staaten wider.

Statt nur über eine gegenseitige Zuweisung von Verantwortung für Asylbewerber zu reden, sollten die Konsequenzen des aktuellen Handelns

für Europa und für Flüchtlinge bedacht werden. Wenn ein Flüchtling in einem Land einmal als solcher anerkannt ist, kann die Person sich nicht in anderen Staaten niederlassen. Die Niederlassungsfreiheit europäischer Bürger gilt nicht für Flüchtlinge. Die Anerkennung von positiven Flüchtlingsbescheiden wäre ein ganz wesentlicher Schritt, den die EU-Kommission einführen sollte. Denn damit würde der Druck von den Ländern genommen werden, deren Bevölkerungen momentan noch sehr skeptisch sind. Zudem würde die Aufnahme eines Asylbewerbers nicht bedeuten, dass Flüchtlinge für immer in einem Land bleiben, sondern dass sie dann auch wieder weiterziehen können. Der Glaube, die meisten Menschen würden bleiben, führt zu Spannungen. Dabei leisten Flüchtlinge mit der Zeit wichtige Beiträge für die Gesellschaft, zur politischen Gemeinschaft sowie für die Wirtschaft der aufnehmenden Staaten.

Auf der gesellschaftlichen Ebene ist sehr viel politische Bildung notwendig, um die Normalität und Notwendigkeit von Migration für offene Gesellschaften prägnanter zu gestalten. In vielen Staaten, gerade in Osteuropa, dominiert die Vorstellung, dass sie kein Einwanderungsland seien. Doch alle Länder in Europa sind historisch Einwanderungs- und damit Migrationsländer. Gerade Polen ist sehr stark durch Migration geprägt, sowohl durch Ein- als auch durch Auswanderung. Solche Realitäten stärker zu vermitteln ist ein ganz wichtiges Element, um eben auch ein diverses, multikulturelles Europa zu ermöglichen.

Wenn wir für alle Menschen nicht nur allein das Ziel verfolgen, dass sie nicht mehr migrieren, sondern dass deren Leben tatsächlich verbessert wird, erst dann kann es dazu führen, dass weniger Menschen fliehen müssen und das Verständnis für Flüchtlinge in den europäischen Bevölkerungen wächst. Aktuell zielt die Politik zu sehr auf Migrationsverhinderung ab statt auf die Verbesserung der Lebenssituationen der Menschen.

Welche Ungleichgewichte gibt es in der globalen Migration?

Aktuell beobachten wir weltweit Flüchtlingszahlen, die es seit dem Zweiten Weltkrieg nicht mehr gab. Das sind Dimensionen, die in Vergessen-

heit geraten, weil zu oft auf Europa geschaut wird. Die Verteilung von Flüchtlingen auf globaler Ebene ist sehr ungleich. Etwa neun von zehn Flüchtlingen – ohne Berücksichtigung der Binnenvertriebenen – leben im globalen Süden. Die meisten Flüchtlinge wollen auch nicht nach Europa kommen, sondern in ihrer Herkunftsregion bleiben, wo sie ihre Kultur, ihre Familien und Netzwerke vorfinden. Wenn ihnen vor Ort Perspektiven eröffnet werden würden, gäbe es weniger Migration. Doch aktuell ist Migration für immer mehr Menschen, gerade für Flüchtlinge, die einzige Möglichkeit, Sicherheit und Lebensperspektiven für sich und ihre Familien zu finden. Zugleich wird Migration in Europa als Problem wahrgenommen, anstatt die Situation vor Ort als das eigentliche Problem zu verstehen, welches dazu führt, dass Menschen migrieren müssen. Das keineswegs neue Ziel ist, irreguläre Fluchtmigration in den globalen Norden zu verhindern.

Seit dem Ende des Kalten Krieges ist so eine neue Arbeitsteilung im Flüchtlingsregime entstanden. Die Länder des globalen Südens sind die Aufnahmeländer und die Länder des globalen Nordens die Geberstaaten. Der globale Norden bezahlt den globalen Süden mit humanitärer Unterstützung und Entwicklungshilfe, damit Menschen vor Ort bleiben und versorgt werden. Diese Ordnung der globalen Flüchtlingspolitik ist mit der Syrienkrise zerbrochen, die von Europa viel zu lange ignoriert wurde. Erst als Flüchtlinge 2015 in signifikanter Zahl nach Europa kamen, wurde die Flüchtlingskrise erkannt, die um Syrien schon längst bestand, als sie nämlich zu einer europäischen wurde. Doch die humanitäre Krise, der sich Europa gegenüber sieht, ist tatsächlich Teil einer globalen Entwicklung, deren Verantwortung sich Europa zu lange entzogen hatte.

Allerdings haben sich auch die Länder des globalen Südens aus ihrer Verantwortung gestohlen. Sie erwarteten, dass der globale Norden die humanitäre Versorgung bezahlt, oft ohne langfristige Lösungen für Flüchtlinge bereitzuhalten.

Für Flüchtlinge gibt es drei Arten, wie sie langfristig Schutz finden können:

- eine freiwillige Rückkehr in ihr Herkunftsland, wenn die Konflikt- oder Verfolgungssituation vorbei ist,
- eine lokale Integration in das Land der Zuflucht oder
- *Resettlement*, das heißt die Aufnahme und Neuansiedlung in einem Drittland.

Die lokale Integration in Zufluchtsländern des globalen Südens hat allerdings kaum stattgefunden. Viele Länder, in die die Flüchtlinge fliehen, haben sich geweigert, diesen einen sicheren Aufenthaltsstatus und einen Weg zur Staatsbürgerschaft zu ermöglichen. Stattdessen werden Flüchtlingslager, die eigentlich vorübergehende Lösungen für Notfälle sind, zu Dauereinrichtungen. So besteht das kenianische Flüchtlingslager *Dadaab* seit 1992 und somalische Flüchtlinge leben dort teils in dritter Generation. Es ist ein „*Refugee Warehouse*“ entstanden, in dem Flüchtlinge in ihrem Status zum Teil seit Jahrzehnten festgehalten werden. Ein Resultat davon sind langwierige Fluchtsituationen, sogenannte *protracted refugee situations*, die seit Jahrzehnten bestehen und Flüchtlinge im Schnitt für 25 Jahre in Abhängigkeit von humanitären Leistungen halten. Es ist also nötig, die Fluchtursachen nicht nur ökonomisch mit humanitären und entwicklungspolitischen Zahlungen zu bekämpfen, sondern sich für das Zugestehen politischer und sozialer Rechte in den Erstzufluchtsländern einzusetzen.

Ist Integration mehr als Anpassung?

Alle reden über Integration, aber niemand weiß, was sie eigentlich bedeutet. Selbst Migrations- oder Integrationsforscher haben keine klare Definition, wie Integration gemessen werden kann. Im Allgemeinen geht es um die Frage: Wie wollen wir zusammenleben? Letztendlich ist dies die Integrationsfrage, die uns alle betrifft, also diejenigen, die schon da sind, und die, die neu dazukommen.

Assimilation ist das traditionelle Verständnis von Integration in Deutschland. Politisch dominierte in Deutschland bis zur Reform des Staatsbürgerrechts im Jahr 2000 die Vorstellung, eine Assimilation sei nicht möglich. Entweder man sei deutsch oder man sei es eben nicht. Mit diesem Wandel setzte sich auch die Erkenntnis durch, dass Deutschland ein Einwanderungsland ist und dies politisch geregelt werden müsse, einschließlich der Integration der neu Dazukommenden. Neben der Einführung des Zuwanderungsgesetzes von 2005 entstand so eine Debatte um Staatsbürgerschaftstests und Kriterien der Anpassung, die Neubürger zu erfüllen hätten. Migrant*innen sollten sich integrieren in die Art und Weise, wie wir leben. Wobei natürlich niemand sagen konnte, was für eine Art von Leben das ist und was die Kriterien dafür genau sind – und ob diese eigentlich auch für deutsche Staatsbürger gelten.

Das politische Verständnis von Integration hat sich seitdem – durch gesellschaftliche Bewegungen, den Einfluss wissenschaftlicher Forschung und die Normalisierung der Einwanderungsgesellschaft im Alltag – weitgehend von einer einseitigen Lesart verabschiedet. Vermehrt wird erkannt, dass Integration bedeutet, die Gesellschaft gemeinsam neu zu gestalten. Es geht zunehmend um die Frage: Was ist für unser Zusammenleben als eine vielfältige und demokratische Gesellschaft wichtig? Integration ist keine Einbahnstraße, sondern alle Beteiligten müssen an dem Gestaltungsprozess der Einwanderungsgesellschaft mitarbeiten.

Von außen betrachtet mag man sagen, wie der Sozialpsychologe Harald Welzer vorschlug, dass Integration dann gelungen sei, wenn man sie nicht bemerken würde. Integration wird allerdings immer bemerkt, insbesondere von den Migrant*innen selbst. Die Ankunft in einem neuen Land ist nicht leicht, sondern etwas, an dem gearbeitet werden muss. Sie ist dabei eine gesellschaftliche Aufgabe, die nicht nur Migrant*innen angeht. Auch die aufnehmende Gesellschaft ist in der Pflicht und Verantwortung anzuerkennen, dass eine Migration ein großer Umbruch in einem Leben bedeutet. Besonders für Flüchtlinge, die alles zurücklassen mussten und oft nicht mehr umkehren können.

Eine der großen Integrationsfragen ist momentan jene der Stadt- und Wohnungspolitik. Gerade hier zeigt sich – angesichts des Mangels an bezahlbarem Wohnraum – die enge Verknüpfung von generellen und flüchtlingspezifischen Herausforderungen der Politik. Dabei wird immer wieder eine Furcht vor vermeintlicher „Ghettobildung“ geäußert. Eine solche Debatte sollte allerdings differenzierter geführt werden. Das Zusammenleben von Menschen mit gleichem Hintergrund in einer Wohngegend führt nicht dazu, dass die Integration schwieriger ist. Im Gegenteil, es kann häufig eine Voraussetzung dafür sein, dass eben Strukturen da sind, die es überhaupt erst erlauben, dass Menschen eine neue Zukunft aufbauen können. Das kann durch soziale Kontakte und sprachliche Hilfe im Alltag geschehen oder auch ökonomisch passieren, zum Beispiel durch die Eröffnung neuer Geschäfte mit Produkten aus der alten Heimat. Ghettobildung – wie wir es zum Beispiel aus Frankreich kennen, in Deutschland aber kaum haben – ist vielmehr das Resultat einer sozialen, wirtschaftlichen und politischen Isolierung von Migranten, dem durch eine gleichberechtigte Partizipation an der Gesellschaft entgegen gewirkt werden kann.

Positive Beispiele können etwa in Kanada und Australien beobachtet werden. Da existieren solche ethnischen Nachbarschaften, die ein wesentlicher Teil für das Zusammenleben sind und die nach einer Weile auch sehr erfolgreiche Gemeinden werden. Oft sind diese Gemeinden in sich auch sehr viel diverser, als sie nach außen aussehen. Dies zeigt sich an unterschiedlichen Herkunftsregionen oder Religionen. Mit der Zeit ergeben sich immer weitergehende Verknüpfungen in andere gesellschaftliche Gruppen. Man sollte vermeintlich geschlossene Gemeinschaften somit weder isolieren noch vermeiden, sondern eher eine sozioökonomische Durchmischung ermöglichen, zum Beispiel durch eine inklusive und soziale Wohnungs- und Bildungspolitik.

Sind Unterscheidungen zwischen Migranten und Flüchtlingen sinnvoll?

Es gibt durchaus Unterschiede in der Schwierigkeit der Integration von Flüchtlingen und Migranten. Diese sind durch den unterschiedlichen Status bedingt. Es gibt bei der Nicht-Flüchtlingsmigration Voraussetzungen, die für eine Einwanderung vorhanden sein müssen, zum Beispiel Arbeit oder Familie. Daher haben Migranten oft schon soziale Kontakte in die aufnehmende Gesellschaft. Dies sind Faktoren, die bei Flüchtlingen nicht unbedingt gegeben sind. Dazu kommt die Herausforderung der (Post-)Traumata, denen aktuell noch nicht im notwendigen Maße nachgekommen wird.

Gleichzeitig lässt sich beobachten, dass es bei einer „freiwilligen“ Migration in der Regel ein zweites Standbein im Heimatland gibt, das eine Transmigration zwischen Herkunftsland und dem neuen Wohnort erlaubt. Bei Flüchtlingen ist das oft nicht möglich, da sie in ihren Herkunftsländern meist großen Gefahren ausgesetzt wären. Ein anderer Aspekt ist, dass Flüchtlinge sehr häufig politisch eng mit dem Herkunftsland verbunden sind, entweder, weil sie politisch verfolgt wurden, oder, weil sie ein Interesse daran haben, nach dem Konflikt wieder zurückzukehren. Dadurch entstehen sehr häufig politische Diasporas und eine Exilbewegung, die ein unterstützendes Netzwerk im Asylland bilden und demokratische Erfahrungen aus dem Aufnahmeland in Konfliktländer exportieren.

Es gibt weiterhin einzelne Gruppen, die bei der Integration zu unterscheiden sind. Besonders betroffene oder bedrohte Gruppen, zum Beispiel unbegleitete Minderjährige, stark Traumatisierte oder auch allein-erziehende Mütter, brauchen einen besonderen Schutz und teils eine spezielle Betreuung. Alle anderen, stereotypen Unterscheidungen jedoch, die von außen gemacht werden, sind gefährlich. Sie reproduzieren Vorurteile und damit gegebenenfalls auch bestehende Konflikte. Unterscheidungen, die nicht auf den besonderen Bedürfnissen im Flüchtlingsschutz basieren, erschweren eine Integration.

Das Argument der vermeintlich anderen Kultur ist ja sehr häufig vertreten in der Debatte. Das war es aber auch bereits bei den Heimatvertriebenen, die als „Papierdeutsche“ bezeichnet wurden, und galt auch bei anderen Einwanderungsgruppen. Vergessen sind die Konflikte zwischen katholischen Einwanderern in protestantische Regionen Deutschlands oder mit der jahrzehntelangen Tradition muslimischer Einwanderung aus der Türkei oder Bosnien. Mit zeitlichem Abstand sind diese Konflikte kaum mehr verständlich, ähnlich wird es mit den aktuellen auch sein. Das Sprechen von vermeintlich „anderen“ Kulturen postuliert bereits eine unüberwindbare Fremdheit, wo es nur um die Akzeptanz unterschiedlicher Lebensentwürfe und Alltagspraxen geht.

So ist es wichtig, Konflikte der Heimatländer nicht zu konservieren, gerade indem kulturelle und religiöse Unterscheidungen bei der Aufnahme fortgesetzt werden. Je stärker Gruppen isoliert werden, desto stärker ist auch deren Bezug zu den Konflikten im Herkunftsland, die erst zur Flucht geführt haben. Es mag zwar in Extremsituationen erst einmal wichtig sein, Gruppen voneinander zu trennen, um Einzelne zu schützen, aber das Ziel muss es immer sein, ein demokratisches Miteinander zu ermöglichen und zu fördern. Konflikte gewaltfrei zu lösen gilt für alle in Deutschland, sowohl für jene wenigen Flüchtlinge, die Gewalt anwenden, als auch für jene Deutschen, die in einem beispiellosen Ausmaß Gewalt gegen Flüchtlinge richten. Integration bedeutet letztlich auch, dass Gesetze für alle in gleichem Maße gelten und nicht ganze Gruppen von Menschen für Verfehlungen von Einzelnen verantwortlich gemacht werden.

Welche Anstrengungen sollten wir unternehmen?

Warum finden viele die aktuellen Veränderungen mit Blick auf Flüchtlinge so beängstigend und nicht begrüßenswert? Veränderung gehört zu Gesellschaften und wer würde auf die Vielfalt und Vorzüge verzichten wollen, die Migranten über Jahrzehnte mitgebracht haben – von den Vorteilen für die Wirtschaft ganz abgesehen? Doch wenn aufnehmende Gemeinschaften eine Integration nicht wollen, dann wird diese

auch nicht klappen. Integration basiert auf Freiwilligkeit und kann nicht erzwungen werden.

Doch oft verstecken sich hinter den Ängsten vor Veränderung größere gesellschaftliche Fragen, die anhand von Flüchtlingen diskutiert werden. Es geht eigentlich um die Frage, wie wir zusammenleben wollen, und die damit verbundenen sozialen Teilhabewünsche. Daher ist politische Bildung wichtig, nicht nur in den Bereichen Migrations- und Flüchtlingspolitik. Dies wird nicht alle Menschen davon überzeugen können, dass ihre Ängste gefährlich und unberechtigt sind. Rassismus wird nicht beseitigt werden können aus unseren Gesellschaften. Er kann aber durch politische Bildung bekämpft und öffentlich geächtet werden. Das sind wichtige Schritte zu einer offenen Einwanderungsgesellschaft, die zur Integration von Flüchtlingen mindestens ebenso unabdingbar sind wie die Anstrengungen der neu Ankommenden.

Deutschland ist seit ein paar Jahrzehnten dabei, anzuerkennen, dass es ein Einwanderungsland ist. Diese Erkenntnis ist zwar eine zögerliche, doch die Mehrheit der Gesellschaft will Flüchtlinge aufnehmen, wie Umfragen zeigen, und Millionen von Ehrenamtlichen engagieren sich in der Flüchtlingshilfe. Die Bereitschaft, sich humanitär für Schutzsuchende einzusetzen, ist weitverbreitet, ebenso wie das Ziel, die Gesellschaft hin zu mehr Offenheit für Vielfalt zu verändern. Trotz bestehender Vorbehalte ist die aktuelle Situation eben eine Chance, dass viele Menschen zum ersten Mal mit Flüchtlingen in Berührung treten, teilweise zum ersten Mal mit Migranten und eine neue Perspektive auf die Einwanderungsgesellschaft kennenlernen.

Deutschland wird immer über Integration reden, als Teil seines demokratischen Selbstverständnisses. Doch die jetzige Situation wird in 20 Jahren als ein historischer Wendepunkt in der Einwanderungsgesellschaft Deutschlands angesehen werden. Die Aufnahme einer großen Gruppe von Menschen, die dann fester Bestandteil der Gesellschaft sein werden, wird nicht nur die Komposition der Gesellschaft und die Aussicht auf die restliche Welt prägen, sondern auch das Bewusstsein davon, – wenn

in Zukunft andere Asyl erbeten – wozu die Einwanderungsgesellschaft Deutschlands fähig ist, wenn Menschen Schutz suchen.

Dass Migration langfristig kein Problem, sondern eine Bereicherung ist und zu allen Gesellschaften dazugehört, ist eine Erkenntnis, die wir immer wieder haben, wenn wir in die Vergangenheit schauen. Eine Gesellschaft wie die deutsche muss sich bewusst werden, dass sie unvermeidlich eine Einwanderungsgesellschaft ist, die schon aus liberalen und demokratischen Gründen verschiedenen Erfahrungen und Lebensmodellen Raum geben muss. Dafür braucht es jedoch auch einen politischen Rahmen, der Integration und Einwanderung ermöglicht und die vielfältigen Bemühungen von Engagierten in Gemeinden und Kommunen, Integration lokal zu ermöglichen, und von Flüchtlingen und Migranten selbst, Teil ihrer neuen Gesellschaft zu werden, nicht durch populistische Gesetze unterminiert.

Zudem müssen wir uns über die globale Dimension von Flucht und Vertreibung bewusst werden. Besonders darüber, dass unsere Verantwortung eben nicht an der deutschen oder europäischen Grenze aufhört, sondern dass wir globaler denken müssen, wenn es um solche Fragen wie Flucht, Vertreibung und Migration geht.

Zur Person Dr. J. Olaf Kleist

Dr. J. Olaf Kleist ist Politikwissenschaftler am Institut für Migrationsforschung und Interkulturelle Studien (IMIS), Universität Osnabrück und Gründer des Netzwerks Flüchtlingsforschung. Seine Forschungsschwerpunkte sind deutsche und europäische Flüchtlingspolitik.

ABSCHOTTUNG IN PARAGRAFENFORM

Wiebke Judith

Said und Jamal¹ sind ein Paar aus Syrien und wurden dort aufgrund ihrer politischen Aktivitäten inhaftiert und gefoltert. 2014 flohen sie in den Libanon, wo sie gerade genug Geld zum Überleben verdienen konnten. Für überlebenswichtige Medikamente für Jamal reichte das Geld aber nicht mehr. Aus Verzweiflung versuchte Jamal daraufhin, sich das Leben zu nehmen. Im Januar 2015 dann die Erlösung: Said und Jamal wurden für das deutsche humanitäre Aufnahmeprogramm ausgewählt und konnten sicher nach Deutschland einreisen.

Als Syrer zählen Said und Jamal zu der größten Flüchtlingsgruppe weltweit. 4,8 Millionen syrische Staatsangehörige sind bis März 2016 vor dem anhaltenden bewaffneten Konflikt und der politischen Verfolgung aus ihrem Land geflüchtet.² Circa 65 Millionen Menschen sind weltweit auf der Flucht, die Mehrheit als sogenannte Binnenvertriebene im eigenen Land. Über 24 Millionen Menschen haben ihr Land verlassen.³ Wie auch in Suids und Jamals Fall bleiben die meisten Flüchtlinge zunächst in den Nachbarländern ihrer Heimat. So werden circa 80 Prozent der Flüchtlinge weltweit von Entwicklungsländern aufgenommen. Auch syrische Flüchtlinge werden vor allem von den Ländern in der Region aufgenommen, insbesondere von der Türkei, dem Libanon, Jordanien, Irak und Ägypten.

1 Said und Jamal wurden im Libanon und in Berlin von Amnesty International interviewt. Ihre Namen wurden geändert, um ihre Identitäten zu schützen.

2 UNHCR, <http://data.unhcr.org/syrianrefugees/regional.php> [Stand 12. April 2016].

3 UNHCR, Global Trends. Forced Displacement in 2014, S. 2.

In einem Punkt ist Saids und Jamals Schicksal jedoch kein normales Beispiel mehr, sondern eine Ausnahme: Es ist Glück, dass sie einen Aufnahmeplatz in Deutschland bekommen und gefahrenlos einreisen können. Denn solche sicheren Zugangswege sind trotz der hohen Flüchtlingszahlen weltweit dramatisch gering. Die meisten Fliehenden müssen lebensgefährliche Routen auf sich nehmen, um in Sicherheit zu gelangen. Das gilt auch für den Weg nach Europa. 2015 starben 3.771 Menschen bei dem Versuch, über das Mittelmeer oder die Ägäis nach Europa zu kommen. Mit über einer Million Menschen war 2015 auch das Jahr, in dem die meisten Menschen an Europas Küsten ankamen.⁴

Auch in Deutschland sind die ankommenden Flüchtlinge seit Sommer 2015 das prägende Thema in Politik und Medien. Der unerwartet schnelle Zuzug machte Mängel bei den Aufnahme- und Verwaltungskapazitäten der staatlichen Behörden deutlich. Teils bewahrten nur engagierte Unterstützer_innen Asylsuchende vor Obdachlosigkeit und Hunger. Um Handlungsfähigkeit zu beweisen, verabschiedete die Bundesregierung trotz lauter Proteste zivilgesellschaftlicher Organisationen in nur wenigen Monaten drei Asylrechtsverschärfungen. Die Maßnahmenpakete haben grob zusammengefasst das gleiche Ziel: Flüchtlingszahlen verringern – auf Kosten des Asylverfahrens und damit auf Kosten der Schutzsuchenden.

Ein Beispiel ist die Einstufung der Herkunftsländer als „sichere Herkunftsstaaten“. Dieses Konzept wurde 1993 durch den sogenannten Asylkompromiss in den Artikel 16a des Grundgesetzes geschrieben. Viele Jahre wurde von dem Konzept praktisch kein Gebrauch gemacht und allein Ghana und Senegal standen auf der Liste. Seit 2014 ist eine geradezu inflationäre Anwendung zu beobachten: 2014 wurden Bosnien-Herzegowina, Serbien und Mazedonien als „sicher“ eingestuft, 2015 mit dem Asylpaket I die verbliebenen Balkanstaaten Albanien, Montenegro und Kosovo. Seit Februar 2016 läuft ein Gesetzesverfahren für die Einstufung Algeriens, Tunesiens und Marokkos als „sichere Herkunftsstaaten“.

⁴ UNHCR, <http://data.unhcr.org/mediterranean/regional.php> [Stand 12. April 2016].

Amnesty International lehnt das Konzept der „sicheren Herkunftsstaaten“ grundsätzlich ab, da es nicht mit dem individuellen Recht vereinbar ist, Asyl zu suchen. Um dieses Recht wahrnehmen zu können, ist es essenziell, dass ein faires und individuelles Asylverfahren durchgeführt wird.

Doch für Staatsangehörige der „sicheren Staaten“ wird gerade keine unvoreingenommene Prüfung mehr vorgesehen. Es ist stets schwierig, eine politische Verfolgung zu beweisen. Nahezu unmöglich wird es, wenn eine/ein Asylsuchende_r eine gesetzliche Vermutung widerlegen muss, wie die, dass im betreffenden Heimatland grundsätzlich keine politische Verfolgung droht. In einem Fall stellte das Verwaltungsgericht Hamburg beispielsweise fest, dass die vorgetragene Verfolgungsgeschichte eines Roma-Aktivisten aus Serbien vom Bundesamt für Migration und Flüchtlinge (BAMF) schlicht ignoriert wurde. Der Aktivist hatte geschildert, dass er wegen seines Engagements für Roma-Familien zum Ziel von Gewalt durch Nationalisten geworden ist und die Polizei ihm Schutz verweigerte. Trotzdem wurde sein Asylantrag vom BAMF abgelehnt.

Wie oft es zu solchen falschen Entscheidungen kommt, die das Leben der Betroffenen gefährden, ist nicht zu sagen. Das Ausmaß ließe sich eventuell anhand der Zahl erfolgreicher Klagen beziffern. Doch der Weg zum Gericht wird Antragstellenden aus den „sicheren Ländern“ erschwert: Die Klagefrist ist auf nur eine Woche verkürzt und die Klage muss besonders gut begründet sein.⁵ Einen Rechtsanwalt oder eine Rechtsanwältin zu finden, der oder die sich in dieser kurzen Zeit noch in den Fall einarbeiten kann, ist äußerst schwierig. Fehlentscheidungen des BAMF werden so nicht immer durch Gerichtsurteile aufgefangen. Wenn man sich das Asylrecht als ein Rettungsnetz für Menschen auf der Flucht vor Verfolgung und Krieg vorstellt, so vergrößert das Konzept der „sicheren

⁵ Asylsuchende aus „sicheren Herkunftsstaaten“ werden in der Regel als „offensichtlich unbegründet“ abgelehnt (vgl. § 29a Absatz 1 Asylgesetz). Die Verkürzung der Klagefrist und die Voraussetzungen einer Klagemöglichkeit bestimmt § 36 Asylgesetz.

Herkunftsstaaten“ die Maschen so stark, dass immer mehr Schutzbedürftige durch dieses Netz fallen können.

Im Übrigen: Gerade mit der geplanten Einstufung der Maghrebstaaten als „sicher“ verstößt die Bundesregierung gegen deutsches Recht. Die Voraussetzungen, wie sie vom Bundesverfassungsgericht festgelegt sind, beinhalten nämlich, dass es in den Ländern keine landesweite politische Verfolgung bestimmter Personengruppen geben darf.⁶ Während dies bei den Balkanstaaten bereits umstritten war, werden diese Vorgaben bei einer Bestimmung von Algerien, Tunesien und Marokko ad absurdum geführt. Ein Beispiel genügt, um dies zu zeigen: Strafrechtliche Verfolgung von Homosexualität ist ein eindeutiger Verfolgungsgrund nach der Genfer Flüchtlingskonvention. In allen drei Maghrebländern wird Homosexualität mit Haftstrafen geahndet. In Tunesien setzte sich Amnesty International beispielsweise für sechs Männer ein, die wegen ihrer sexuellen Orientierung im Dezember 2015 zu je drei Jahren Haft und anschließenden fünf Jahren Verbannung verurteilt wurden. Erst durch die Revision Anfang 2016 wurde das Strafmaß auf einen Monat verkürzt, sehr wahrscheinlich auch wegen des hohen internationalen Drucks. Die Behauptung, landesweit würde in den Ländern keine Verfolgung einer bestimmten Gruppe erfolgen, ist damit nicht haltbar.

Ein weiteres Anliegen der Bundesregierung ist die Beschleunigung der Asylverfahren. Zu Recht: Viele Asylsuchende warten monatelang auf eine Entscheidung in ihrem Asylverfahren. Das ist für die Betroffenen psychisch und emotional oft schwer zu ertragen und behindert die Integration. Die Stellschrauben, an denen die Bundesregierung zur Beschleunigung dreht, sind jedoch ineffizient und wirken sich allesamt negativ auf die betroffenen Schutzsuchenden aus. Ein Beispiel sind erneut die Verfahren von Menschen aus „sicheren Herkunftsstaaten“, bei denen die Zeiterparnis laut den Gesetzesbegründungen bei nur zehn Minuten liegt.

⁶ Entscheidung des Bundesverfassungsgerichtes vom 14. Mai 1996, BVerfGE 94, 115.

Ein zynischer Erfolg, wo doch für diese zehn Minuten eine deutliche Verschlechterung der Verfahren in Kauf genommen wird.

Nach dem am 17. März 2016 in Kraft getretenen Asylpaket II soll nunmehr am „Fließband“ – in drei (!) Wochen – über das Schicksal von Schutzsuchenden entschieden werden: eine Woche für die Antragsprüfung durch das BAMF, eine Woche zur Einreichung der Klage, eine Woche für das Verwaltungsgericht. Dann erfolgt bei Ablehnung die Abschiebung. Doch die Fluchtgeschichten von Asylsuchenden sind unterschiedlich, Traumatisierungen müssen erkannt und berücksichtigt werden. Mit dem neuen Verfahren wird der Druck auf die Mitarbeiter_innen des BAMF erhöht, die in noch kürzerer Zeit einen umfassenden Einblick in die Geschichte der Antragstellenden gewinnen und ein Urteil treffen müssen. Fehlentscheidungen sind absehbar.

Seit Beginn der Überlegungen zum Asylpaket II sind zudem sowohl das Bundesinnenministerium als auch das BAMF die Antwort schuldig geblieben, wie die betroffenen Menschen eine unabhängige Verfahrensberatung in Anspruch nehmen können. Denn während der beschleunigten Verfahren sind die betroffenen Personen in sogenannten besonderen Aufnahmeeinrichtungen untergebracht. Die im März 2016 bekannten ersten Standorte Manching und Bamberg lassen befürchten, dass es weder in den Einrichtungen selbst noch in den nahen Städten genug Beratungsangebote für über tausend Menschen geben wird. Eine Beratung ist für ein faires Verfahren jedoch unerlässlich. Da die Menschen aufgrund einer besonders strengen Residenzpflicht ihre Unterbringung nur in begrenztem Maße verlassen können, bleibt ihnen auch die Möglichkeit verwehrt, in entfernteren Kommunen nach Beratungsstellen zu suchen.

Wie viele Menschen von diesen neuen Verfahren betroffen sein werden, ist kurz nach dem Inkrafttreten des Gesetzes noch nicht vorherzusehen. Es gilt für Antragstellende aus „sicheren Herkunftsstaaten“, aber auch zum Beispiel für Menschen, die angeblich ihre Ausweispapiere vernichtet

haben – eine folgenreiche Unterstellung, die Tausende Menschen treffen könnte, die nie Papiere gehabt oder sie auf ihrer Flucht verloren haben.

Nichtsdestotrotz käme eine tatsächliche Beschleunigung der Asylverfahren vor allem den betroffenen Menschen zugute, sofern diese eben nicht auf Kosten von Fairness und Qualität des Verfahrens geht. So könnte die Bundesregierung beispielsweise eine schnellere Entscheidung für Fälle erwirken, die voraussichtlich positiv beschieden werden. Bis zum Januar 2016 war dies auch der Fall. Syrische, irakische und eritreische Asylsuchende konnten ihren Antrag im Rahmen eines schriftlichen Verfahrens stellen. Die zeitaufwendigere individuelle Anhörung beim BAMF entfiel und stellte eine echte Entlastung und Beschleunigung dar, die mit den hohen Anerkennungsquoten aus ihren Heimatländern begründet wurde. Eingestellt wurde dieses Vorgehen aufgrund von Sicherheitsbedenken. Bis März 2016 wurde nicht öffentlich diskutiert, ob man diese nicht auch auf anderem Wege ausräumen könnte.

Diese Asylrechtsverschärfungen höhlen das Recht, Asyl zu suchen, immer weiter aus. Eine Abschottung in Paragrafenform. An der groß angelegten Abschottung wird auf europäischer Ebene gearbeitet. Die Landgrenzen der Europäischen Union (EU) sind mit Zäunen und Überwachungstechnik bereits rigoros abgeschottet, insgesamt 235 Kilometer Zaun umgibt die EU.⁷ In Ermangelung anderer Alternativen begeben sich seit Jahren Schutzsuchende auf klapprige Boote und wagen die Überfahrt Richtung Europa. Die Anzahl der Verzweifelten, die diese Fahrt auf sich nehmen, ist in den letzten Jahren fast kontinuierlich gestiegen. Doch im Vergleich zu den Vorjahren stellt 2015 einen rasanten Anstieg dar: 2014 kamen noch rund 216.000 Menschen per Boot an, 2015 waren es mit einer Million Schutzsuchenden mehr als viermal so viele. Im Frühjahr

⁷ Amnesty International, <https://www.amnesty.org/en/latest/news/2015/11/refugees-endangered-and-dying-due-to-eu-reliance-on-fences-and-gatekeepers/> [Stand 12. April 2016].

2016 hält dieser Trend an, mit über 50 Prozent Frauen und Kindern auf den Booten.⁸

Ein solcher Anstieg ist unzweifelhaft eine gewaltige Herausforderung, besonders für Griechenland, wo die meisten Schutzsuchenden ankommen. Eine Herausforderung, die aber zu meistern wäre, wenn die anderen Mitgliedstaaten der EU Griechenland ausreichend zu Hilfe kommen und auch selbst Flüchtlinge aufnehmen würden. Doch die Unterstützung Griechenlands verläuft nur schleppend. Im September 2015 wurde ein Umverteilungsmechanismus beschlossen, durch den 160.000 Flüchtlinge aus Italien und Griechenland in andere Mitgliedstaaten gebracht werden sollten. Bis zum 22. März 2016 wurden aber nur 615 von insgesamt 66.400 Flüchtlingen aus Griechenland umverteilt.⁹

Einige Staaten weigern sich sogar komplett, Flüchtlinge aufzunehmen; insbesondere Ungarn, Polen, Tschechien und die Slowakei. Dieser Mangel an europäischer Solidarität soll durch die Türkei ausgeglichen werden. Ausgerechnet das Land, das nach derzeitigem Stand mit allein 2,7 Millionen syrischen Flüchtlingen bereits die meisten Flüchtlinge weltweit aufnimmt und das gleichzeitig immer wieder Schutzsuchende nach Syrien, Irak und Afghanistan abschiebt.

Am 18. März 2016 wurde eine Vereinbarung zwischen der Türkei und der EU geschlossen, die vorsieht, dass alle neu in Griechenland ankommenden Schutzsuchenden zurück in die Türkei gebracht werden sollen. Pro abgeschobene Person soll dann ein syrischer Flüchtling direkt aufgenommen werden. Ein menschenverachtender Tausch und die faktische Abschaffung der Möglichkeit, in Griechenland – und damit für viele in Europa generell – Asyl suchen zu können.

⁸ UNHCR, <http://data.unhcr.org/mediterranean/regional.php> [Stand 12. April 2016].

⁹ Europäische Kommission, http://europa.eu/rapid/press-release_IP-15-6134_en.htm [Stand 12. April 2016].

2016 wird voraussichtlich ein trauriges Rekordjahr bezüglich der weltweiten Flüchtlingszahlen. Europa hat sich für den Weg der kompletten Abschottung entschieden und entzieht sich seiner menschenrechtlichen Verantwortung, Schutzbedürftigen auch Schutz zu bieten. Dabei könnte und müsste die EU so viel mehr tun. Europa muss sich auf seine menschenrechtlichen und humanitären Werte besinnen und groß angelegte Aufnahmeprogramme starten, die nicht an Abschiebungszahlen geknüpft sind. Sichere Zugangswege entlasten nicht nur die Erstaufnahmeländer, die immer noch die meisten Flüchtlinge aufnehmen. Sie würden auch den europäischen Ländern helfen, die Aufnahmen von Schutzsuchenden besser zu organisieren und zu planen und dabei auch Sicherheitsbedenken frühzeitig auszuräumen. Vor allem aber müssten weniger Schutzbedürftige ihr Leben riskieren, sondern hätten wie Jamal und Said die Möglichkeit, sicher einzureisen.

Zur Person Wiebke Judith

Wiebke Judith arbeitet seit Juni 2015 als Fachreferentin für Asylpolitik und Asylrecht bei Amnesty International. Ihr Fokus liegt auf der europäischen und deutschen Flüchtlingspolitik und dem deutschen Asylrecht. Für den Gesetzentwurf zur Bestimmung von Algerien, Marokko und Tunesien als sichere Herkunftsstaaten war sie als Sachverständige im Innenausschuss des Bundestags geladen. Vor ihrer beruflichen Tätigkeit studierte sie Comparative and European Law.

EUROPA UND DIE DEUTSCHE FLÜCHTLINGSPOLITIK

ZWISCHEN SOLIDARITÄT, RENATIONALISIERUNG UND MEDIALER VERANTWORTUNG

Prof. Dr. Gesine Schwan • Dr. Peter Frey

Prof. Dr. Gesine Schwan: Wenn man sich die Frage stellt, wie deutsch die europäische Flüchtlingspolitik im Juni 2016 eigentlich ist, so besteht die Frage aus zwei Aspekten. Zum Ersten, wie deutsch ist die Europapolitik, und zum Zweiten, wie deutsch ist die europäische Flüchtlingspolitik. Einleitend ist zu erwähnen, dass die Europapolitik der Bundesregierung in den letzten Jahren sehr stark an relativ kurzfristigen deutschen Interessen sowie an Wahlinteressen orientiert war. Von ihr wurden keine langfristigen Perspektiven aufgezeigt und vor allem hat die deutsche Bundesregierung alles vermieden, was nach Solidarität aussehen könnte. Dieser Mangel an Solidarität ist den Menschen in Deutschland nicht bewusst geworden, weil unsere Medien – auch zum Teil das ZDF – gerade in der Griechenland-Berichterstattung so taten, als seien wir die Großzügigen, was nach meiner Auffassung nicht stimmt. Ganz konkret war dies der Fall, als jahrelang die beiden Länder (Italien und Griechenland), die den Großteil der Flüchtlinge aufnahmen, aus Deutschland keine Hilfe erhielten. Ein weiterer Aspekt ist das Dublin-Abkommen, in dem die geografische Lage der Mitgliedstaaten eine zentrale Rolle spielt und welches besagt, dass das Land, in welchem Flüchtlinge zum ersten Mal europäischen Boden betreten, auch für ein Asylverfahren Sorge zu tragen hat.

Hier war natürlich Deutschland fein raus, denn die Flüchtlinge kommen nicht im Flugzeug nach Mitteleuropa, sondern über das Meer. Dieses Dublin-Abkommen war strukturell schon so angelegt, dass es in sich unsolidarisch mit den Ländern war, die aufgrund der Geografie die erste

Anlaufstelle für unzählige Flüchtlinge in der EU waren. Und als 2015 sowohl Italien als auch Griechenland sehr deutlich und immer wieder um Hilfe baten, hat die deutsche Bundeskanzlerin nur kühl auf das Dublin-Abkommen verwiesen. Und zu ihrer großen Überraschung, als dann im Herbst 2015 ganz viele Flüchtlinge nach Deutschland kamen und Angela Merkel bei den anderen Ländern um Solidarität gebeten hatte, haben sie ihr die kalte Schulter gezeigt. Eine wichtige Erfahrung daraus ist, dass das eine die substanzielle Antwort ist, aber etwas anderes, wie man mit seinen Nachbarn umgeht. Wir haben doch gar nicht gemerkt, wie unsere Nachbarn über die deutsche Dominanz verärgert waren, und wunderten uns stattdessen über ihre mangelnde Solidarität.

Ein weiterer Grund dafür ist der deutsche, ganz stark juristisch geprägte Politikstil an sich. Deutschland löst Probleme nicht durch Aushandeln, wie zum Beispiel Frankreich, sondern man versucht Regeln zu schaffen, alles unter Regeln zu subsumieren und die anderen müssen parieren. Das ist scheinbar objektiv, aber in Wirklichkeit nicht gerecht. Hinsichtlich der Flüchtlingssituation hat sich nicht die Kanzlerin, sondern die Gesellschaft geöffnet. Ich habe mich sehr gefreut, als ich sah, welches riesige Bürgerengagement da sichtbar geworden ist. Die deutsche Flüchtlingspolitik ist aus meiner Sicht mehr eine Situationsentscheidung gewesen, ohne eine Strategie, die man aber hätte entwickeln können, da man ja wusste, dass viele Flüchtlinge auf uns zukommen werden. Im politischen Gezerre zwischen Horst Seehofer und Merkel wurde nach einer Lösung gesucht, die Zahlen zu drosseln. Wenn wir heute in der Zeitung nachlesen, ob der Türkei-Pakt erfolgreich ist, so wird das immer daran gemessen, ob immer noch Flüchtlinge nach Griechenland kommen. Eine interessante Politik. Also je weniger kommen, desto erfolgreicher ist die deutsche Flüchtlingspolitik. Man könnte aber auch fragen, wie viele werden eigentlich aus der Türkei wieder ausgeflogen, wie das ja einmal versprochen war? Man soll gerne der Türkei viel Geld geben, da sie auch die meisten Flüchtlinge aufnimmt, aber abhängig von ihr sollten wir uns nicht machen. Was mich aber an der deutschen Flüchtlingspolitik empört, ist, dass so getan wird, als könne man mit den Hotspots außerhalb Europas

den Schmugglern das Handwerk legen. In Wirklichkeit wird dadurch die Flucht schwerer, teurer und somit der Schmuggler-Schwarzmarkt genährt. Dies kann man nur durch einen legalen Übergang nach Europa durchbrechen. Das Nadelöhr dabei wird sein, Wege zu finden, wie Flüchtlinge in Europa Perspektiven haben können.

Dr. Peter Frey: Ich finde, Europa ist in einem schwierigen Zustand und wahrscheinlich war die Krise nie so tief wie jetzt gegen Ende der ersten Jahreshälfte 2016. Beteiligt sind daran alle, somit auch die deutsche Bundesregierung. Mein Eindruck ist, dass das Tandem Angela Merkel und ihr Außenminister Frank-Walter Steinmeier nicht die richtigen Partner für die deutsche (Flüchtlings-)Politik fand, sondern, dass sie es mit Partnern zu tun haben, die sich zum Teil in innenpolitischen Zwängen verheddert haben. Denken wir nur alleine an das waghalsige Manöver von David Cameron, der mit der *Brexit*-Frage Europa in den Zustand einer unglaublichen Hängepartie gebracht hat, weil er ganz offenbar ein innenpolitisches Problem lösen wollte – eine sehr, sehr wagemutige Politik. Wie war die deutsche Rolle in den letzten Jahren? Ich glaube, dass Merkel gegen den Widerstand aus den eigenen Reihen, vor allem des Finanzministers, den *Grexit* nicht akzeptiert und dadurch Griechenland und möglicherweise den Euro gerettet hat oder zumindest eine Eskalation der Situation verhindert hat.

Zurück zur deutschen Flüchtlingspolitik. Es war ja eigentlich keine Öffnung der Grenzen, sondern wir haben sie nicht geschlossen. Wir haben sie so gelassen, wie sie waren, nämlich offen. Dies war eine humanitäre Tat, die auch europäische Werte verteidigte. Zunächst einmal in einer engen Abstimmung mit Österreich. Aber die Österreicher sind irgendwann abgesprungen, und zwar unter dem Druck rechtspopulistischer Parteien und aus Angst vor der eigenen Courage. Merkel sind auf diese Art und Weise die Partner verloren gegangen. Mich hat das Argument von Frau Merkel überzeugt, dass, wenn die Grenzen geschlossen werden, nicht zuletzt eine ernste Gefahr für den Balkan eintreten würde. Ich kann mir nicht vorstellen, dass es in dem ohnehin schon wirtschaftlich gebeutelten

Griechenland gut ausgehen kann, wenn dort Zehntausende oder Hunderttausende Flüchtlinge festsitzen.

Deutschlands Dominanz in der EU trägt zur Renationalisierung bei. Hat sich dies nicht gerächt, als man von den anderen Mitgliedstaaten Solidarität eingefordert hat?

Prof. Dr. Gesine Schwan: Ja, das hat sich gerächt! Ich nehme da gleich das Beispiel Polen. Viele, auch ich waren enttäuscht, dass die mittel- und osteuropäischen Länder so wenig Solidarität gezeigt haben. Und das galt für Viktor Orbán und das galt auch für die PiS-Regierung unter Jarosław Kaczyński. Wenn man jetzt die europäische Landkarte insgesamt ansieht, stellt man fest, dass wir ja überall nur von den nationalen Regierungen sprechen. Wir wissen ja gar nicht, was sich wirklich in den Gesellschaften abspielt. Zwar sind die Regierungen von den Gesellschaften gewählt, das ist richtig, aber wenn man sich die Wahlbeteiligungen ansieht, so sind sie allenfalls Repräsentanten von 40 Prozent der Gesellschaft. Und die Regierungen repräsentieren insofern nicht die Stimmung der Gesellschaft. Genauso glaube ich, dass insgesamt in Europa, ohne dabei die repräsentative Demokratie infrage stellen zu wollen, die Gesellschaften viel bunter und viel offener sind.

Dr. Peter Frey: Frau Schwan, darf ich in diesem Punkt dazwischengehen? Das ist eine ziemlich waghalsige These. Ich finde, wir müssen die Länder ernst nehmen und wir müssen die Wähler der Länder ernst nehmen. Und dass es in Ost- und Mitteleuropa einen Rechtsruck gegeben hat, das kann man ja gar nicht bestreiten. Ich finde, wir müssen uns auch als Europäer die Frage stellen: Was ist eigentlich schiefgelaufen in den letzten 25 Jahren?

Ich gehöre zu den Enttäuschten. Enttäuscht darüber, dass die Zugehörigkeit zu dieser Wertegemeinschaft, dass die Milliarden an Euro, die wir zum Ausbau der Infrastruktur überwiesen haben, offenbar im Inneren der Gesellschaften sehr wenig verändert haben. Ich frage mich, ob wir

vielleicht mehr an den Ausbau von Autobahnen, den Wiederaufbau der Städte oder den Ausbau der Wirtschaftsstrukturen gedacht haben statt an die kulturelle und demokratische Identität. Dass daran eine einzelne Nation besonders schuld sein soll, das glaube ich nicht. Wir alle haben uns nicht klar gemacht, dass die Europäer sozusagen nicht alle in der gleichen Zeitzone leben.

Prof. Dr. Gesine Schwan: Erstens, der deutsche Anteil der Verantwortung daran ist, dass die deutsche Bundesregierung, und das kann man, glaube ich, schwer bestreiten, im kurzfristigen nationalen Interesse entschieden hat. Zweitens, wir können doch nicht annehmen, dass ein Land wie Polen, nur weil wir finanzielle Unterstützungen leisten, auf einmal wie Deutschland postnational wird. Nein, so schnell geht das nicht, das ist eine generationenübergreifende Entwicklung.

Dr. Peter Frey: Aber warum hat das europäische Projekt so viel Unterstützung verloren? Warum funktioniert die EU nur noch als Freihandelsraum oder als Schengenraum? Warum funktioniert die gemeinsame Idee nicht mehr? Wir haben uns zu wenig um Europa bemüht. Die Politiker in den Ländern haben die Probleme nach Europa geschoben, weil sie dafür nicht verantwortlich sein wollten und sich damit auch ein Stück weit hinter Europa verstecken konnten. Ich glaube, dass die Zeit der symbolischen Handlungen zwischen Politikern nicht vorbei ist. Wir haben vielmehr in den letzten zehn Jahren das europäische Narrativ nicht weiter erzählt. Wir haben die frühere Botschaft der Verhinderung eines Krieges, des sogenannten europäischen Friedensprojektes, nicht für die heutige Zeit weiter erzählt. Das ist ein Versäumnis – und zwar aller Beteiligten.

Prof. Dr. Gesine Schwan: Ich folge Ihnen gern, dass wir Europa vernachlässigt haben, dass wir Negatives immer auf Europa geschoben haben. Aber werden nicht die Chancen, die bei Geflüchteten liegen, verkannt? Ich glaube, wir können aus der Flüchtlingsherausforderung ein tolles Pro-

jekt für einen europäischen Aufschwung machen. Für einen Aufschwung der Partizipation, und zwar auf der kommunalen Ebene, und für einen Wachstumsaufschwung. Wir haben in Deutschland selbst durch Flüchtlinge ein Riesenwachstum erlebt. Dies könnten wir auf andere Länder wie Polen oder Spanien übertragen und damit gleichsam eine humanitäre Flüchtlingspolitik mit einer Wachstumspolitik zugunsten von mehr Arbeitsplätzen verbinden.

Was könnte ein Symbol für einen progressiven Schritt in der Flüchtlingspolitik sein? Wäre dies eine Rede von Angela Merkel in Warschau?

Dr. Peter Frey: Kann sein, aber nicht zum Thema Flüchtlingspolitik. Ich denke, zur Flüchtlingspolitik hat es die symbolischen Bilder im Jahr 2015 bereits gegeben. Im Übrigen auch viele Bilder, die den Menschen Angst gemacht haben. Als Medienverantwortliche standen wir nicht nur einmal vor der Frage: Wie viel kann man davon eigentlich senden? Denken wir nur an die endlosen Flüchtlingstrecks auf dem Balkan oder die Fähren auf dem Mittelmeer, die Tausende von Flüchtlingen „ausgespuckt“ haben. Natürlich hat das beim Publikum des ZDF Reaktionen ausgelöst, aber wir konnten ja die Bilder nicht unterdrücken. Wir mussten sie zeigen. Heute besteht doch unsere mediale Verantwortung darin, auch die Geschichten des gelungenen Miteinander, der gelungenen Integration zu zeigen. Auch wenn diese nicht so spektakulär sind, wie die Bilder aus dem letzten Jahr.

Frau Schwan, ich stimme Ihnen aber in folgendem Punkt zu: Gerade in Deutschland – in einer älter werdenden Gesellschaft und unter dem Eindruck des Fachkräftemangels – bietet die Flüchtlingskrise auch Chancen, Menschen in Arbeit zu bringen. Wir müssen uns allerdings auch damit auseinandersetzen, warum die Freizügigkeit der Menschen, die wir als den liberalen Kern Europas empfinden, nicht die ganze Gesellschaft, aber einen beträchtlichen Teil davon so verängstigt.

Prof. Dr. Gesine Schwan: Ja, weil eben ein neoliberales Europa zu einer Situation führt, wo man Ängste gegen das Fremde mobilisiert. In dem

Moment, wo Menschen Zukunftsängste bekommen, werden sie sehr anfällig für all das, was mit Fremdenhass zu tun hat.

Wir erleben in der Flüchtlingspolitik eine deutsche Dominanz in Europa. Bis zum Herbst 2015 verfolgte Deutschland eine humanitäre Flüchtlingspolitik – Wendepunkt war dann aber das Türkei-Abkommen. Nun scheint Deutschland in der Bredouille zu sein: eine humanitäre Flüchtlingspolitik auf europäischer Ebene voranzutreiben, ohne dabei dominant zu wirken. Ist dies überhaupt noch möglich?

Prof. Dr. Gesine Schwan: Ja, indem sich mehrere Staaten zusammenschließen und einen Fonds aufstellen, bei dem sich Gemeinden an der Basis bewerben können. Dann haben die Gemeinden in Spanien, Tschechien, den Niederlanden oder in Frankreich die Möglichkeit, sich zu bewerben. In Frankreich gibt es eine völlige Blockade zwischen Arbeitgebern und Arbeitnehmern, gepaart mit einem großen Misstrauen. Wenn wir Kommunen in Frankreich die Möglichkeit gäben, sich für Gelder für Projekte mit Flüchtlingen zu bewerben, mit der Bedingung, dass sich Arbeitgeber und Gewerkschaften dafür zusammenschließen, dann könnten wir von unten die traditionelle Verachtung zwischen beiden Parteien überwinden. Ich bin der Ansicht, dass die scheinbar nebensächliche Ebene der Kommunen die Chance eines Neustarts bietet, denn auf der nationalen Ebene ist alles blockiert.

Dr. Peter Frey: Ich finde nicht, dass es richtig ist, in der Vergangenheitsform zu sprechen. Nein, es gab nicht nur eine liberale Flüchtlingspolitik in Deutschland, sondern es gibt sie nach wie vor. Und ich finde, wir dürfen uns jetzt auch nicht kleinreden lassen, was Deutschland hier geleistet hat. Nämlich eine humanitäre Großtat, bei der die Zivilgesellschaft – mit Sicherheit mehr als die Politik und die staatlichen Institutionen – in der Lage war, die Herausforderung der Flüchtlingssituation in Deutschland zu bewältigen. Politik muss multifaktoriell vorgehen und sich das ganze Panorama der Flüchtlingspolitik anschauen. Natürlich gehören zum ganzen

Panorama Fragen, wie: Aus welchen Gründen kommen die Flüchtlinge? Da gibt es die Bürgerkriegsflüchtlinge auf der einen Seite, aber im Moment sehen wir eine große Anzahl von Armut- und Klimaflüchtlingen, die aus Afrika zu uns kommen. Wie gehen wir eigentlich damit um? Welche Antwort finden wir darauf? Und ich finde auch, dass die politischen Kollateralschäden, ich meine, für das Parteiensystem – Stichwort AfD-Erfolge –, Dinge sind, die eine umsichtige Politik mit auf dem Schirm haben muss. Wir können doch nicht so tun, als würde das nicht in die deutsche Gesellschaft hineinwirken.

Prof. Dr. Gesine Schwan: Aber wie haben wir das auf dem Schirm? Allgemein akzeptiert ist, dass wir die Entwicklungszusammenarbeit stärken müssen, also die Ursachen für Menschen zu fliehen beseitigen müssen. Das geht nicht von heute auf morgen. Es ist aber ein löblicher Ansatz, dass endlich nicht mehr von Wirtschaftsflüchtlingen, sondern von Armutflüchtlingen gesprochen wird. Wir brauchen einen Weg der legalen Einreise nach Europa. Aber das wird es nicht geben, weil sich die europäischen Staaten nicht bereit erklären, die bereits zugestimmten Kontingente auch umzusetzen.

Dr. Peter Frey: Frau Schwan, ich bin da ganz bei Ihnen, dass die Politik, die politischen Realitäten momentan die Flüchtlinge aufs Wasser und in die Boote zwingen. Das ist alles andere als europäisch. Das entspricht nicht unseren Werten. Und es ist ja geradezu zynisch, dass man feststellen muss: Dass sie gerettet werden, ist immerhin ein Fortschritt. Wir hatten ja Zeiten, vor 2014, wo man sich darum in Europa gar nicht mehr gekümmert hat. Natürlich brauchen wir einen Mechanismus zur legalen Einreise nach Europa: Hier muss man auch Polen und die anderen Länder beim Wort nehmen, dass sie die Quoten, die sie versprochen haben, auch umsetzen. Ich befürchte nur, auch wenn wir zu diesen menschlicheren, europäischeren Einreiseverfahren kämen, dann hielten die Flüchtlingsströme trotzdem an. Die Tatsache, dass sich jeder in Libyen, in Nigeria oder in Eritrea an der deutschen Botschaft nach wahrscheinlich

hochkomplizierten Verfahren den Einreisestempel abholen kann, bedeutet ja noch nicht, dass die Menschen ohne Stempel nicht trotzdem den lebensgefährlichen Weg über das Wasser nehmen werden. Also das Problem, so fürchte ich, bleibt.

Müsste sich vielleicht die nationale Politik selbst zurücknehmen, um eine echte europäische Politik zu verfolgen?

Prof. Dr. Gesine Schwan: Nein, wir müssen einen zusätzlichen Weg finden. Wir behandeln im Moment Integration in Europa als eine Art „Kuhhandel“ oder Nullsummenspiel. Entweder es geht nach Brüssel, dann verlieren die nationalen Staaten, oder es geht nicht nach Brüssel, dann haben wir eine Renationalisierung. Das heißt, wir haben immer nur diese beiden Ebenen im Blick, und genau das ist aus meiner Sicht falsch, weil wir damit momentan nicht weiterkommen.

Ich plädiere dafür, die weitere europäische Integration dosiert, reformistisch und am Beispiel der Flüchtlinge so zu machen, dass wir die kommunale Ebene sehr viel mehr aktivieren, aber die Nationalstaaten dabei ihr Veto behalten, weil sie bei den Flüchtlingen entscheiden, wer zu ihnen ins Land kommt oder welches Kontingent sie aufnehmen. Sie müssen also mitspielen und ich glaube auch nicht, dass wir sie abschaffen sollten. Wir müssen beide Ebenen besser austarieren und die Bürger beteiligen.

Dr. Peter Frey: Ich persönlich kann momentan gar keine europäische Flüchtlingspolitik erkennen. Wir befinden uns doch in einer Art „Notmodus“. Was da in Frankreich vor dem Tunnel nach England passiert, das spottet jeder Beschreibung. Ich finde, Frau Schwan, Ihren Ansatz mit den Kommunen insofern interessant: Wir müssen doch aus der Sackgasse heraus. Und ich glaube, selbst überzeugte Europäer spüren, dass dieses gewaltige Misstrauen gegenüber Brüssel, berechtigt oder unberechtigt, aufgelöst werden muss. Da erscheint mir der Vorschlag, die Kommunen zu stärken, sehr interessant.

Ich will noch ein Wort zur Türkei sagen. Mich stört kolossal, dass die Politik in Deutschland, aber auch in Europa plötzlich mit so einem fundamentalistisch-moralistischen Anspruch daherkommt. Mit wem sollten wir denn Abkommen schließen, wenn nicht mit der Türkei, wenn es um Flüchtlinge aus Syrien geht? Wir können uns das doch nicht aussuchen. Es ist das große Nachbarland, das Nachbarland Syriens und das Nachbarland Griechenlands über die Ägäis hinweg. Ob das Regime Recep Tayyip Erdoğan in unseren Augen satisfaktionsfähig ist, ob es den demokratischen Maßstäben entspricht, mit denen wir normalerweise umgehen wollen, das ist doch gar nicht die Frage. Die Frage ist, ob wir jemanden finden, mit dem wir eine humanitäre Lösung des Problems hinbekommen oder nicht. Dieses rigorose Denken, das ich aus vielen politischen Ecken in der letzten Zeit gehört habe, erscheint mir sehr weltfremd.

Dieser Artikel ist die Abschrift eines Online-Streitgesprächs, das am 20. Juni 2016 im Rahmen der Konferenz „Europe Calling“ der Friedrich-Ebert-Stiftung stattfand und von Thilo Schöne moderiert wurde.

Zur Person Prof. Dr. Dr. h.c. Gesine Schwan

Gesine Schwan, geb. 1943, Studium der Romanistik, Geschichte, Philosophie, Politologie an der Freien Universität Berlin und Universität Freiburg. 1977 bis 1999 Professorin für Politikwissenschaft am Otto-Suhr-Institut, Freie Universität Berlin, 1999 bis 2008 Präsidentin Europa-Universität Viadrina, Frankfurt/O.; jetzt Präsidentin HUMBOLDT-VIADRINA Governance Platform, Berlin. 2004 und 2009 Kandidatin für das Amt des Bundespräsidenten. Seit 2014 Vorsitzende der SPD-Grundwertekommission. Veröffentlichungen zu Demokratie und Governance, Politischer Kultur, Europa, Bildung, Sozialdemokratie und zu den normativen Grundlagen der Politik.

Zur Person Dr. Peter Frey

Peter Frey ist seit April 2010 Chefredakteur des ZDF. Er ist u. a. für die Sendungen „ZDF-Morgenmagazin“, „heute-journal“, „WISO“, „Frontal 21“, „ZDFzeit“, „ZDFzoom“ oder „das aktuelle Sportstudio“ verantwortlich. Auch der Digitalkanal ZDFinfo sowie die Inland- und Auslandstudios des ZDF sind ihm unterstellt. Peter Frey tritt als Frager in der Interviewreihe „Was nun?“ sowie als Kommentator aktueller politischer Ereignisse auch selbst im Programm auf.

WENN DIE WÜRDE NICHT STERBEN KANN

DIE KINDER, FRAUEN UND MÄNNER VON IDOMENI

Thom Held

Idomeni – ein Moloch, ein Verbrechen. Genauso wie ein lebender und pulsierender Organismus. Am eindrücklichsten nahm ich dies wahr, wenn ich nach Einbruch der Dunkelheit das improvisierte Zeltlager an der griechisch-mazedonischen Grenze zu Fuß verließ. Schritt um Schritt entkam ich dem beißenden Rauch von Hunderten kleinen Feuern zwischen den Zelten, in denen alles, was brennbar war, auch verbrannt wurde: Holz, trocken oder nass, Plastik und feuchte Textilien. Immer wieder angestoßen durch eine Zugabe von Diesel aus der PET-Flasche. Doch das fürchterlichste und gleichsam erhebendste Gefühl beim Verlassen des Lagers bereiteten mir jeden Abend die Geräusche. Beim Gedanken an Idomeni erscheinen in meinem Kopf deshalb nicht nur Bilder. Es sind vor allem die Geräusche, die wieder wach werden. Ich höre den mit zunehmender Distanz abebbenden Geräuschpegel. Und doch bleibt er präsent. Ich gehe entlang einer Straße im Grünen, höre ein paar Kröten, die in dieses Grün gehören ... dazu ein Gemenge aus Rauschen, Grummeln und Stimmen. Höre, wie die amorphe Zeltstadt auch im Dunkeln lebt, ihr Pulsschlag ist auch aus einem Kilometer Entfernung noch spürbar. Die anfangs 14.000, dann 12.000 Menschen, die am Gleis, auf der Wiese, auf dem Acker leben, sie leben. Schwache Lichter dringen durch die rauchgeschwängerte Nacht, und aus dem Grundgeräusch heraus dringen die Stimmen, das Gelächter, die Rufe und die Schreie der Kinder.

Es sind diese Obertöne der Kinder, die nicht nur das dumpfe Gebrumme durchstechen, sondern mein Inneres heimsuchen, die mich erschüttern und mich ebenso auch faszinieren.

Idomeni ist das Erleben größtmöglicher Erschütterungen. Als ich das erste Mal in der chaotischen Zeltstadt ankam und mich umschaute, war ich schockiert und dachte wie viele andere auch: „Das gibt es nicht!“ Momente später, Stunden später – über all die Tage – durchfuhr es mich wiederholt: „Das darf es nicht geben. Nicht auf europäischem Boden!“ Am extremsten war es an regnerischen Tagen, vor allem damals im März 2016, als es vier Tage immer wieder regnete, zwei davon ununterbrochen. Mit Ausnahme jener Menschen, die ihre Zelte auf dem Schotter direkt an den Gleisen der Strecke Thessaloniki–Skopje platzierten, standen die Zelte und die darin lebenden Menschen im knöcheltiefen Schlamm und Wasser. Allein der Anblick war nicht zu ertragen. Wagte man sich vom erhöhten Sträßchen selbst in diesen Matsch vor, konnte man erahnen, was es heißt, in diesen Verhältnissen zu leben. Als Individuum, als Familie, als Masse von 14.000 Menschen. Unerträglich!

Zwischenzeitlich kam Wut auf, dass die europäischen Staaten so etwas zulassen, dass keine Soforthilfe organisiert wurde, die die „Ärzte ohne Grenzen“, die Freiwilligen und die griechischen Kräfte unterstützt hätten, um diesen Menschen in Not, geflohen vor Krieg, Tod, Unterdrückung, Folter, zu helfen. Doch nach sechs Wochen an den Brennpunkten des Dramas in Griechenland ist meine Kraft für Wut aufgebraucht. Mir bleibt nur noch Fassungslosigkeit. Fassungslos wegen dieser Form von organisierter Unverantwortlichkeit, fassungslos über die Kälte, die aufgrund fehlender Anteilnahme großer Teile Europas über diese Zeltstadt hinwegzieht. ‚Wie konnte es nur so weit kommen?‘

Auch robuste Gestalten geraten in dieser Lebenswelt ins Wanken. Doch für jene, die 24 Stunden hier ausharren müssen, unterversorgt mit Essen, Trinken, Wärme, Medizin und menschlicher Anteilnahme, ist es wohl das, was man als Hölle bezeichnen könnte. Und doch ist es nie wirklich die Hölle, weil es noch einen Faktor gibt: die Kinder!

Allein dass hier annähernd 5.000 Kinder sind, macht es möglich, dass die Erwachsenen emotional nicht zerbrechen (dürfen). Denn im Nu ziehen einen die Kinder in den Bann. Ihr Pragmatismus, aus jeder noch so merkwürdigen oder erbärmlichen Lebenswelt eine Welt der kindlichen

Fantasie zu machen, ist einnehmend. Mehr noch: überwältigend. Allein wie die Kinder – unter ihnen viele bereits mit traumatisierenden Erlebnissen – den Alltag im Moloch Idomeni meistern, zeigt, das Leben lässt sich nicht unterkriegen. Auch nicht von den zu vielen professionellen Wegguckern in den europäischen Entscheidungsgremien. Man müsse die harten Bilder aushalten, ist eine dieser zynischen Ungeheuerlichkeiten eines deutschen Ministers. Ich sehe das grimmige Gesicht zu diesen Worten, während sie in mir nachklingen, und gleichzeitig sehe ich, wie kaum eines der 5.000 Kinder passende Schuhe hat, um irgendwie einen Weg durch den Matsch zu finden. Ich schaue eine Zeitlang auf die Füße. Weit und breit kein Fuß, auch kein Kinderfuß, der in wärmende Socken gehüllt wäre. Wenn jemand etwas aushält, dann sind es die Menschen hier! Die Kinder, sie frieren ... und lachen, sie husten ... und strahlen, sie weinen ... und singen. Dies im Fokus fragt man sich: "Wo ist denn hier der Griesgram in den Gesichtern, von denen es nördlich von Griechenland zu zahlreiche gibt?" Was man unter den Erwachsenen hier in Idomeni zuerst spürt, ist statt Griesgram Gleichmut und Geduld. Vielleicht ist es wie eine Betäubung der Sinne, bei all dem Erlebten und jetzt noch zu Bewältigenden.

Doch die Kinder scheinen (fast) alles aufzuwiegen. Mit der Zeit merkt man immer mehr, maßgeblich sind gerade die Frauen, sie sind die Stützen, die zumeist aus dem Hintergrund agieren und auch im Hintergrund, ja gar im Verborgenen bleiben wollen. Für einen fotografischen Beobachter ist es gar nicht so einfach, dies adäquat abzubilden.

Es sind vor allem jüngere Frauen, die etwas weniger zurückhaltend sind. Irgendwann realisiert man, dass man nicht ohne Grund darüber staunt, dass so wenige Konflikte unter den zusammengewürfelten Menschen in Idomeni entstehen, obwohl sie unter elendiglichen Bedingungen eng aufeinander leben. Man stelle sich vor, wie die vielleicht 4.000 Männer in Idomeni alleine unter diesen Bedingungen miteinander umgehen würden. Idomeni wäre längst viel mehr verdreckt und längst implodiert, wie im Herbst 2015, als der Grenzort weniger Leute und vor allem weni-



Ein typisches Bild: Die spontane Neugierde so vieler Kinder, während ihre Mütter (wie im Foto links) es vorziehen, im Hintergrund zu bleiben.

ger Familien „beherbergte“. Im nordfranzösischen Dunkerque, wo zwischenzeitlich mehrheitlich junge Männer in totaler Verzweiflung weder vor- noch zurückkamen, war die Anspannung nach Augenzeugenberichten extrem hoch, sehr aggressiv gegenüber Behörden oder Besuchern. „Paranoia-City“. Hier in Idomeni hält sich die Polizei zurück, und die Menschen auf der Flucht zeigen, was sie ausmacht: Nicht nur ist der unerschütterliche Glaube an eine bessere Zukunft fast greifbar, es werden auch Herzlichkeit, Gastfreundschaft in einem Maße aufrechterhalten und gelebt, dass es einen Europäer, der nördlich der Alpen sozialisiert ist, perplex macht.

Zuerst fragt man sich: "Wie halten die Menschen das hier nur aus?" Dann lässt einen die Frage nicht mehr los: "Wie machen sie das, unter diesen Verhältnissen ihre Haltung, ihren Stolz zu bewahren?" Vielleicht ist es diese Frage, die mich so stark beschäftigt hat, dass aus eigentlich vier geplanten Tagen ganze 16 wurden. Ich komme einfach nicht weg

von dieser unwirklichen Form von Leben, die hier doch so wirklich ist. Ich fühle mich diesen Menschen verbunden. Es kommt zu persönlichen Bindungen mit einzelnen Männern, jungen Frauen und vor allem mit Kindern. Wie das syrische Mädchen, das mich – ich etwas erschöpft im dreckigen Nirgendwo sitzend und staunend, mit welcher Geduld einige für einen Becher Tee anstehen – anspricht. Zusammen mit drei anderen Kindern hält sie mir einen weißen Kübel hin, dessen Deckel sie auch mit vereinten Kräften nicht aufbekommen. Die Kinder wissen nur: Im Kübel, der aus einer Spende stammt, befindet sich etwas Essbares. Ich reiße also den Deckel ab. In diesem Moment explodiert das Leben: in den Kindern und auch ein wenig in mir dank ihrer so ungefilterten Freude. Sie sehen die Schokolade – die griechische Version von Nutella – und alle vier Kinder jubeln. Und sind mir so dankbar. Mir, der ja nur den Deckel zu ihrem kleinen Glück abgerissen hat. In den Tagen danach treffe ich das Mädchen mit dem ausgeprägten Lächeln immer wieder von Neuem. Jedes Mal ruft sie mir „Chocolate!“ zu und strahlt wie ein Maikäfer übers ganze Gesicht.

So passiert es immer wieder: Ich stehe mit den Menschen in Not im Dreck, im Schlamm, im Regen, im Rauch, und wir teilen, wenn auch nur einem kleinen Moment lang, ein Aufblitzen von Nähe, Lebensfreude, gar Glück. Wir stehen im humanitären Elend, und das Leben lässt sich einfach nicht unterkriegen. Und die Würde kann auch nicht sterben. Hier nicht, nicht in Idomeni! Alle stinken nach Rauch, der überdeckt, dass viele ihre Kleider zu selten waschen können. Zu wenig Stellen gibt es hierfür. Mein Freund Dassin, ein Jeside aus Sinjar im Nordirak, zusammen mit seiner Frau und seinen vier Kindern – plus jenen drei Kindern eines seiner Brüder, der zurückblieb und gegen den IS kämpft – entschuldigt sich mehr als einmal, dass man nicht so gepflegt sei. Eines Tages kommen dann auch er und sein Sohn mit einem neuen Haarschnitt daher. Man hat zu wenig Essen, zu wenig trockene Decken zum Schlafen, zu wenig von zu vielem, doch ihre Würde lassen sie sich nicht nehmen. Und wenn es auch nur eine frische Rasur und ein neuer Haarschnitt ist. Ja, es ist ein richtiger Renner von Idomeni, dass zwei Friseure hier sind und den Leuten helfen, eine gewisse Haltung zu bewahren. Eine Haltung, die sich auch sonst

in vielen anderen Bereichen zeigt. Als Idomeni-Besucher und -Beobachter, der nur mit Kamera, etwas Informationen und einer Tagesration an Lollipops für die Kinder ausgerüstet ist, werde ich zu allem Möglichen eingeladen. Primär von den Männern und Kindern. Die beobachtenden und kontrollierenden Blicke der Frauen, ihre ordnende Kraft sind jedoch mehr als präsent.

An der politischen „Front“ – es wird in Idomeni auch protestiert, zu meist harmlos, dort wo die grenzsichernde Polizei stationiert ist – sind entsprechend der islamischen Kultur vermehrt die Männer anzutreffen. Vor allem junge „Sturm-und-Drang-Männer“ machen sich lautstark bemerkbar. Doch ich vergesse nicht jene über 20 Mädchen und Buben, die



Ein Foto mit Symbolgehalt: Auf der Bahnlinie zwischen dem Bahnhof von Idomeni und dem Grenztor zu Mazedonien nehmen Frauen, Kinder und Männer, die vor diktatorischer oder terroristischer Unterdrückung flüchteten, gemeinsam die Versammlungs- und Meinungsfreiheit wahr. Allen voran: die Frauen und Kinder. Ein Bild voll „politischer Schönheit“. Es spricht für das erst noch einzulösende Potenzial, dass diese Menschen, insbesondere die Frauen, gesellschaftliche Emanzipation und Demokratie in einem finden können, dann, wenn sich Europa wieder Impulsen von außen öffnet.

Schachtelkartons präparieren und beschreiben und sich dann an Idomeni politischem Brennpunkt, dem Bahnübergang, einfinden und für ihre eigenen Belange als Jesiden demonstrieren, gegenüber der einzigen Form von Staatlichkeit, die sich überhaupt nach Idomeni vorwagt: der griechischen Polizei. Es hatte etwas Rührendes, wie jugendliche Dreikäsehochs ihre Angst als speziell verfolgte Religionsgemeinschaft kanalisieren – „*Help Ezides (Yesides), help Ezides. Open the border!*“ – und sich bereits in den politischen Rechten von Versammlungs- und Meinungsfreiheit üben, hier im Moloch von Idomeni. Ich empfand nicht nur diese Demonstration als eine Form von „politischer Schönheit“. Genauso, wenn ich beobachte, wie Männer, Frauen und Kinder miteinander demonstrieren. Sind das nicht bereits Vorboten von einer neuen Zukunft in einem neuen Land, wo Frauen und Männer gleichberechtigt sind, wo man politische Rechte in selbstbestimmter Freiheit ausüben kann?

So lehrte mich das Leben in Idomeni, wie fundamentale, unvereinbar scheinende Gegensätze so zusammenkommen können, dass ich vom „elendiglich-wunderbaren Idomeni“ zu sprechen wage. Die Wut über die Abgestumpftheit, Kaltherzigkeit, aber auch die Feigheit jener Entscheidungsträger, sich hier nie dem ausgesetzt zu haben, was im Herzen wehtut, ist nicht verblichen. Doch was ist schon diese Niedertracht gegenüber der Erfahrung, dass Menschen, die wirklich am existenziellen Limit sind, den Glauben ans Leben und die Würde einfach nicht verlieren wollen. Idomeni kann auch nachträglich ein Lernplatz für Europa und seinen Zusammenhalt sein. Wie das Idomeni der Frühlingstage 2016 zeigt, hängt vieles von der Art des sozialen Gefüges der Gesellschaften ab. Ein ausgewogeneres Gefüge in den Entscheidungsgremien Europas würde wohl die Logik, man müsse die harten Bilder – auf Kosten notleidender Menschen – aushalten, grundlegend revidieren.

„Europa, lass dir helfen!“ Im Kern ist es einfach, weil menschlich: Notleidenden Menschen hilft man, bedingungslos. Aber auch, weil man ja weiß, dass man zuletzt auch sich selbst hilft, wenn man seine eigene Würde bewahrt.

Und lasst uns weiter von Idomeni lernen, von jenen besonnenen wie auch ungestümen Männern, die gar nicht anders können, als Verantwortung zu tragen sowie Ruhe, ja Würde zu bewahren, weil die Präsenz der Kinder und deren Mütter und Frauen im Hintergrund kaum etwas anderes als gerade dies zulassen. Achten wir auf das Gefüge! Es ist so banal und doch so schwierig zu leben.

Und noch dies: Soziale Gefüge sind immer dynamisch. Gerade die Impulse von außen sind dabei oft das, was diese noch stabiler, vor allem auch lebendiger macht.

Der Gedanke, dass Dlovan, mein kleiner Freund von Idomeni mit seinem verträumt abwesenden Blick, in Europa Fuß fassen könnte, dort Orientierung, Bildung und Freiheit fände und sich revanchiert, indem er das Gute von Idomeni in jene Gesellschaft einbringen könnte, die ihn aufgenommen hat, diesen Gedanken will ich nicht aufgeben. Er ist dann realistisch, wenn unser aller Europa sich willens zeigt, von den Menschen von Idomeni zu lernen.

Zur Person Thom Held

Thom Held, geboren 1963, freischaffender Autor und Fotograf, wohnhaft in Zürich, ausgebildet und vormals tätig als Biologe und Raumplaner sowie als Weinpublizist (vinipazzi.net). Beobachter an Brennpunkten unserer Zeit (zum Beispiel fluechtlingelesbos.wordpress.com) und Mitinitiator von Projekten und Plattformen zugunsten gesellschaftlicher Lernprozesse (zum Beispiel denkallmend.ch und 1000impacts.org – *a brand for humanity*).

MAN MUSS RADIKAL SEIN

Jeannette Hagen

Mein Telefon vibriert. Wieder eine Nachricht im *Social Chat*, der mich heute – einige Wochen nach meinem Lesbos-Aufenthalt – immer noch digital mit der Insel und den Helfern verbindet. Ein virtueller Raum, in dem Nachrichten, Bilder, Befindlichkeiten und manchmal auch einfach die Fassungslosigkeit angesichts der globalen oder lokalen Ereignisse geteilt werden. Manchmal nervt es, wenn das Handy mehrmals am Tag brummt. Verlassen will ich den Chat trotzdem nicht, denn er ist wie ein unsichtbares Band, das Erinnerungen und Geschichten mit dem Gefühl verknüpft, nicht nur Zuschauer, sondern Akteur gewesen zu sein.

Ich kann mich nicht mehr genau erinnern, was die Initialzündung dafür war, dass ich mich entschieden habe, nach Lesbos zu fliegen. Möglicherweise war ein Bericht über die katastrophalen Zustände vor Ort der Auslöser. Die eigene Empörung angesichts der Tatenlosigkeit der Regierungen. Vielleicht war es aber auch der starke innere Antrieb, mich direkt mit der Situation zu konfrontieren. Mich dem, was da geschah, auszusetzen. Es gab seit Beginn der großen Flüchtlingsbewegung 2015 so viele Fragen, die mich beschäftigten und auf die ich in der Distanz keine Antworten fand. Was geht in einem Menschen vor, der sein Leben oder auch das seiner Kinder aufs Spiel setzt, indem er in ein überfülltes Gummiboot steigt und damit über die Ägäis fährt? Was bewegt ihn, wenn er sicheren europäischen Boden betritt? Was treibt ihn an und was unterscheidet meine Sehnsucht nach Lebendigkeit von seiner Angst vor dem Tod? Teil dieses Geschehens wollte ich sein, helfen, nicht zuschauen. Das Leid fühlen und gleichzeitig lindern. Vorher war ich schon in Berlin als freiwillige Helferin aktiv. Habe Windeln gekauft und sie zum Landesamt für Gesundheit und Soziales gefahren, habe Essen in einer Notunterkunft für Flüchtlinge

verteilt, habe mit Flüchtlingskindern gemalt. Trotzdem erschien mir das nicht genug. Ich hatte den Eindruck, dass das Helfen auf Lesbos noch eine andere Ebene berühren, eine tiefere Begegnung ermöglichen würde. Nicht nur mit den Menschen, sondern auch mit mir selbst. Hilfe ist meines Erachtens selten wirklich altruistisch. Wir helfen immer aus bestimmten Gründen. Manchmal sogar, um uns zu erhöhen oder um uns im Spiegel des anderen selbst zu begegnen. Um nicht nur dem Fremden im Außen, sondern der inneren Fremde gegenüberzutreten.

Der Kontakt zu Michael Räber, dem Gründer und Kopf der privaten Schweizer Hilfsorganisation *schwizerchrüz.ch* war schnell hergestellt. „Schreib einen Tag vorher, wann Du ankommst“, so seine Antwort auf meine vielen Fragen. Pragmatisch, keine unnötigen Worte, denn dafür ist auf Lesbos keine Zeit, wenn man Hilfe koordiniert. Im Nachhinein habe ich erfahren, dass einige Helfer damit nicht so gut zurechtkamen. Dass es ihnen zu militärisch zugeht, Michael ihnen zu kurz angebunden war. Es gibt ein indianisches Sprichwort, das sagt: „*Beurteile niemanden, ehe du nicht ein paar Meilen in seinen Mokassins gelaufen bist.*“ Ich kann nur erahnen, wie es ist, in den Schuhen von Michael Räber zu laufen. Von Sommer 2015 bis März 2016 war er auf Lesbos. Hat seinen Job in der Schweiz für diese Zeit an den Nagel gehängt, hat sein eigenes Leben umgekrempelt, um für andere da zu sein.

Während der beiden Male, die ich auf Lesbos war, habe ich ihn kaum oder gar nicht zu Gesicht bekommen. Eine Hilfsorganisation zu leiten ist mehr als ein Vollzeitjob. Es ist ein komplett anderes Leben. Unter einem Fernsehbericht über Räbers Arbeit standen mal die Worte: „*radikaler Humanist*“. Als ich das damals gelesen habe, gab es einen Moment der Empörung in mir. Eine Stimme, die sich gegen das militante Wort „radikal“ wehrte, weil es meines Erachtens nicht zum humanitären Ansatz der Arbeit, die Räber leistet, passte. Später habe ich verstanden, dass man radikal sein muss, um all das zu tun, was Michael Räber mit *schwizerchrüz.ch* auf die Beine gestellt hat. Man muss radikal sein, um auszuhalten, dass völlig überfüllte Boote mit Flüchtlingen fast im Minutentakt am Strand

anlanden – ganz egal ob tagsüber oder nachts. Ganz egal bei welchem Wetter. Man muss radikal sein, um die Dramen durchzustehen, die sich rund um die Flüchtenden abspielen. Um das Leid zu fassen und trotzdem noch klar zu bleiben, auch nach einer 24-Stunden-Schicht. Abgesehen davon kommt, wer sich in der heutigen Zeit kompromisslos für die Rechte und das Wohl anderer einsetzt, nicht daran vorbei, als radikal zu gelten. In einer Gesellschaft, die Werte überwiegend in Bildschirmdiagonalen misst, erscheint solch ein Engagement schon verdächtig.

Kurz bevor mein Aufenthalt auf Lesbos startete, gab es eine politische Entscheidung, mit der man versuchte, dem massenhaften Zustrom von Flüchtlingen über die Ägäis etwas entgegenzusetzen. So patrouillierten ab Februar 2016 Boote der griechischen Küstenwache gemeinsam mit Schiffen der „Europäischen Agentur für die operative Zusammenarbeit an den Außengrenzen der Mitgliedstaaten der Europäischen Union“ – kurz Frontex genannt – zwischen der Türkei und der Westküste von Lesbos. Sie waren angehalten, Flüchtende, sobald sie griechisches Gewässer erreicht hatten, direkt aufzunehmen und in den Hafen von Mytilini zu bringen. Das veränderte schlagartig die Arbeit der vielen Hilfsorganisationen auf der Insel, denn nun kamen deutlich weniger Schlauchboote an. Gleichzeitig gestalteten sich dadurch auch meine ersten Tage auf Lesbos völlig anders, als ich es erwartet hatte. Alle Bilder, die ich im Kopf hatte, verblassten. Nicht nur vor der malerischen Kulisse einer zauberhaft schönen Insel, sondern auch vor der Tatsache, dass es offensichtlich meine Hilfe gar nicht mehr brauchte.

Jedenfalls nicht im Akkord, nicht bestückt mit der Dramatik, mit der andere Helfer ein paar Tage zuvor noch konfrontiert waren. Ich musste mich also zunächst einmal mental umstellen. Was nicht schwer war, denn Arbeit gab es ja trotzdem genug.

Aber ich will am Anfang beginnen, denn schon, als ich im Flugzeug saß und dieses den Flughafen von Lesbos ansteuerte, wurde ich das Gefühl nicht los, dass irgendetwas auf dieser Welt gewaltig schief läuft. Ich schaute aufs Wasser unter mir und immer wieder drehte sich eine Frage

in meinem Kopf. Wie kann es sein, dass ich in einem Flugzeug sitze und – abgesehen von den Gefahren, die ein Flug grundsätzlich birgt – völlig sicher nach Lesbos gelange, während ein paar Kilometer unter mir Menschen in Gummiboote steigen müssen, um ihr Leben zu retten und dieses dabei gleichzeitig aufs Spiel setzen? Was ist das für ein Irrsinn? Ich bin doch nicht besser, bloß weil ich einen Pass habe. Ich bin doch nicht besser, bloß weil ich zufällig in Deutschland geboren bin. Ungerechtigkeiten waren für mich schon immer schwer auszuhalten.

Kaum ein anderer Ort zeigt so direkt die Auswirkungen der europäischen Politik wie Lesbos. Alles, was auf der Insel geschieht, konfrontiert den Besucher mit Entscheidungen, die in Amtsstuben oder auf politischen Tagungen getroffen oder eben nicht getroffen wurden. Lesbos ist wie ein Auffangbecken. Nicht nur für Flüchtlinge, sondern eben auch für faule Kompromisse oder unterlassene Hilfeleistungen. Kein Staat der Europäischen Union hat Griechenland unter die Arme gegriffen, als Tausende ab Sommer 2015 die Ägäis überquerten. Als die Leichen derer, die es nicht geschafft haben, an die Strände gespült wurden. Als die Flüchtlinge wie in einer Ameisenstraße zu Fuß bei sengender Hitze oder Kälte vom Norden in den Süden gelaufen sind, um ins Registrierungscamp zu gelangen. Niemand aus den offiziellen Reihen hat sich berufen gefühlt, für eine menschenwürdige Ankunft zu sorgen. Für Essen, Trinken, für Unterkünfte. Bis heute unterstützt niemand dieses Land – oder besser die Insel und ihre Bewohner – bei dem Problem der Müllbeseitigung. Die Auswirkungen davon sind nicht nur auf dem gigantisch großen Schwimmwestenfriedhof zu sehen, sondern nach wie vor auch an den Stränden, wo sich die kleinen Styroporkügelchen aus den Schwimmwesten millionenfach unter das Strandgut mischen und Schwimmwesten, Müll und Schlauchbootreste die Strandidylle platzen lassen.

Vier Tage nach meiner Ankunft fühle ich mich heimisch. Ich habe die Insel besichtigt, die Camps gesehen, in denen die Flüchtlinge registriert und zunächst untergebracht werden. Ich habe zwei Tage lang geholfen,

Strände zu reinigen, habe auf dem Schwimmwestenfriedhof gestanden und geweint und habe erlebt, wie viele der Inselbewohner selbstlos anpacken. Ohne zu jammern, ohne den Untergang des Abendlandes zu propagieren. Lesbos strahlt Kraft aus. Es ist ein Ort, wo Ankommen möglich ist. Wo man auftanken kann.

Und trotzdem liegt eine unglaubliche Spannung über allem. Es ist ein seltsames Flirren, eine Unruhe. Etwas, das sich auch auf die Helfer überträgt. Man weiß, dass sich die Situation hier schnell wieder ändern kann. Was, wenn die griechische Küstenwache nicht mehr patrouilliert, weil sie keinen Sprit hat? Kommen dann wieder Boote durch? Was passiert mit all den Menschen, die sich jetzt auf den Weg machen? Es geht das Gerücht um, dass Ungarn seine Grenzen schließen will. Abends beim Wein wird spekuliert, diskutiert und geraucht. Viel geraucht. Irgendwo muss man mit der Anspannung ja hin.

Von Mittwoch auf Donnerstag hieß es für mich, Nachtwache halten. Acht Stunden, um am „*Campfire*“ – einem Platz unterhalb des Flughafens direkt am Strand – zu stehen, auf das Wasser zu schauen und auf eventuell ankommende Boote zu warten. Die Tage zuvor war das Wetter unbeständig, die Wellen hoch. Jetzt lag das Wasser wie ein glatter Teppich vor uns und, als sich morgens gegen sechs Uhr die ersten Lichtstrahlen im Osten zeigten, machte die Meldung die Runde, dass vier Boote zu uns unterwegs seien. Und richtig, es dauerte nicht lange, da konnte man den ersten kleinen schwarzen Punkt auf dem Wasser erkennen. Ab und an blinkte ein Licht und wir gaben ein Lichtsignal zurück. Ich war fürchterlich aufgeregt, meine Gefühle schwankten zwischen Freude und Angst. Sie schaffen das, dachte ich immer, aber was dann? Schaffe ich es? Als das Boot von Helfern an Land gezogen wurde, war plötzlich kein Raum mehr für Zweifel. Wir bildeten eine Gasse, Kinder wurden von Arm zu Arm gereicht, Ältere und Kranke aus den Booten geholt, dann die Frauen, anschließend die Männer. Als ich das erste Kind auf dem Arm hatte, kamen mir die Tränen. Es war ein kleiner Junge. Ängstlich starrte er mich an. Seine Sachen waren klamm, seine Füße, die nur in Socken steckten, eis-

kalt. Schnell trug ich ihn zu einer Decke, nahm ihm die Schwimmweste ab und rieb seine Füße warm. Er starrte weiter. Während es um uns herum laut und quirlig zuging, während Menschen lachten, weinten, kollabierten, tanzten, saßen und sich unterhielten, starrte er wie hypnotisiert vor sich hin. Er konnte nicht einmal weinen.

Man muss radikal sein, um das auszuhalten. Man muss radikal humanistisch sein, um das zu ertragen, ohne zynisch zu werden. Als ich wieder in Berlin war, habe ich einen Tag lang nur geweint. Aus Mitgefühl und purer Verzweiflung darüber, was Menschen Menschen antun. Natürlich sind sie fremd. Und natürlich ist nicht jeder, der in Not ist, gleichzeitig ein guter Mensch. Und natürlich wird die Unterbringung und die Integration hier bei uns eine große Herausforderung. Aber sie haben diese Chance doch verdient. Solange die westeuropäischen Länder Waffen liefern, Despoten unterstützen, wir mit unserem Konsumverhalten dafür sorgen, dass diese Länder ausgebeutet werden – solange haben wir doch verdammt noch mal auch eine moralische Pflicht, die Menschen, die sich auf den Weg machen, um für sich und ihre Kinder bessere Lebensbedingungen zu finden, zu unterstützen. Ich weiß, so funktioniert Politik nicht. Sie zwingt mit Sachlichkeit und Rationalität jede Emotionalität in die Knie. Aber hier geht es nun mal um Menschen. Um Menschen, die alles aufgeben mussten. Ihre Heimat, ihr Heim, ihren Alltag. Um Schicksale. Jede Schwimmweste von den Tausenden, die auf dem Schwimmwestenfriedhof liegen, ist ein Schicksal, erzählt eine Geschichte. Wir sollten ihnen zuhören, statt wegzuschauen.

Wieder vibriert mein Telefon. Es ist eine Nachricht aus Idomeni, wo mittlerweile seit Monaten mehr als 12.000 Menschen an der griechisch-mazedonischen Grenze festsitzen. Seit meinem ersten Aufenthalt auf Lesbos hat sich viel geändert, ohne dass sich wirklich etwas bewegt hat. Auf der Strecke geblieben ist vor allem eins – die Menschlichkeit.

Zur Person Jeannette Hagen

Jeannette Hagen, 1967 in Dresden geboren, ist freie Autorin und systemischer Coach. Bereits als Kind wollte sie die Welt verändern – ein Ideal, das sie auch heute noch bei all ihren Projekten antreibt. Seit 2016 engagiert sie sich aktiv in der Flüchtlingshilfe auf Lesbos und in Idomeni. In ihren Texten und Büchern geht es häufig um Gefühl und Mitgefühl. Sie lebt mit ihrem Mann und ihren drei Kindern in Berlin.

AUF DER SUCHE NACH AUGENHÖHE

MIT SOUP AND SOCKS IN ATHEN

Miriam Hapig

Wir hätten überall hinfahren können. In jedem Land Europas, aber auch in allen anderen Regionen der Welt gibt es einen Bedarf an Händen, die zupacken, und Köpfen, die mitdenken. Unterstützung ist auch in Deutschland notwendig. Aber wir wollten mit eigenen Augen sehen, was sich nahe den Außengrenzen Europas abspielt. Neben dem Ziel, effektive Unterstützung zu leisten, ist eines unserer wichtigsten Anliegen die Weitergabe von Informationen und Erfahrungen aus erster Hand. Dieser Bericht unserer Eindrücke aus der griechischen Hauptstadt Athen entstand unmittelbar nach der ersten Tour vom 27. Dezember 2015 bis zum 10. Januar 2016.

Griechenland ist die Wiege der Demokratie, auf die man in ganz Europa so stolz ist. Die demokratische Idee, darunter versteht man unter anderem Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit (moderner ausgedrückt: Solidarität).¹ Im Nachhinein betrachtet, hat unsere Aktion auch viel mit der Suche nach diesen Werten zu tun. Gefunden haben wir sie nicht immer und überall, dafür aber in den unglaublichsten Momenten. Wir haben uns und unsere Handlungen immer wieder kritisch an ihnen gemessen, auch wenn wir diese Begriffe dabei vielleicht nicht im Kopf hatten.

„Was machst du eigentlich an Silvester? Du könntest dich doch für Flüchtlinge einsetzen.“ Mit dieser Äußerung einer Mutter ihrem erwachsenen

¹ Vgl. Sommerfeld, Peter: Demokratie und Soziale Arbeit, in: Geisen, Thomas et al. (Hrsg.): Soziale Arbeit und Demokratie. Wiesbaden 2013, S. 167–185.

Sohn gegenüber fängt alles an. Wenn es keinen triftigen Grund dafür gibt, eine gute Idee nicht in die Tat umzusetzen, dann sollte man es auf jeden Fall tun.

In diesem Fall lautet die gute Idee „Solidarität“, einer der drei genannten Werte. Solidarität mit den Menschen, die ihre Heimat aufgrund von politischen, ökonomischen und ökologischen Bedrohungen verlassen müssen. Bedrohungen, für die wir in Europa aufgrund unseres wirtschaftlichen und politischen Agierens auf der Weltbühne und aufgrund unseres Konsums teilweise mitverantwortlich sind. Wir wollen die Betroffenen unterstützen, selbst mit anpacken.

Und so ist zunächst von einem Kleintransporter die Rede, beladen mit Sachspenden, in dem sich drei Freunde zu den Außengrenzen Europas aufmachen wollen. Kaum ist dieser Plan entworfen, kommt die Überlegung hinzu, die Menschen vor Ort auch mit warmen Mahlzeiten zu versorgen. Mit den Ideen wächst in den folgenden Wochen auch der Bekanntheitsgrad der geplanten Aktion und somit auch die Summe der Sach- und Geldspenden. Das Team beschließt, einen Verein zu gründen, *Soup and Socks e. V.*, um dem Vorhaben einen angemessenen organisatorischen und rechtlichen Rahmen zu geben. Nach und nach kommen weitere Teammitglieder hinzu, manche fahren mit, andere organisieren von zu Hause aus, damit alles reibungslos verläuft.

Die Gruppe, die schließlich vor Ort im Einsatz ist, besteht aus acht Personen: zwei Frauen und sechs Männern. Wir sind Studierende und Berufstätige, darunter ein Koch und ein Fotograf. In den zwei vollbeladenen Vans transportieren wir ein umfangreiches Küchenequipment und Kleiderspenden. Was uns alle verbindet, ist unsere Motivation.

Den vorläufigen Plan, entlang der Balkanroute an verschiedenen Stationen Essen und Kleidung auszugeben, haben wir noch in Deutschland verworfen. Wir begreifen, dass dieses Vorgehen hauptsächlich unsere Neugier auf abwechslungsreiche Situationen befriedigen würde. Je länger wir an einem Ort bleiben, darüber sind wir uns bald einig, desto effektiver ist auch unser Einsatz. Unsere Zeit ist ohnehin begrenzt. Daher beschlie-

ßen wir, direkt dorthin zu fahren, wo unsere Unterstützung mit den vorhandenen Mitteln und der verfügbaren Zeit am sinnvollsten ist. In regem Kontakt mit anderen Teams vor Ort versuchen wir, uns schon im Vorfeld einen möglichst genauen Überblick über die Versorgungslage zu verschaffen. Auf dem Weg durch Griechenland steht am dritten Tag unserer Reise Athen als Einsatzort dieser ersten Tour fest.

In Athen kommen fast täglich mehrere Hundert geflüchtete Menschen an. Sie erreichen Griechenland über das Meer, haben zuvor häufig Zwischenstation auf den Inseln der Ägäis gemacht. Wir versuchen uns vorzustellen, welchen Situationen man in der Heimat ausgesetzt sein muss, um sich im Januar mitten in der Nacht in einem überfüllten Boot aufs Meer zu begeben.

Die ankommenden Menschen stammen aus den unterschiedlichsten Ländern, vor allem aus Syrien, Afghanistan, dem Iran, dem Irak und Marokko. Wir versuchen herauszufinden, ob den Geflüchteten klar ist, dass sie in Europa nicht weiterkommen, wenn sie nicht die „richtige“ Nationalität mitbringen. Die Grenzen zu passieren, das gelingt zum Zeitpunkt unseres ersten Einsatzes hauptsächlich Personen aus Syrien, dem Irak und Afghanistan. Die anderen Menschen stranden in den Camps, den Straßen und auf den Plätzen der Stadt. Immer wieder hören wir Geschichten von Männern und Frauen, die sich in ihrer ausweglosen Situation auf die Versprechen von Schlepperbanden einlassen, betrogen und enttäuscht werden.

Wir machen uns an die Umsetzung unseres Ziels. Auf einem kleinen Campingplatz kochen wir zweimal täglich, fahren dann in die Innenstadt und geben die Suppe, die Hummusbrote, Bananen, das Wasser und die Kleidung auf öffentlichen Plätzen aus. Was sich unspektakulär anhört, ist in der Realität eine gewaltige Herausforderung. Pro Tag versorgen wir etwa 800 Personen, die Zutaten dafür müssen eingekauft, transportiert, geschält, geschnitten, angebraten und gekocht werden. Die fertigen Mahlzeiten werden mit einem unserer Transporter mittags und abends auf

zwei öffentliche Plätze der Stadt gebracht: den *Viktoria Square* und den *Omonia Square*. Diese Plätze sind in Athen die Knotenpunkte für Menschen auf der Flucht. Am *Viktoria Square* starten Busse zur mazedonischen Grenze und zu den großen Flüchtlingscamps.

Die nächste logistische Aufgabe ist die Ausgabe des Essens. Es ist zu tiefst beeindruckend, dass so viele hungrige Menschen sich in der Mehrheit der Fälle ruhig in einer Schlange anstellen. Und sich dann eine Person nach der anderen geordnet an unserer improvisierten Theke eine Flasche Wasser und eine Schüssel Suppe abholt. Die Essensausgabe bedarf einer guten Koordination und Kommunikation im Team. Was uns hilft, sind klare und wertschätzende Absprachen, ein entspannter Tonfall und Musik. Letztere läuft über eine mobile Box, entspannt die Stimmung und animiert Wartende und Arbeitende in der Kälte oder im Sonnenschein ein bisschen zu tanzen oder mitzusingen. Vom ersten Tag an haben wir Unterstützung von Einheimischen und geflüchteten Menschen: Drei von ihnen, Ali, Eleftherios und Michel, bleiben bis zum letzten Tag unterstützend an unserer Seite.

Wenn auf beiden Plätzen alle satt sind, packen wir unser Equipment in den Transporter und fahren – je nachdem, ob noch Suppe übrig ist – einen dritten Platz an oder aber nach Hause auf den Campingplatz. Ein durchschnittlicher Tag dauert auf diese Weise von sechs Uhr morgens (Gemüseeinkauf auf dem Großmarkt) bis zwei Uhr nachts (Abwaschen der Töpfe nach der letzten Suppenausgabe).

Gleichheit – der zweite der oben genannten demokratischen Werte ist ein Thema, das während unserer gesamten Tour immer wieder in unterschiedlichen Kontexten zur Sprache kommt. Wir wollen ein Zeichen der Solidarität setzen, wir wollen „auf Augenhöhe“ mit den Menschen auf den Plätzen interagieren.

Das sagt sich leicht. Aber im Kopf trennt sich fast automatisch das „wir“ und das „die“. Spätestens, wenn wir nach einem langen Arbeitstag in unsere Schlafsäcke in den Wohnwagen kriechen und an die Menschen den-

ken, die nachts ohne Zuflucht auf den winterlichen Plätzen ausharren, wird uns klar: Von Gleichheit kann hier keine Rede sein. Wenn wir diejenigen sind, die das Essen ausgeben, und die Menschen auf den Plätzen diejenigen, die Hunger haben und die davon abhängig sind, dass wir sie einen weiteren Tag mit warmer Suppe versorgen, wo bleibt da die Augenhöhe?

Wir hören hin und wieder „Thank you, Germany!“, wenn wir auf den Plätzen Wasser und Suppe verteilen. Das beschämt uns tief. Unsere Handlungen haben nichts mit unserem Nationalstaat zu tun, finden wir. Wären wir auf der Flucht, würden wir uns sicher auch helfende Hände wünschen, die uns unterstützen.

Gleichzeitig lässt sich nicht leugnen, dass wir in der jetzigen Konstellation die Fluchtursachen und die Not nur aus den Medien kennen. Die Personen, denen wir hier begegnen, haben diese hingegen selbst erlebt. Wie also können wir mit diesen Menschen, die sich gerade jetzt in dieser verwundbaren Position befinden, Augenhöhe herstellen?

Wir suchen die Augenhöhe, in Gesprächen und mit Humor. Humor ist eine Sprache, die wir alle täglich sprechen sollten. Vor allem, wenn uns andere Mittel der Kommunikation gerade nicht zur Verfügung stehen. Wir schauen die Menschen offen an, wenn sie sich eine Suppe holen. Die Wasserflaschen halten wir ihnen mit beiden Händen entgegen, als handele es sich um einen Spitzenwein. Das alles ändert nichts an der Tatsache, dass die eine Seite das Essen hat und die andere den Hunger. Aber wir glauben, dass es einen Unterschied macht, in jeder Person, die sich in die Schlange einreihet, ein Individuum mit einer eigenen Geschichte zu sehen statt einer anonymen Masse von Menschen. Und die Gespräche, in denen einige Personen uns nach der Suppenausgabe ihre Geschichten anvertrauen, zeigen, dass wir es in manchen Fällen schaffen, eine Vertrauensbasis herzustellen und uns wirklich zu begegnen.

Die Frage nach dem Wert der Gleichheit wird auch in solchen Momenten deutlich, in denen die vereinzelt geflüchteten Frauen, die wir zu Gesicht bekommen, sich weigern, einen Platz direkt zwischen den wartenden Männern einzunehmen. Sie haben das Bedürfnis, eine eigene Schlange nur für Frauen einzurichten. Wie sollen wir mit einer solchen

Situation umgehen? Entsprechen wir diesem Bedürfnis der Frauen? Können wir einerseits ermessen, was es in ihrer Kultur bedeutet, sich so nah zwischen fremde Männer zu stellen? Aber geht es nicht andererseits darum, alle gleich zu behandeln und niemanden zu bevorzugen? Geht es nicht darum, dass beide, Männer und Frauen, erfahren, dass sie in Europa eine gleichberechtigte Stellung einnehmen? Wir finden keine einheitliche Antwort auf diese Fragen, sondern passen uns der jeweiligen Situation an und tun, was uns angemessen erscheint. Ordnung und Flexibilität klingen nach unvereinbaren Gegensätzen, sind aber für das Gelingen unseres Vorhabens von absolut gleichem Wert. Wir glauben oder hoffen, dass schon sehr viel in den Köpfen der Wartenden in Bewegung kommt, wenn sie sehen, wie wir jungen Erwachsenen zusammenarbeiten, Männer und Frauen, Seite an Seite.

Auf die Frage, wer unsere Suppe bekommt, findet sich ebenfalls der Wert Gleichheit in unserer Antwort: jede und jeder! Egal ob geflüchtet oder wohnungslos, griechisch, britisch, deutsch – alle, die Hunger haben, bekommen Suppe. Wir hoffen, dass durch diesen geteilten Moment für kurze Zeit ein erstes Gemeinschaftsgefühl entsteht: Wenn alle teilhaben und mitreden können.

Das ist uns gerade auch im Gespräch mit denjenigen Menschen sehr wichtig, die unserer Aktion nicht nur wohlgesonnen sind. Einige Besitzer_innen der umliegenden Cafés sowie einige Anwohnende beschwerten sich über unsere Essensausgabe auf den Plätzen. Auch die Polizei wird wiederholt verständigt. Wir hören zu und erfahren, dass nicht nur die geflüchteten Menschen allein gelassen werden, sondern auch deren griechische Nachbarinnen und Nachbarn. Ein Ladenbesitzer schildert uns beispielsweise, dass seit Monaten seine Toilette und seine Wasseranschlüsse von Flüchtlingen genutzt werden, weil die Stadt keine derartigen Einrichtungen in der Nähe der Plätze zur Verfügung stellt. Mit den Kosten und den Schäden, die durch die starke Nutzung entstehen, bleibt er allein, sagt er. Wir begreifen seinen Unmut. Wir versuchen im Gespräch, ihm und seinen Kolleginnen und Kollegen klar zu machen, dass

nicht unsere Essensausgabe die Ursache für ihr Problem ist. Die geflüchteten Menschen sind seit Wochen und Monaten hier, mit oder ohne uns. Wir sind ein Indikator. Gegen uns vorzugehen, behebt nicht das Problem. Ähnlich verhält es sich mit den geflüchteten Menschen. Sie als das Problem darzustellen, ist kurzsichtig. Gegen sie vorzugehen, behebt nicht die Fluchtursachen in ihren Heimatländern und spricht ihnen zudem das Recht ab, sich auf der Suche nach Sicherheit frei auf der Welt zu bewegen.

In Bezug auf die Diskussionen mit den griechischen Anwohnenden hat unser diplomatisches Vorgehen glücklicherweise meist Erfolg. Mit verschiedenen Parteien im Gespräch zu sein und allen Stimmen Gehör zu schenken finden wir wichtig, um uns ein ganzheitliches Bild zu machen, das wir später in Deutschland weitertransportieren können.

Wir erfahren andererseits auch viel Hilfsbereitschaft von griechischen Bürgerinnen und Bürgern: An manchen Tagen verlassen wir den Platz nachts mit einer größeren Menge an Kleiderspenden, als wir für den jeweiligen Abend mitgebracht hatten. Diese Hilfsbereitschaft bewegt uns. Gleichzeitig ist uns bewusst, dass die individuelle Unterstützung durch Privatpersonen nur sehr temporär eine Lücke in diesem Bereich schließen kann, dessen sinnvolle Versorgung und Koordination Aufgabe der europäischen Regierungen sein muss.

Freiheit, der dritte der genannten demokratischen Grundwerte. Und wie ungleich dieses Gut verteilt ist, wird uns am deutlichsten auf der Heimreise bewusst. Es fällt uns schwer, die Menschen, die wir innerhalb der letzten zwei Wochen kennengelernt haben, zurückzulassen. Wir wussten von vornherein, dass wir in so kurzer Zeit nur kleine Veränderungen bewirken können. *Soup and Socks*, das war unsere Mission und die haben wir erfüllt. Trotzdem ist es hart, zu gehen und zu wissen, dass andere jetzt einspringen müssen, weil es nach wie vor keine langfristige Lösung für die Situation gibt.

An jedem Grenzübergang trifft uns die Erkenntnis wie ein Schlag ins Gesicht: Wir können gehen. Die Menschen auf den Plätzen nicht. Wir fragen uns, wie es sein kann, dass manche Menschen sich auf der Welt

sorglos – über alle Landesgrenzen hinweg – bewegen können, andere hingegen nicht. Weil sie auf einem unterschiedlichen Flecken Erde zur Welt gekommen sind. Das kommt uns vor wie ein gigantisches Spiel mit absurden Regeln. Wie kann es sein, dass dieses Konstrukt der Grenzen nicht viel öfter infrage gestellt wird? Vielleicht liegt das daran, dass wir und die Menschen, die uns im Alltag umgeben, auf der Seite der Gewinner in diesem Spiel aufgewachsen sind?

Drei Tage nach unserer Rückkehr erhalten wir einen Anruf von Ali, unserem Unterstützer und mittlerweile unserem Freund. Er weint am Telefon, weil er es nicht über die mazedonische Grenze geschafft hat.

Grenzen, die gibt es nicht nur geografisch. Wir sind in den zwei Wochen unserer ersten Tour an unsere eigenen Grenzen gestoßen, körperlich und emotional. Und Grenzen, das ist uns allen klar, gibt es auch in den Köpfen. Innerhalb einer Gesellschaft. Und auf diese zielt nun das letzte und genauso wichtige Anliegen unseres Einsatzes ab: in Deutschland informieren. Eine neue Perspektive mitbringen, die im besten Fall hilft, diese Grenzen abzubauen.

Welche Auswirkungen unsere Aktion hat und haben wird? Viele kleine Effekte konnten wir direkt vor Ort sehen. Das waren die kurzfristigen Auswirkungen. Und wir haben die Hoffnung, dass es viele Effekte gibt, die wir noch nicht sehen können, die aber im Verborgenen ins Rollen gekommen sind. Für ein bisschen mehr Freiheit, Augenhöhe und Solidarität.

Ein Aufruf an alle: Gestaltet!

In unserer Gesellschaft sind die Begriffe „Flüchtlingsproblematik“ und „Flüchtlingskrise“ in aller Munde. Was dabei schnell aus dem Blick gerät: Ein Mensch kann niemals ein Problem sein. Sein Aufenthaltsort mag manchen ein Dorn im Auge sein. Sein Verhalten und seine Bewegung mag andere dazu zwingen, einer unangenehmen Wahrheit ins Gesicht zu blicken. Aber ein Mensch ist kein Problem. Probleme, das sind Situationen,

vor denen Menschen nach Europa fliehen. Kriege, Verfolgung. Und ich bin sehr vorsichtig geworden, wenn es darum geht zu bewerten, welche dieser Probleme „echte“ Probleme sind. Abwertungen von Fluchtgründen entstehen zum Beispiel, wenn man beginnt, von „Wirtschaftsflüchtlingen“ zu sprechen. Dieses Wort empfinde ich als menschenverachtend, weil es den so betitelten Personen das Recht abspricht, nach einem Leben unter würdigen Bedingungen zu streben. In weiten Teilen der Welt leben Menschen am Rande des Existenzminimums, weil es ihnen aufgrund unserer Lebensweise und unseres Konsums an den nötigsten Dingen fehlt. Sie als Wirtschaftsflüchtlinge zu bezeichnen macht sie für etwas verantwortlich, das sie nicht verschuldet haben, und lässt sie mit den Konsequenzen allein. Aber auch die, die aufgrund von Krieg und Vertreibung fliehen, werden an vielen Orten in Europa allein gelassen.

Wir leben in einer Welt, in der die Rechte und Güter ungleich verteilt sind. Und statt das zu bemängeln und uns dafür einzusetzen, dass sich dieser Zustand ändert, bauen wir Zäune um unseren Reichtum herum und verraten dabei unsere Werte. Die „Flüchtlingskrise“. Das ist in Wahrheit die Krise unserer Werte. Kein Zaun wird helfen.

Wovor haben wir so große Angst? Vor der Fremdheit? Vor Konflikten? Vor Gewalt?

Von Hannah Arendt, einer Denkerin die vor 100 Jahren in Deutschland geboren wurde, stammt die Annahme, dass Gewalt etwas ist, das erst entsteht, wenn Machtlosigkeit an die Stelle von Macht tritt. Macht, dieses Wort ist in unserem Sprachgebrauch sehr negativ besetzt, man scheut sich davor, es zu verwenden (seltsam, hier hat man auf einmal Hemmungen, ein bestimmtes Wort in den Mund zu nehmen!). Macht bedeutet aber laut Hannah Arendt nichts weniger als die wunderbare Möglichkeit, gemeinsam mit anderen zu handeln. Macht ist in diesem Sinne nichts Negatives, sondern etwas Positives, Konstruktives.² Wo diese

² Vgl. Arendt, Hannah: Macht und Gewalt. München 1970. In: Imbusch, Peter (Hrsg.): Macht und Herrschaft. Sozialwissenschaftliche Theorien und Konzeptionen. 2., aktualisierte und erweiterte Auflage. Springer Fachmedien: Wiesbaden 2012.

Option fehlt, wo Menschen nicht die Möglichkeit haben, ein selbstgestaltetes und selbstbestimmtes Leben zu führen, da erst entsteht Gewalt. Das sehen wir an den Aufständen in französischen Vororten im Jahr 2005, an den Aufständen im argentinischen Córdoba im Dezember 2013, an den Taten von terroristischen Gruppierungen. Macht im hier vertretenen Sinne ist nicht *power over*, sondern *power to*: die Möglichkeit haben, etwas zu tun!³

Es ist die Aufgabe der europäischen Regierungen, Strukturen einzurichten, die eine sinnvolle Koordination der Herausforderungen und eine würdige Versorgung der Menschen erlauben. Dass die Regierungen ihren humanitären Verpflichtungen nachkommen, müssen wir einfordern. Was wir dafür und für das Zusammenleben in unserer Gesellschaft heute dringend brauchen, sind Menschen, die gestalten. Es geht nicht darum, ein sogenanntes Problem aus der Welt zu schaffen. Wir werden nicht verhindern, dass sich Menschen überall auf der Welt auf den Weg in andere Länder machen: Migration hat es schon immer gegeben und es wird sie immer geben.

Die Menschen, die nach Europa fliehen, sind auf der Suche nach Sicherheit. Viele beeindruckende und bewegende Handlungen hat es in den letzten Wochen und Monaten angesichts dieser Suche nach Sicherheit in unserer Gesellschaft gegeben. Unzählige haben sich engagiert. Für alle Beteiligten, für die Menschen in den europäischen Gesellschaften und für die, die neu hinzukommen, muss es jetzt darum gehen, mächtig im positiven Sinne zu werden und zu bleiben: gemeinsam zu handeln und auf diese Weise ein selbstbestimmtes, freies Leben zu gestalten!

³ Die Unterscheidung von Macht in *power to* und *power over* findet sich bei verschiedenen Autorinnen und Autoren, unter anderem bei Imbusch, Peter (Hrsg.): Macht und Herrschaft. Sozialwissenschaftliche Theorien und Konzeptionen. 2., aktualisierte und erweiterte Auflage. Springer Fachmedien: Wiesbaden 2012.

Zur Person Miriam Hapig

Miriam Hapig, 1990 in Bad Säckingen geboren, absolvierte 2010/2011 einen Entwicklungspolitischen Freiwilligendienst in Peru sowie 2013 im Rahmen ihres Studiums – Internationale Soziale Arbeit – je ein Auslandssemester in Finnland und in Argentinien. Sie forschte zu den Zusammenhängen von sozialen Bewegungen und Demokratie und schloss 2015 ihr Studium mit einer Bachelorarbeit zu diesem Thema ab. Neben einer Teilzeitbeschäftigung organisiert und realisiert sie seit 2015 humanitäre Einsätze des Vereins „*Soup and Socks*“.

KAPITEL 3

FLUCHT

KURZ UND BÜNDIG: KEIN PROBLEM

Bernhard Hoëcker

Es macht immer mal wieder Spaß, sich vor Augen zu führen, dass wir manche Dinge völlig anders wahrnehmen, als sie es vielleicht objektiv sind. Ein Beispiel: Im Moment haben wir ja alle totale Angst, dass wir von Flüchtlingen überschwemmt werden: *Die Flüchtlinge kommen in Scharen ... Flutwellen. Wir werden überschwemmt ... eine Invasion. Eine Million Menschen kommen in unser Land. Die ganze Stadt Köln fällt quasi vom Himmel, direkt auf Deutschland hinab. Sie strömen über uns hinweg.*

Was ich bei solchen Ängsten immer gerne mache und auch anderen rate zu tun, ist sich mal kurz zu überlegen, das Ganze auf seine eigene Lebenswirklichkeit herunter zu brechen. Also im Verhältnis zu der Welt, die ich noch begreifen kann. 2015 kamen circa 1.000.000 Flüchtlinge und wir sind 80.000.000 Menschen in Deutschland, also kam ein Achtzigstel. Ein kleines Experiment soll der Veranschaulichung dienen: Wenn in einem Raum 120 Menschen sitzen und der entsprechende Anteil an Flüchtlingen käme dazu, dann wären das gerade mal zwei Personen, genau genommen 1,5, aber dann haben wir den Familiennachzug gleich mit drin. Nun stehen diese beiden Personen auf. Wenn man jetzt immer noch der Meinung ist, dass diese zwei Menschen die Kultur dieses Raumes überfluten und alle anderen 118 ihre Kultur nicht mehr leben können wie sie wollen, dann hat die eigene Kultur ein Problem, weil sie so unfassbar schwach sein muss.

Wenn diese beiden Personen *Metal-Fans* wären, würden dann alle 120 anderen auf einmal *Metal* hören? Oder wenn die beiden Personen an die Zahnfee glauben, würden dann alle 120 ihrem christlichen Glauben abschwören? Nein! Ganz ehrlich: Die Zahl der Flüchtlinge, die zu uns kommen, ist überhaupt kein Problem!

Das Problem liegt in der Verteilung, der Organisation, der Integration.

Zur Person Bernhard Hoëcker

Der Comedian, Schauspieler und Autor Bernhard Hoëcker wurde 1970 an der Weinstraße geboren und ist mittlerweile bekennender Rheinländer. Schon zu Schulzeiten entdeckte er seine Leidenschaft für Comedy, sein Fernsehdebüt hatte er 1997 als Darsteller in der Pro-Sieben-Sendung „Switch“. Seine Improvisationsgabe ist mittlerweile sowohl auf der Bühne als auch im Fernsehen legendär. Die Bühnenprogramme von Bernhard Hoëcker offenbaren eine schlüssige Symbiose aus seiner Leidenschaft für unnützes Wissen und seinem wissenschaftlichen Interesse. Seine Stärke ist sein analytisches und systematisches Denken, das macht ihn schon seit Jahren zu einem interessanten Gast in ungezählten Quizsendungen und lässt ihn zuweilen verzerrte Wahrnehmungen auf entwaffnende Weise offenbaren. Dekoriert mit dem Deutschen Comedypreis, dem Deutschen Fernsehpreis, der Österreichischen Romy, der Spitzen Feder, dem Radio Regenbogen Award sowie – als Freund der Geowissenschaften – mit dem Goldenen Lot ist Bernhard Hoëcker auch Autor verschiedener Reise- und Sachbücher.

MIGRATIONSFORSCHUNG – EINE ORIENTIERUNGSSUCHE

Prof. Dr. Hannes Schammann

Eine selbstkritische Perspektive auf die Rolle der Migrationsforschung in der aktuellen Migrationsdebatte: Wie können und sollen Wissenschaftler_innen sich äußern? Wo liegen die Herausforderungen und Chancen wissenschaftlicher Debattenbeiträge?

Zu Beginn des Jahres 2015 war es für uns Migrationsforscher_innen noch recht einfach, die eigene Rolle in der migrationspolitischen Debatte zu bestimmen: Wir waren die Scouts in einem neuen Terrain. Wir berichteten einer plötzlich erwachten und interessierten Öffentlichkeit, wie Migration zustande kommt, was Integration bedeutet oder wer eigentlich politisch und administrativ wofür zuständig ist. Unsere Beiträge speisten sich aus einer hochgradig interdisziplinären Debatte, die seit Jahrzehnten am Rande der medialen und akademischen Aufmerksamkeit gewachsen war. Plötzlich aber wollte man uns hören. Und viele von uns nutzten diese Gelegenheit, die Nische zu verlassen. Geradezu freudstrahlend gaben wir Auskunft über unsere aktuelle Forschung, vor allem aber über unsere geteilten „Glaubenssätze“: dass Migration schon immer existiert habe. Dass meist mehr als ein Grund für die Wanderungsentscheidung eines Menschen verantwortlich sei. Dass die Europäische Union (EU) trotz intensiver Bemühungen weit von einer harmonisierten Migrationspolitik entfernt sei. Dass Flüchtlingspolitik in Deutschland durch ein komplexes Geflecht an Zuständigkeiten gekennzeichnet sei. Wir freuten uns daran, dass solches Grundlagenwissen auf einmal Nachrichtenwert hatte und dass deskriptive Einlassungen als scharfsinnige Analysen gefeiert wurden.

Doch mit zunehmender Dauer der vermeintlich krisenhaften Zuwanderungssituation begann sich das Bild zu ändern: Immer mehr Journalistinnen und Journalisten von Qualitätsmedien hatten sich in das Themengebiet eingearbeitet. Ihnen gelang es nicht nur, deskriptive Befunde korrekt darzustellen, sondern auch diese wesentlich interessanter und pointierter zu formulieren, als es Wissenschaftler_innen üblicherweise tun. Sie verliehen sich zur Beschreibung des Status quo zunehmend auf Expertise aus erster Hand: auf Behördenmitarbeitende, freiwillig Engagierte und Geflüchtete selbst. Migrationsforscher_innen wurden nun weniger um Deskription als vielmehr um Analyse, Prognose und nicht zuletzt um ihre Meinung gebeten: Wie ist das neueste Gesetz „aus wissenschaftlicher Sicht“ zu bewerten? Welche Prognose kann man für die Migrationspolitik der EU geben? Wie lässt sich Integration am besten organisieren? An die Phase der deskriptiven Beschreibung und der Verwertung altbekannter Thesen schloss sich somit eine Phase der Analyse und einer stark normativ geprägten „Meinungswissenschaft“ an. Diese Entwicklung führte innerhalb der akademischen Community zu unterschiedlichen Ansichten darüber, wie weit Wissenschaft sich in politische Debatten einmischen dürfe.

Dies ist für die deutsche Migrationsforschung keineswegs eine neue Situation. Spätestens das von Klaus Bade editierte „Manifest der 60“ Anfang der 1990er Jahre lässt sich als eine Art Gründungsdokument meinungsstarker Migrationsforschung in Deutschland verstehen. 60 Wissenschaftler_innen hatten sich darin zusammengetan und ihrer „*Sorge über die mangelhafte politische Gestaltung der Migration und ihrer Folgen für Deutschland*“¹ Ausdruck verliehen. Zwar basierten die Beiträge und Thesen des Manifestes auf wissenschaftlichen Befunden, das Papier war aber

¹ Bade, Klaus J. (Hg.) (1994): Das Manifest der 60. Deutschland und die Einwanderung. München: C.H. Beck (Beck'sche Reihe, 1039), S. 9; online verfügbar unter https://www.imis.uni-osnabrueck.de/fileadmin/4_Publikationen/PDFs/DasManifestder60.pdf (zuletzt geprüft am 03.06.2016).

kein im engeren Sinne wissenschaftlicher Text. Es war eine Streitschrift, ein politischer Forderungskatalog.

Aus dem „Manifest der 60“ entwickelte sich ab 1998 der Rat für Migration (RfM), der mit mittlerweile weit über 100 Migrationsforscherinnen und Migrationsforschern die Tradition einer kritischen Politikbegleitung bis heute fortführt. In seinen Pressemitteilungen zur aktuellen Flüchtlingszuwanderung argumentiert der RfM aus einer menschenrechtlich geprägten Position. Dabei wird die Regierung meist scharf attackiert und der öffentliche Schulterschluss mit Nichtregierungsorganisationen gesucht.² Weniger eindeutig politisch positioniert als der RfM ist der im Jahr 2008 gegründete Sachverständigenrat deutscher Stiftungen für Integration und Migration (SVR), der ebenfalls auf eine Initiative von Klaus Bade zurückgeht. Über eine vergleichsweise große Geschäftsstelle und durch eigene praxisnahe Forschung betreibt der SVR in der Tradition anglo-amerikanischer *Thinktanks* eine pragmatische Politikberatung. Die Jahresgutachten und öffentlichen Stellungnahmen des SVR sind zwar durchaus kritisch, aber wesentlich realpolitischer formuliert als die des RfM.³ Diese Ausrichtung wird auch durch die Trägerschaft unternehmensverbundener Stiftungen gestützt.

Migrationsforschung ist also durchaus gewillt und auch strukturell in der Lage, den Bedarf an politischer Orientierung in der öffentlichen Debatte zu decken. Und doch stellen sich stets die grundsätzlichen Fragen: Wie „neutral“ muss und kann Wissenschaft in der Debatte sein? Wie „wahr“ sind ihre Befunde, wie verlässlich ihre Empfehlungen?

² Siehe zum Beispiel Rat für Migration/Paritätischer Gesamtverband/PRO ASYL/Diakonie Deutschland (2016): Brandbrief an Bundesminister Thomas de Maizière zum geplanten Integrationsgesetz; online verfügbar unter <http://www.rat-fuer-migration.de/pdfs/GemeinsamerBriefIntegrationsgesetz.pdf> (zuletzt geprüft am 03.06.2016).

³ Siehe zum Beispiel SVR – Sachverständigenrat deutscher Stiftungen für Integration und Migration (Hg.) (2016): Viele Götter, ein Staat: Religiöse Vielfalt und Teilhabe im Einwanderungsland. Jahresgutachten 2016 mit Integrationsbarometer. Berlin.

Gerade Geistes- und Sozialwissenschaftler_innen, die die größte Fraktion in der multidisziplinären Migrationsforschung bilden, verweigern sich eigentlich einem absoluten Wahrheitsanspruch. Sie gehen mehrheitlich davon aus, dass Wirklichkeit und Wissen sozial konstruiert sind. Aus dieser Perspektive gibt es keine universelle und widerspruchlos gültige Wahrheit – oder eine unbestreitbar richtige Handlungsempfehlung (und selbst diese Aussage bleibt eine Konstruktion). Wissenschaftlichkeit zeichnet sich vielmehr dadurch aus, dass die eigene Wirklichkeitskonstruktion offen gelegt wird. Je kohärenter dies geschieht, desto höher die Qualität der Ergebnisse. Vereinfacht ausgedrückt: Das Endprodukt muss sich aus der Liste der Inhaltsstoffe und der Rezeptur erklären lassen.

Vor diesem Hintergrund kann es als Qualitätskriterium wissenschaftlicher Debattenbeiträge gelten, dass die eigenen Positionen dekonstruiert und die normativen, theoretischen und empirischen Bezugspunkte offen gelegt werden. Eine solche „eiserne Begründungsdisziplin“ ist unbequem und kann unter dem Druck, kurze Statements oder thesenartige Positionspapiere produzieren zu müssen, durchaus lästig werden. Da ist es verführerisch, dass Wissenschaftler_innen in der Öffentlichkeit eine privilegierte Sprecherposition genießen. Ihnen wird die Rolle derjenigen zugeweiht, die „wahrhaftig“ und „neutral“ sind. Dies birgt die Gefahr, eine Begründung der eigenen Position für vernachlässigbar zu halten.

Wenn wir als Migrationsforscher_innen in der öffentlichen Migrationsdebatte langfristig einen spürbaren Mehrwert liefern wollen, kommt es darauf an, unsere Begründungsdisziplin weiterhin beizubehalten. Sie unterscheidet Wissenschaftler_innen von anderen Diskussionsteilnehmenden. Dies bedeutet nicht, dass wir in Interviews oder Debattenbeiträgen langatmig Theorien und Methoden referieren müssen. Aber wir können unsere normativen, theoretischen und empirischen Bezüge so pointiert zusammenfassen, dass wir sie in der gebotenen Kürze aufzeigen können. Das ist durchaus anspruchsvoll und kostet in der Vorberbeitung Zeit. Doch ist es meines Erachtens der wichtigste Beitrag, den

Migrationsforschung zur aktuellen Debatte leisten kann. Es geht nicht darum, Besitzansprüche auf eine allein gültige Wahrheit anzumelden, sondern einen hohen Anspruch an ihre gesellschaftliche Konstruktion zu vertreten.

Zur Person Prof. Dr. Hannes Schammann

Hannes Schammann ist Juniorprofessor für Migrationspolitik an der Universität Hildesheim. Zuvor arbeitete er mehrere Jahre in der migrationspolitischen Praxis, unter anderem beim Bundesamt für Migration und Flüchtlinge. Wissenschaftlich beschäftigt er sich derzeit viel mit kommunaler Flüchtlingspolitik in Deutschland. Aber auch Öffnungsprozesse deutscher Hochschulen für Geflüchtete hat er jüngst untersucht. Er ist Mitglied in mehreren Gremien, unter anderem im Rat für Migration.

MIT BLICK AUFS MEER

Nadia Kailouli



Diese Weite, diese Luft. Dieser Blick auf den Horizont. Es ist ein Gefühl von Freiheit, ein Gefühl, wie schön das Leben ist, doch dieses Gefühl ändert sich. Und der Blick auf das offene Meer wird auch nicht mehr derselbe sein.

Am 11. April 2016 betrete ich das erste Mal die Aquarius. Ein Schiff, welches die zivilgesellschaftliche Organisation SOS MEDITERRANEE gechartert hat, um Menschen in Seenot zu retten. Diese Menschen sind Flüchtlinge. Menschen aus Eritrea, Äthiopien, Sudan, Gambia, Nigeria, Senegal, Mali und so weiter. Sie alle sind nach Libyen geflüchtet, viele, um dort Arbeit zu finden, einige, um von dort aus direkt nach Europa zu gelangen. Doch Libyen verändert diese Menschen. In Libyen wurden sie alle zu Gefangenen. In Libyen wurden ihnen Schmerzen zugefügt, die sie ihr Leben nicht mehr vergessen werden. Sie wurden gefoltert, versklavt, vergewaltigt. Eine Flucht über das Meer mit dem Wissen, diese Flucht mit dem Leben zu bezahlen, ist die bessere Alternative, als noch einen Tag länger in der Hölle Libyens zu bleiben.

Wir starten in Trapani, eine Hafenstadt auf Sizilien. Von hier aus brauchen wir zwei Tage bis vor die libysche Küste. Die libyschen Hoheitsgewässer dürfen wir nicht durchqueren, wir bleiben zwölf Meilen davor, dies wird unser Einsatzgebiet sein für die nächsten drei Wochen. Diese Tage auf See lassen mich spüren, welche Kraft das Meer hat, ich spüre in dem 77 Meter langen Schiff jede Welle. Der Blick auf das offene Meer lässt mich nicht glauben wollen, dass wir hier nun nach Menschen suchen, die in Plastikbooten die gleiche Strecke zurücklegen wollen, die wir gekommen sind, um sie zu retten.

Es klopft laut an meiner Kabinentür. Dann höre ich jemanden durch die Gänge rufen: „We will have a rescue in one hour.“ In einer Stunde werden wir eine Rettung haben. Es ist stockduster draußen, es ist 4.40 Uhr morgens. Das gesamte Rettungsteam steht an der Reling, der Kapitän richtet einen Scheinwerfer auf das offene Meer, und dann sehen wir es. Ein weißes Plastikboot voll mit Menschen. Das Rettungsteam fährt mit zwei kleinen Rettungsbooten zu dem Plastikboot, ausgestattet mit Sicherheitswesten. Der Rettungsleiter Mathias ruft: „We need lifejackets for the children.“ 116 Menschen befinden sich auf dem Boot. Kinder, Frauen, Männer. Sie sind in der Nacht aus Libyen gestartet. Wie groß musste diese Angst nur sein, sich mitten in der Nacht auf dem offenen Meer zu befinden. Ohne Schutz in einem Plastikboot treibend. Zu spüren, wie das Wasser in das Boot schwappt, die Kleidung feucht wird und man die Hand vor Augen nicht sehen kann.

Die ersten Frauen kommen auf das Rettungsschiff, sie weinen und sind wackelig auf den Beinen. Viele brechen in den Armen der Ärzte und Krankenschwestern zusammen. Zeit bleibt erst mal nicht, sich um sie zu kümmern, denn in dem Plastikboot warten noch über 100 andere, um auf das Schiff zu kommen. Jean, Clemant Jonathan und Zen sind im Rettungsteam und helfen den Frauen und Männern die wackelige Leiter hochzusteigen, um auf die Aquarius zu gelangen. Zwei Ärzte, Favila und Stephanie, und zwei Krankenschwestern, Maryse und Celine, sind auf der Aquarius, um die Flüchtlinge zu empfangen. „Are you the mother, are you the mother!“, ruft Favila, der einen Säugling in den Händen hält, der schreit, und seine Mutter bleibt mit letzter Kraft auf den Beinen, um ihr Kind in den Arm zu nehmen.

Erst wenn alle Frauen an Bord sind, sind die Männer dran. Auch sie weinen und brechen zusammen. Sie haben kaum noch die Kraft, ihre Rettungswesten auszuziehen. Sie alle sind geschwächt. Sobald ihnen die Rettungsweste abgenommen wurde, setzten sie sich im hinteren Bereich des Schiffes hin, lassen sich auf die Seite fallen und schließen die Augen.

Der Nächste, der die Treppe zur Aquarius betritt, schreit vor Schmerzen, er schafft es nicht alleine, die Treppen hochzusteigen, Favila muss ihn am Arm hochziehen. Maryse bringt ihn sofort in die Klinik, eine Schiffskabine, die als Notfallambulanz reichen muss. Maryse übergibt ihn an Celine, sie spricht mit ihm. Er sagt ihr, dass er vor einer Woche angeschossen wurde. Sie ruft Favila, er schaut sich seine Wunde an. Die Kugel wurde ihm zwar entfernt, aber die Wunde wurde nie versorgt. Mit einer offenen Schusswunde, die entzündet ist und schwere Schmerzen hervorruft, hat sich dieser Mann auf die Flucht begeben. Hauptsache raus aus Libyen. Er wurde auf der Straße angeschossen, als er weglief, weglief von Männern, die ihn ins Gefängnis sperren wollten, nicht weil er straffällig geworden ist, sondern weil er schwarz und damit gleich als Flüchtling erkennbar ist.

Mit dem Wegsperrern von Flüchtlingen wird in Libyen ein Geschäft gemacht. Denn dort entscheidet nicht die Justiz, sondern Geld. Nur durch Geld kommt man aus der Haft. Dieses Gefängnis lässt sich in keiner Weise mit den Verhältnissen in Europa vergleichen. Zu Hunderten werden Männer und Frauen in Gewahrsam genommen und weggesperrt. Schläge und Vergewaltigungen von Frauen und Männern sind alltäglich.

Alle 116 Menschen sind jetzt an Board der Aquarius, alle geschwächt, aber alle froh, dass sie auf einem sicheren Schiff sind und sie sich sicher sein können, nicht zurück nach Libyen gebracht zu werden. Es werden Decken und Wasser verteilt. Der Helfer Zen fängt mit der Registrierung an, jeder muss seinen Namen nennen und das Land, in dem er geboren ist.

„Hey, brother!“, sagt Zen zu einem Jungen, „you are number four?“ Er muss ihm ein Band mit der Nummer vier um sein Handgelenk legen, denn der Kapitän muss so schnell wie möglich der Rettungsleitstelle in Rom melden, wie viele Menschen gerettet wurden und woher sie kommen, dann wird entschieden, wohin sie in Italien gebracht werden.

Ich sehe, wie Zen sich mit vielen unterhält und ihnen ein Lächeln schenkt. Ich traue mich nicht, zu lächeln. Ich will nicht wahrhaben, dass die Bilder und Geschichten, die ich erfahre, Wirklichkeit sind.

Zen ist Fotograf und Übersetzer. Er dokumentiert mit seinen Bildern die Rettungseinsätze und spricht fünf Sprachen. Auch er war ein Flüchtling. Er ist aus Eritrea geflüchtet. Er wollte sich nicht verpflichten lassen, für das Militär zu arbeiten. Er wollte nicht dazu ausgebildet werden, mit einer Waffe umgehen zu müssen. Also floh er und marschierte durch die Wüste, bis er im Sudan angekommen ist. Vier Jahre lebte er dort. Arbeitete als Fotograf, er fühlte sich wohl im Sudan. Jeden Tag hatte er die Hoffnung, dass sich die politische Lage in Eritrea ändern würde und er zurückgehen kann in seine Heimat, doch es veränderte sich nichts und auch im Sudan konnte er nicht länger frei leben. Zen besaß nie einen Pass, nie wurden ihm Papiere zu seiner Identität ausgehändigt. Die Chance auf ein freies Leben gab es auch im Sudan nicht. Also beschloss er, über Libyen nach Europa zu flüchten. Seit 2009 lebt Zen in Frankreich.

Viele der Flüchtlinge sind nach der Registrierung in Schlaf gefallen, viele sind zu schwach, um zu essen. Ich suche das Gespräch und finde Antworten, die wehtun.

„Fünf Monate saß ich im Gefängnis, ich habe so gelitten, die sperren dich ein, ohne Geld kommst du nicht raus. Wir waren ungefähr 300 Leute in einem Raum, jeden Tag kommen sie einmal rein und geben dir ein kleines Stück Brot, mehr nicht. Wir hatten keinen Platz, um schlafen zu können, so eng war das. Sie schlagen die Leute, andauernd schlagen sie uns. Sie schießen auch, sie schießen auf die Leute. Sie bringen die Leute da drin um. Deswegen habe ich entschieden, diesen Weg zu gehen, auch wenn ich nicht schwimmen kann, bin ich auf dieses Boot gestiegen. Lieber sterbe ich auf dem Wasser als in Libyen.“

„Wir haben nichts getan, aber die wollen keine Schwarzen auf der Straße sehen. Sie halten sich die Hand vor Mund und Nase, wenn du sprichst, weil du schwarz bist. Sie schlagen dich. Mich haben sie mit einem Messer in den Arm gestochen (er zeigt mir die Narbe). Drei

Jahre war ich in Libyen, ich wollte dort arbeiten. Aber du bist da nichts wert. Ich habe dort gelitten, überall fliegen die Waffen rum, überall sind Waffen in Libyen. Sie sperren die Menschen ein, aber sie haben doch nichts getan, sie haben doch nichts getan.“

„Libyen ist so hart, Libyen ist so hart! Danke, dass ihr uns gerettet habt, danke! Gott beschütze euch, danke, dass ihr uns gerettet habt.“

Ja, SOS MEDITERRANEE hat diese Menschen gerettet, aber ihre Reise ins Ungewisse geht weiter. Sie werden in Flüchtlingscamps nach Sizilien gebracht. Was dann mit ihnen passiert, wissen wir nicht.

Einen Tag später um 15.30 Uhr bekommen wir einen Notruf, der von der Rettungsleitstelle in Rom durchgegeben wird. Der Kapitän steuert die Koordinaten an. Als das Rettungsteam am Flüchtlingsboot angekommen ist, droht es zu sinken. Seit über zehn Stunden treiben sie schon auf dem Meer. Das Plastikboot hat schon die meiste Luft verloren, das Benzin wurde schon aufgebraucht. Als die Menschen das Rettungsboot näher kommen sehen, springen sie aus Panik ins Wasser, keiner von ihnen trägt eine Rettungsweste.

Sie alle haben Angst zu ertrinken, das Boot ist voll mit Wasser, unter ihnen liegen Leichen. Das Rettungsteam greift jede Hand, die ihnen entgegenkommt. Sie zu beruhigen ist nahezu unmöglich. Sie schreien um ihr Leben. Das Wetter wird von Minute zu Minute schlechter, der Wind stärker, die Wellen höher. Die Arbeit, Menschen vor dem Ertrinken zu retten, dadurch immer schwieriger. Die Männer springen von ihrem Boot auf das Rettungsboot, die Frauen halten sich am hinteren Teil des Plastikboots fest, dort, wo noch Luft drin ist. 108 Menschen wurden gerettet, zwei Menschen sind ertrunken, sechs Leichen wurden auf dem Flüchtlingsboot entdeckt. Alle hatten Todesangst. Vor ihren Augen sind Familienmitglieder und Freunde ertrunken. Auf der Aquarius angekommen, schreien sie. Sie weinen. Sie zittern.

Ich knie mich vor einen Mann, er zittert und weint, ich lege meine Hände auf seine Beine, möchte ihn trösten. Er stöhnt mit einem schmerzverzerrten Gesicht auf. Er zeigt mir seine Beine. Das Gemisch von Benzin und Salzwasser hat sich in seine Haut geätzt.

Ich treffe auf Omar. Er ist 35, auch ihm wurden Schmerzen zugefügt, doch ich beobachtete ihn, wie er sich um die anderen kümmert. Er wirkt wie der große Bruder. Omar erzählt mir, was passiert ist:

„Als wir am Boot angekommen sind, waren wir geschockt, wir haben nicht mit so einem Plastikboot gerechnet. Wir haben gesehen, dass wir viel zu viele für dieses kleine Boot sind, aber die zwingen dich, in das Boot zu steigen. Sie schlagen dich rein, du kannst nicht an Land stehen bleiben. Wenn du nicht einsteigst, erschießen sie dich. Als wir dann losgefahren sind, war das Wetter in Libyen gut, aber dann wurde das Wetter immer schlechter. Die Wellen wurden immer höher und das Wasser kam in unser Boot und die Menschen haben Angst bekommen. Wir haben versucht, das Wasser aus dem Boot zu kriegen, aber wir haben es nicht geschafft. So viele sind aus dem Boot gefallen und ertrunken. Ein Schiff ist an uns vorbeigefahren, aber es hat uns nicht gesehen. Als wir euch gesehen haben, sind viele vor Angst fast verrückt geworden, dass ihr uns nicht seht.“

Auch Omar erzählt mir, was er in Libyen erlebt hat. Er hat sich über Monate im Wald versteckt, denn als Schwarzer kann man nicht einfach so durch Libyens Straßen laufen, sagt er. Er war Zeuge, wie Menschen in Libyen erschossen wurden, und auch er wurde ins Gefängnis gesperrt.

Ein Junge ruft mich: „Madame, Madame, my sister, where is my sister?“ Er sucht nach seiner Schwester, dass sie unter den Toten ist, wird ihm später einer der Ärzte sagen.

Zen übersetzt für mich auf Arabisch. Wir sprechen mit einem jungen Mann aus dem Sudan. Ich will wissen, ob er es in Libyen einfacher hatte, weil er arabisch spricht.

„Wenn du Glück hast, findest du eine Familie mit einem guten Herzen, die dir hilft, etwas zu essen zu bekommen oder einen Schlafplatz. Aber du kannst nicht einfach so frei rumlaufen. Vor allem darfst du kein Geld bei dir tragen, sie klauen es dir sofort.“

Ich will von ihm wissen, ob er gezögert hat, ins Boot zu steigen, als er am Strand in Tripolis angekommen ist.

„Du hast keine Wahl. Das Boot war nicht das, was uns versprochen wurde, wir dachten, wir kommen auf ein richtiges Schiff, aber nicht auf ein Plastikboot. Aber dann zwingen sie dich einzusteigen. Du hast keine Wahl. Sie stehen da mit Waffen, wer nicht einsteigt, wird erschossen, weil, wer zurückbleibt, kann das Geschäft der Businessmänner kaputt machen.“

Ich sehe einen Mann, wie er auf das Meer hinausblickt und weint, bitterlich weint. Ich gehe zu ihm, er sagt: „Meine Frau, meine Frau.“

„Wir wollten nicht in dieses Boot, wir standen vor dem Boot und wollten nicht rein. Wir waren doch so viele Menschen, wir wussten doch, dass wir das nicht überleben werden.“ Er weint und lässt den Kopf in seine Hände fallen. „Wir wollten doch nicht rein, aber sie haben uns geschlagen, sie haben uns in das Boot geschlagen, und jetzt ist sie tot, meine Frau, jetzt ist sie tot.“

Zur Person Nadia Kailouli

Nadia Kailouli wurde 1983 als Kind marokkanischer Eltern in Wermelskirchen geboren. 2006 begann sie ihre journalistische Laufbahn beim Bayerischen Rundfunk in München. 2010 wechselte sie zum WDR nach Köln und moderierte hier für den Digitalkanal der ARD Einsfestival. Heute lebt Nadia Kailouli in Hamburg und ist als freie Journalistin für TV und Print tätig.

MEIN FLUCHTHELFER, MEINE MUTTERSPRACHE UND MEIN HERZ

Doğan Akhanlı

Erste Rettung

Adnan Keskin war mein Fluchthelfer und Freund, der es mir im Herbst 1991 ermöglichte, aus dem Land zu flüchten, in dem ich geboren und später verfolgt wurde. Wir sind im selben Jahr und im selben Landkreis geboren und hatten zusammen begonnen, beide 18 Jahre jung, von Dorf zu Dorf zu ziehen, um die Waldbewohner für unsere Idee zu gewinnen, einen Aufstand zu machen. Wir waren beide 18 Jahre alt.

Die Revolution war damals nicht nur ein magisches Wort, sondern ein Ziel, das wir leicht erreichen konnten. Es war die Mitte der 1970er Jahre. Der Bürgerkrieg, in dem wir uns befanden, hatte uns in die verschiedensten Orte und Ereignisse katapultiert. Als wir uns wieder trafen, in Köln, waren schon 17 Jahre vorüber. In diesen 17 Jahren wurden über 3.000 junge Menschen aus politischen Gründen ermordet.

Nach dem Putsch vom 12. September 1980 wurde eine halbe Million Menschen in der Türkei festgenommen. Viele wurden misshandelt und gefoltert. Hunderte von ihnen umgebracht. 50 davon wurden aufgehängt, darunter war ein Junge, der keine 18 Jahre alt war.

Adnan Keskin wurde, wie ich, zweimal festgenommen und zweimal gelang es ihm, aus den Gefängnissen durch mit den Händen gegrabene Tunnel zu entkommen. Im Herbst 1987 erreichte er Köln.

Er war Mitgründer des „Türkischen Menschenrechtsvereins“ und von „Don Quichotte: das Radio der Träume und Wahrheit“. Unermüdlich kämpfte er gegen die Windmühlen der Menschenrechtsverletzungen. Nicht nur in der Türkei, sondern weltweit. Er solidarisierte sich mit den Menschen ohne Papiere in Deutschland, mit den Roma-Flüchtlingen aus

den Kriegsgebieten und er beschäftigte sich mit den überdimensionalen Gewalterfahrungen des 20. Jahrhunderts.

Zusammen haben wir 2007 die Raphael-Lemkin-Bibliothek im Kölner Allerweltshaus gegründet. Darüber hinaus entwickelte er ein Menschenrechtsprojekt, das hauptsächlich durch die von ihm organisierten Partys finanziert wurde, die in Köln einmalig waren und sind: „Erinnern und Handeln für Menschenrechte.“ Dass wir nun ein Menschenrechtsfestival in Köln haben, verdanken wir ihm.

Als er im Herbst 1987 Köln erreichte, wurde ich gerade frühzeitig aus der Haft entlassen. Ich war sehr neugierig, wo Adnan gerade sein könnte. Ich dachte, wenn er das riesige Flachland von Erzincan überqueren und die Berge der Schwarzmeerküste versetzen könnte, dann könnte er doch auch nach Westen flüchten. Wie ich 17 Jahre später erfahren habe, fuhr Adnan nicht nach Westen, sondern nach Osten, in Richtung seines Heimatdorfs, in der seine Frau Nese lebte. Kurz darauf kam er durch die Hilfe von Freunden nach Istanbul und von dort aus gelang ihm die Flucht nach Deutschland.

Ich erfuhr 17 Jahre später in Köln, dass er in Istanbul, nur ein paar Hundert Meter von meiner damaligen Wohnung entfernt, bei einem gemeinsamen Freund Unterschlupf gefunden hatte.

Nach meiner Entlassung lebte ich mit meiner Frau und meinem vierjährigen Sohn in Istanbul. Meine Frau und ich gehörten einer kleinen kommunistischen Gruppe an und agierten durch heimlich gedruckte Flugblätter, Broschüren und Depeschen gegen die Putschisten, die am 12. September 1980 an die Macht gekommen waren. Aufgrund unserer Aktivitäten wurden wir beide im Mai 1985 festgenommen, gefoltert und schließlich zu sechs Jahren und sieben Monaten Haft verurteilt. Nach der Entlassung aus der Haft jobbte ich als Musikinstrumentenbauer, meine Frau als Krankenschwester und später als Lektorin bei einer Boulevardzeitung in Istanbul.

1989 kam unsere Tochter zur Welt. Im selben Jahr hat das militärische Obergericht das gegen uns verhängte Urteil aufgehoben und verlangte

für mich 20 Jahre und für meine Frau 13 Jahre und vier Monate Haftstrafe. Wir mussten wieder untertauchen und entschieden, das Land zu verlassen. Fluchtmöglichkeiten ins Ausland, mit zwei Kindern und gefälschten Pässen, waren kaum vorhanden.

Als ich dann Adnan telefonisch kontaktierte, ob er mir helfen würde, aus dem Land zu flüchten, lebte er schon in Köln.

Heimsuche in Köln

Das war Ende 1991. Ich lebte mit meiner Frau, meinem damals achtjährigen Sohn und meiner zweieinhalb Jahre jungen Tochter vorläufig in einem Asylbewerberheim, in einem Gebäude der heutigen Volkshochschule in Bergisch Gladbach, im dritten Stock. Zusammen mit einer kurdischen Familie, im selben Klassenraum. Unsere Mitbewohnerin erzählte uns von ihrem Fluchtweg mit ihren Kindern nach Deutschland. Ich hörte ihr zu und verglich diese unterschiedlichen Fluchtwege und Schicksale mit mir und meiner Fluchtgeschichte. Und ja, ich dachte, dass ich während meiner Flucht und auch danach sehr viel Glück gehabt habe. Ich musste nicht mit einem schäbigen Boot über das Mittelmeer nach Europa fahren. Oder über die Balkanroute. Ich musste keine Angst vor Hunger, Durst und vor dem Ertrinken auf dem offenen Meer haben. In Istanbul stiegen wir, mein Sohn und ich, mit gefälschten Pässen in ein Flugzeug.

Als wir landeten, wartete mein Freund Adnan mit seiner Frau Nese am Kölner Flughafen auf uns. Sie holten uns mit dem Auto ab und brachten uns zu sich nach Hause. Kurze Zeit später flohen meine damalige Frau und meine Tochter auf demselben Weg nach Deutschland.

Anderthalb Jahre wohnten wir in verschiedenen Asylunterkünften in Bergisch Gladbach. Es kam 1992 zu einem massiven Anstieg der Gewalt gegen Flüchtlinge. Die Pogrome und Brandanschläge passierten in Hoyerswerda, in Rostock-Lichtenhagen und in Mölln. Nachts hielten wir aufgrund der bedrohlichen Lage im Wechsel Wache. Dieser Zustand, mich und meine Familie nicht in Sicherheit zu wissen – selbst nach einer so lan-

gen Verfolgung und Flucht aus der Türkei –, war fürchterlich. Flüchtling zu sein, war ein harter „Job“. Ständig sagte man uns, ihr seid Flüchtlinge, zeigt euch nirgendwo offen. Diese alltägliche Diskriminierung und Ausgrenzung nahm ich zwar wahr, aber im Vergleich mit unserer Gewalterfahrung in der Türkei fand ich das damals nicht so wichtig.

Wir durften dann in eine Wohngemeinschaft ziehen, weil unsere zukünftigen Mitbewohner entschieden hatten, eine Asylbewerberfamilie bei sich aufzunehmen. Kurze Zeit nach unserem Einzug starben fünf Menschen bei einem Brandanschlag in Solingen. Schockierend. Gleichzeitig wurde mir bewusst, dass wir in dieser WG einen Schutzraum erhalten hatten. Wenig später wurden unsere Asylanträge anerkannt. Die Kinder durften in die Schule beziehungsweise in den Kindergarten gehen. Wir durften Deutschkurse besuchen, Ausbildungsmöglichkeiten wurden uns angeboten und eine Arbeitserlaubnis erteilt.

Kurz gesagt, mit einem gesicherten Bleiberecht, mit politischer und persönlicher, auch mit kollegialer Unterstützung war es mir möglich geworden, ein unabhängiges Leben aufzubauen, meine Projekte durchzuführen und meine schriftstellerische Tätigkeit aufzunehmen. Diese Solidarität, die wir als Familie genießen konnten, hat meine Beziehung zu dem Fluchtland Deutschland grundsätzlich geprägt.

Seit meiner Flucht nach Deutschland entwickelte sich eine sehr enge Beziehung zwischen mir und meinen beiden Fluchthelfern: Adnan und Nese. An sonnigen Sonntagen kaufte ich dünnes Pide aus der arabischen Bäckerei in Köln-Ehrenfeld und radelte weiter in Richtung Zündorf, wo Adnan, Nese und ihre Tochter am rechten Rheinufer wohnten. Wir aßen geschmolzenen Käse aus *Şavşat* und redeten über dies und das. Meistens jedoch über die Heimat und über unsere Vergangenheit. Adnan fand es merkwürdig, dass das Grün genauso grün wie daheim war sowie die Bäume, Blumen und das Gras, aber irgendwie doch anders. Ob es für mich auch so wäre, fragte er neugierig. Ich ahnte, dass unsere Wahrnehmung mit unserem Heimweh zu tun hatte, mit dieser Sehnsucht, die uns krank gemacht hatte.

Zweite Rettung

Um meine Krankheit zu heilen, reiste ich am 9. August 2010 in die Türkei. Vor dem Abflug rief ich meinen Vater an, der auf mich in meinem Geburtsdorf wartete: „Wir sehen uns bald, Vater.“ Wenn ich doch gewusst hätte, dass dies das letzte Gespräch mit meinem Vater gewesen war.

24 Stunden später landete ich hinter Gittern. Als Krimineller. Mit politischem Hintergrund. Ich sollte eine Tat begangen haben, meinte der Untersuchungsrichter, bei der ein Mensch getötet wurde. Einen Raubüberfall.

Der Ramadan, der heilige Fastenmonat der Muslime, hatte gerade begonnen. Als der zu Ende ging, war ich immer noch im Knast, obwohl alle Tatzeugen, unter anderem die Söhne der Opfer, mich entlasteten. Vier Monate musste ich in einer Zelle, in Gesellschaft zahlreicher Insekten, auf meinen Prozess warten.

Als ich die Anklageschrift erhielt, traute ich meinen Augen nicht. Angeblich hatte ich den Decknamen Doğan K. angenommen und war der Kopf einer terroristischen Untergrundorganisation. Wäre ich nicht von einer lebenslangen Haftstrafe bedroht gewesen, hätte man diese Anklage eigentlich als ein amüsantes Stück Literatur betrachten können.

Ich verfasste einen Text, den ich zu meiner Verteidigung vortragen wollte und in dem ich gestand, als „Doğan K.“ mit meinen Genossen Josef K. (Franz Kafka) und K. (Orhan Pamuk) eine literarische Untergrundorganisation gegründet zu haben. Meine Anwälte fanden die Idee überhaupt nicht lustig und meinten, dass die türkische Justiz keinen Spaß verstehen würde. Rückblickend sage ich, dass es in meinem Fall nicht um die Aufklärung eines Verbrechens ging. Es ging um eine Machtdemonstration, Arroganz und die Willkür der türkischen Justiz und des Staatsapparates. Die Kriminalbeamten hatten gar nicht ermittelt. Sie hatten nur die angeblichen Verdächtigen gefoltert. Der Staatsanwalt brauchte nicht einmal meine Aussage. Während meines viermonatigen Aufenthaltes im Gefängnis hatte ich das Gefühl, dass ich in einem Hasskreis gelandet war. Wie sollte ich mich da retten?

An meinem ersten Verhandlungstag im Dezember wurde ich freigelassen. Aber ich konnte diese Freiheit nicht genießen. Ich war im Grunde am Ende, wollte es aber nicht zeigen. Ich wollte keine Sekunde mehr in diesem Land bleiben, konnte es mir aber nicht erlauben, ohne einen Besuch der Gräber meiner Eltern das Land zu verlassen.

Das Interesse der türkischen und deutschen Presse war gigantisch. Ich war zwar erschöpft und nicht wirklich in der Lage, politisch zu argumentieren, trotzdem wollte ich als Zeuge gegenüber der Presse auftreten. Sachlich. Politisch. Gefühllos. Ich wollte im Grunde meine letzte Kraft nutzen, um zu berichten, dass die türkische Justiz mich auch zum Zeugen in diesen vier Monaten gemacht hatte. Ich wollte von dem Unrecht erzählen, das besonders vielen jungen Menschen widerfuhr, die nur deshalb im Gefängnis saßen, weil sie Kurden waren und sind, mit haltlosen Anklagen. Das habe ich getan. Mein Auftritt passte nicht besonders in die Vorstellungen der türkischen Fernsehkanäle. Außer einem wurden kein Interview und kein Bericht veröffentlicht. Einen Tag später hatte ich ein Treffen mit Kai Strittmatter, dem damaligen Korrespondenten der Süddeutschen Zeitung in Istanbul. Unser Gespräch, das am 13. Dezember 2010 veröffentlicht wurde, zeigte mein Zustand am besten.

Die Sprache, die ich nach meiner Flucht hier in Deutschland lernte, war für mich sehr beruhigend. Und ich merkte sofort, dass ich in den vier Monaten das Vertrauen in meine Muttersprache verloren hatte, die mir bisher doch als das Wichtigste erschien. In meinem Koffer hatte ich dennoch zwei Elemente mitgenommen, als ich Ende 1991 aus der Türkei geflüchtet war: meine Muttersprache und meine Erinnerungen.

Kai Strittmatter wollte wissen, wie ich von dem Tod meines Vaters im Gefängnis erfahren habe. Ich erzählte, dass meine Anwälte nicht wollten, dass ich das aus der Zeitung erfahre, und deshalb, wie ich später erfuhr, die Anstaltsleitung gebeten hatten, mir an dem Tag keine Zeitungen zu geben. Aber ein Mitgefangener hatte mir seine Zeitung über die Mauer geworfen. Und weiter: *„Da habe ich sein Foto gesehen, auf Seite 3. Zuerst dachte ich: Das bin ich selbst. Dann sehe ich: Das ist mein Vater. Und ich denke: Warum? Machen meine Freunde nun Öffentlichkeitsarbeit*

mit meinem Vater? Dann erst habe ich gelesen, dass er tot ist. Da war diese Ohnmacht, diese Wut. Meine erste Reaktion war: Ich schreibe nie mehr ein Wort auf Türkisch. Aber ich bin doch ein türkischer Schriftsteller. Mein seelisches Exil habe ich durch die Heimat in der türkischen Sprache gemildert. (Doğan Akhanlı beginnt zu weinen.) Das ist interessant: Ich weine, während ich Deutsch spreche. Ich konnte auf Türkisch nicht weinen.“

Rückblickend würde ich wohl behaupten, dass der Mann, der auf Türkisch nicht mehr weinen konnte, sich im Sumpf des seelischen Exils befand. Ich war – sowieso – in der Fremde, *gurbet*. *Gurbet* war für mich kein Ort, sondern ein Gefühl zum Ausdruck einer dauernden Niederlage.

Ich war nicht im Exil, weil ich in Deutschland lebte. Deutschland assoziierte mich wie Pflegeeltern, die mit mir eine distanzierte Beziehung hatten, die mich aber gut behandelten, für meine Bedürfnisse sorgten. Und die Türkei assoziierte mich wie leibliche Eltern, die ihre Kinder vernachlässigten, die ihre eigenen Kinder misshandelt haben.

Kurz: Ich war ständig – sowieso – im Exil, in der Fremde, weil ich als 18-jähriger Junge elf Tage gefoltert wurde, so wie später als 28-jähriger Mann einen Monat lang. Das war es, was mich heimatlos und mich zu einem Leben in der Fremde verurteilt hat. Ich hatte das Gefühl, dass zwischen mir und den Menschen eine unsichtbare Mauer steht. Eine unüberwindbare Mauer. Trotzdem hatte ich die Hoffnung, dass ich diese Gefühle aus mir herausreißen konnte, dass nämlich niemand mehr gefoltert wird, und wenn doch, dass die Schuldigen zur Rechenschaft gezogen würden; dass niemand mehr aufgrund seiner Meinung, seiner ethnischen, kulturellen, religiösen Zugehörigkeit, seiner geschlechtlichen Neigung oder sonstigen Zugehörigkeit ermordet würde. Was ich erlebt, gesehen und gehört habe, hat mich so tief verletzt, dass ich meine Muttersprache nicht mehr sprechen und nicht mehr hören wollte. Dieses Gefühl hat mich überwältigt. Die türkische Sprache war nicht mehr meine Kunstsprache, durch die ich mich verwirklichen konnte, sondern die Sprache der Arroganz, Willkür und Gewalt.

Ich hatte mir bis dahin nie vorstellen können, dass ich einmal an einen solchen Punkt kommen sollte. Kai Strittmatter fragte, ob mir das Land nun fremder geworden sei? Ich sagte: „Ja, leider. Aber ich leiste noch immer Widerstand. Das Ziel der Justiz war doch, mir zu signalisieren: Du gehörst nicht hierher. Sie haben das geschafft, vorläufig. Das ärgert mich. Deshalb fahre ich nun in mein Dorf, besuche den Friedhof, will Erinnerungen lebendig machen, die Verstorbenen zu einem Teil meiner Zukunft machen. Ich lehne dieses Exil ab, in das sie mich verbannt haben. Ich kämpfe.“

Diese Antwort, die aus dem Bauch kam, hat mir geholfen, gegen Exil-Gefühle erneut Widerstand zu leisten!

Deshalb bin ich noch einen Monat in der Türkei geblieben und nach meinem einjährigen Einreiseverbot wieder in die Türkei gereist, um meinen Verleger Ragıp Zarakolu im Gefängnis zu besuchen. Deshalb habe ich einen ganzen Sommer in der Türkei verbracht. Ich begann wieder Türkisch zu schreiben, verfasste mehrere Romane in meiner Muttersprache. Von Tag zu Tag verspürte ich mehr, dass meine Krankheit Heimweh nachließ. Der Schmerz auf meiner Brust existierte fast nicht mehr. Die innerliche Freude, die ich schon verloren geglaubt hatte, kehrte langsam zurück. Ich habe deshalb auch meine Medikamente abgesetzt.

Im November 1993, nach einer Routineuntersuchung in Hamburg, musste ich am Herzen operiert werden. Als ich auf der Intensivstation aufwachte, sah ich, dass Adnan mich besuchen kam. Wir durften ein paar Minuten reden. Ich hatte Sorge, ob sein Herz bis zu seiner eigenen Rückkehr in die Heimat durchhalten würde. Das sollte in fünf Jahren sein.

Ich fragte ihn, wann er denn zum Arzt gehen wolle. „Bald“, sagte er lächelnd. „Bald, bei der ersten Gelegenheit.“

Das letzte Mal trafen wir uns auf dem Weihnachtsmarkt im Stadtgarten in Köln. Wie üblich haben wir Glühwein getrunken und von Bratwurst bis Pommes alles wahllos hinuntergeschlungen. Da er so lustig und lebendig war, dachte ich, sein Heimweh könnte seinem Herz kei-

nen Schaden mehr zufügen. Am 3. Januar 2014 blieb es stehen. Ausgerechnet an dem Todestag meiner Mutter, die nach meiner Flucht 1993 verstarb.

Zur Person Doğan Akhanlı

Doğan Akhanlı, 1957 in Şavşat/Türkei geboren, ist ein türkischstämmiger deutscher Schriftsteller. Von 1985 bis 1987 war er als politischer Häftling inhaftiert und floh 1991 nach Deutschland. Er veröffentlichte in der Türkei und in Deutschland Theaterstücke, Drehbücher sowie Romane, wie zum Beispiel „Der letzte Traum der Madonna“ (2005) und „Tage ohne Vater“ (2009). Er ist Rechercheur bei Recherche International e. V. in Köln sowie als Autor Mitglied in der internationalen Schriftstellervereinigung PEN.

ICH HABE WOHL GLÜCK GEHABT

Khaled Al Rifai

Mein Weg nach Deutschland war gefährlich. Ich bin mit circa 300 Leuten auf einem viel zu kleinen Schiff gefahren. Ich wurde verletzt. Das alles habe ich vorher nicht gewusst. Die Männer, denen wir Geld gegeben hatten, damit sie uns nach Europa bringen, machten ein merkwürdiges Spiel mit uns.

Ich komme aus Syrien, aber die letzten Jahre hatte ich mit meiner Familie in Libyen verbracht. Ich weiß nicht, wie es in anderen Ländern ist. In Libyen ruft man den Schlepper an und informiert sich über die Reise, die Qualität des Bootes, den Treffpunkt, die Wartezeit, bis das Boot abreist, und wie hoch der Preis ist. Ich weiß nicht genau, wer diese Menschen sind. Anrufen kann sie jeder und überall. Den Schlepper findet man durch Freunde, Verwandte, die schon geflohen sind. Das Problem ist in erster Linie das Geld. Die anderen Gedanken treten erst auf, wenn man genug Geld hat.

Dann fährt man zum Treffpunkt und wartet, bis das Boot bereit ist. Am Abend fängt dann alles an. Erst die Bezahlung, dann die Schritte zum Boot. Viele Menschen sammeln sich an einem schlechten Ort oder in einem Lkw. Sie warten, bis der Schlepper die Abfahrt zum Boot erklärt. Es ist eine unmenschliche Behandlung. Keiner kann sich beschweren, auch verletzte Menschen können nichts tun. Als wir am Wasser ankamen, wurden wir auf ein großes Boot geführt. Dann wurde uns erklärt, dass das Boot kaputt sei. Schnell mussten wir alle auf ein anderes, viel kleineres Boot. In der Dunkelheit verletzte ich mich an einer scharfen Kante. Ich spürte erst viel später, als wir zusammen auf dem kleinen Boot saßen, dass etwas Warmes an meinem Körper bis zu meinem Bein hinunterlief.

Ich blutete stark und fragte die anderen auf dem Boot, ob sie etwas zum Desinfizieren dabei hätten.

Ich wollte nicht auf das kleine Boot. Aber hätte ich weggehen sollen? Kann man zur Polizei gehen oder etwas dagegen tun? Man erreicht diesen Punkt und soll entscheiden, ob man den Weg fortsetzen will oder nicht. Die Reise kostet viel Geld und was man bezahlt, bekommt man nicht zurück, falls einem die wirklichen Bedingungen nicht gefallen. Ich war verletzt, habe stark geblutet und trotzdem entschieden, weiter zu machen.

Während der Fahrt blutete ich immer stärker am Oberkörper, unter meinem rechten Arm. Genau 24 Stunden dauerte die gefährliche Fahrt. Ich lag die ganze Zeit auf einer Seite. Ich durfte mich nicht bewegen, damit ich nicht zu stark blute. Es war sehr unwirklich. Ich wusste nicht, ob ich sterben würde. Nach einem Tag kam ein großes Schiff. Wir kamen in Italien an. Eine Krankenschwester sagte, ich müsse sofort in ein Krankenhaus. Dort wurde ich operiert. Die Menschen dort waren sehr freundlich zu mir. Sie gaben mir etwas zu essen, zum Anziehen. Meine eignen Sachen hatte ich auf der Fahrt verloren. Sie haben mir sogar etwas Italienisch beigebracht. Sie haben mein Leben gerettet.

Nach einem Monat ging meine Flucht nach Deutschland weiter. Als ich in München ankam, traf ich viele wieder, die mit mir auf dem Boot gefahren waren. Sie hatten den Monat im Gefängnis verbracht. Sie erzählten keine schönen Dinge davon. Einige mussten Fingerabdrücke abgeben. Ich war von Italien aus mit dem Zug nach Deutschland gefahren. In München traf ich einen Freund von dem Boot wieder, er hatte meine Tasche mitgenommen und aufbewahrt. Ich habe wohl Glück gehabt.

Dieser Text entstand im Rahmen des Bochumer Zeitungsprojektes „Neu in Deutschland“ für das vorliegende Buch.

Zur Person Khaled Al Rifai

„Ich habe ein Dach über dem Kopf und bekomme Geld vom deutschen Staat. Einige Menschen denken, das reicht. Aber ich habe andere Ziele. Ich möchte eines Tages studieren. Und erst einmal bin ich sehr froh, dass ich einen Ausbildungsplatz gefunden habe. Das war nicht leicht.“

Khaled Al Rifai, 1993 in Dar'ā/Syrien geboren, wuchs in Syrien und Libyen auf, machte Abitur. Im Oktober 2014 floh er nach Deutschland, im Januar 2015 wurde sein Antrag auf Asyl anerkannt. Er lebt in Bochum und absolviert eine Ausbildung zum Krankenpfleger. Seit 2015 schreibt und übersetzt er für die Bochumer Geflüchteten-Zeitung „Neu in Deutschland“.

GESICHT IM SAND

Marek Heindorff

An diesem Morgen zog ihm seine Mutter eine blaue, kurze Hose an. Aylan wollte dazu das rote T-Shirt anziehen, das sich so weich anfühlte. Und seine Lieblingsschuhe mit den Klettverschlüssen, die er schon ganz alleine schließen konnte. Er war drei Jahre alt, an diesem schrecklichen Morgen. Schreckliche Morgen gab es viele in letzter Zeit. Doch dieser sollte sein letzter sein. Eine Bootsfahrt! Viele Kinder trugen vorsichtshalber Schwimmwesten. Nicht er. Er trug nur sein rotes, weiches T-Shirt. Die Bootsfahrt war lang. Zu lang. Er konnte noch nicht auf das Meer schauen, wie es die größeren Kinder taten. Er stand eng zusammen mit Hunderten Menschen und warf weder einen Blick auf das Meer noch zum blauen Himmel empor. Was er sah, war nur seine Mutter – eine Frau voller Ängste. Wie lange hatte sie schon so traurig und ängstlich ausgesehen? Sollte eine Bootsfahrt nicht Freude machen? Freude gab es nicht! Nur erbittertes Hoffen. Doch dieses wurde erschüttert, als das Boot sich zu neigen begann. Schreie, Panik. Niemand konnte irgendetwas tun. Zusammengepfercht, unbeweglich, wie aneinandergekettet, glitten Hunderte Menschen einfach ins Meer. Mit ihnen der kleine Aylan. Er konnte noch nicht schwimmen. Sein rotes, weiches T-Shirt und seine kurze blaue Hose saugten sich langsam mit Wasser voll, während seine Mutter noch krampfhaft versuchte, ihn zu halten. Hunderte Menschen, die wild um ihr Leben kämpften, schwammen um sie herum. Er entglitt ihr und versank. Einfach so, in einem Meer, auf dem ein paar wenige Kilometer entfernt Kinder in schönen bunten Schwimmwesten auf gelben Bananenboots über die Wellen ritten. Weg war er. Drei Jahre alt, an diesem schrecklichen Morgen. Seine erste und letzte Bootsfahrt.

Stunden später lag er am Strand. Die Sonne schien und brannte ihm auf die Haut. Er, in seinem weichen, roten T-Shirt, mit der blauen kurzen Hose und den Schuhen, die er offensichtlich gut verschlossen hatte. Er lag da, ganz friedlich und allein. Zum ersten Mal an einem schönen weißen Strand, mit dem Gesicht im Sand ...

Dieses Bild des kleinen Aylan Kurdi¹ ging um die ganze Welt. Es wurde zum Symbol der Flüchtlingssituation und stellte damit Fragen an Europa. Am 2. September 2015 erreichte es mich. So groß der Schock auch war, vor diesem Tag im September war das Leid für mich schwarz-weiß und irgendwie auch weit weg. Doch von diesem Tag an konnte ich in Farbe sehen! Das Bild des kleinen Jungen, angespült mit dem Gesicht im Sand liegend, brannte sich in meinen Kopf und in mein Herz. Und waren die Kritiken an der Veröffentlichung des Bildes noch so laut, in mir war dieses Bild und verlor fortan nicht mehr an Kraft. „War es falsch, dieses Bild zu zeigen? Wurde der Junge gar extra positioniert, um dieses wirkungsvolle Foto zu machen? War der Vater selbst ein Schlepper? Wollte der Vater seine Zähne machen lassen und hatte dafür seine Familie im Mittelmeer ertrinken lassen? Ist es heuchlerisch, über dieses eine tote Kind derartig zu trauern, während doch tagtäglich viele andere Kinder ebenfalls ihr Leben lassen?“ Das alles waren Fragen, die sich mir bei dem Anblick dieses Bildes nie stellten. Andere hinterfragten und versuchten dabei moralisch und ethisch rein zu sein. Doch sie waren es nicht. Betrachtet ein Mensch dieses Bild, ich betone: ein Mensch, so kann es

¹ Aylan Kurdi wurde 2012 in Syrien geboren. Seine Familie floh im gleichen Jahr vor dem Bürgerkrieg in Syrien von Damaskus nach Aleppo. Doch auch dort holte sie der Bürgerkrieg ein, so dass die Familie weiter nach Kobanê floh. Aylans Vater siedelte in die Türkei über und arbeitete dort zwei Jahre, bis die Bombardierung von Kobanê begann und er seine Familie in die Türkei holte. Bemühungen, legal zu Familienmitgliedern nach Kanada zu kommen, schlugen fehl. Die Familie entschied sich, mithilfe von Schleppern die griechische Insel Kos zu erreichen. Zwei Versuche scheiterten. Der letzte Versuch kostete die Familie 8.200 Euro, die sie an die Schlepper zahlten. Sie wollten das Mittelmeer auf einem Schlepperboot überqueren. Das Boot verunglückte. Aylan Kurdi starb am 2. September 2015. Man fand den Leichnam des Jungen am 2. September 2015 an der türkischen Küste in der Nähe Bodrums. Mit ihm starben seine Mutter und sein zwei Jahre älterer Bruder. Er wurde am 4. September 2015 in Kobanê beigesetzt.

diese Fragen nicht geben! Keine dieser Fragen! Nur die eine: „Warum zum Teufel lassen wir so etwas zu?“ Wir, die wir in weichen Sesseln sitzen. Wir, die wir unsere kalten Füße an einer Heizung wärmen. Wir, die wir mindestens dreimal täglich essen. Wir, die wir in ein Leben ohne Krieg und Terror hineingeboren wurden. Wir, die wir den Rest der Welt außerhalb unserer Komfortzone durch das beschränkte Format unseres Smartphone-Displays beobachten. Uns dazu Meinungen im Sekundentakt erlauben. Wir, die wir es verlernt zu scheinen haben, einfach mal nicht zu beurteilen. Warum zum Teufel lassen wir das zu?

Das Foto des kleinen Aylan Kurdi wurde schnell in den Medien zum Sinnbild für das unfassbare Leid, welches Flüchtlinge mit sich trugen. Es versetzte mich in Wut und Trauer. Zugleich forderte es aber auch auf, mich nicht nur in Meinungen und Worten für sie einzusetzen, sondern selbst aktiv zu werden. Dieses Foto des Kleinen, im Alter meines eigenen Sohnes, brachte mir die Tragweite dahingesagter Abendnachrichten näher, als ich geglaubt hätte. Es brachte die Flüchtlingssituation in mein Wohnzimmer.

Vielen in Deutschland schien es wie mir zu gehen und sie begannen sich zu organisieren. Schnell zu helfen. Bei Facebook bin ich in verschiedenen Gruppen, die Aufrufe starteten und Helfer suchten.

Ich fuhr nach Mettmann zu einer großen Lagerhalle. Auf dem gesamten Boden befanden sich Kleiderinseln auf Pappkartons. Linker Hand die Herreninsel. Rechts die der Frauen mit Hosen, Röcken, Blusen und Pullovern. Davor die bunte mit Kleidungsstücken für Kinder. Jede Insel war eine Größe. Über den ganzen Tag brachten Leute aus der Umgebung mit ihren Autos Reisetaschen voller Kleidungsstücke und ich begann sie mit anderen freiwilligen Helfern und Flüchtlingen zu sortieren. Leider habe ich nie erfahren, wie die Kleidungsspenden letztlich an Flüchtlinge verteilt wurden. Ich war „nur“ Sortierer unseres Wohlstandes.

Eines Tages las ich im Internet, dass eine Flüchtlingsfamilie dringend ein Kinderbett suchte. Seit Jahren stand in unserem Keller das Reisebett unseres Sohnes. Wir brauchten es nicht mehr und so spendeten wir es.

Ein paar Tage später erhielten wir von einer Spendenkoordinatorin die Nachricht, wie sehr sich die Familie über dieses Bett freuen würde, da die kleine Tochter jetzt nicht mehr zusammen mit dem Vater auf dem Feldbett schlafen müsse.

Von Politik habe ich keine Ahnung! Weiß nicht, wie man politisch diesen Menschen am besten hilft. Umso mehr beeindruckten mich zwei Mädchen im Fernsehen. Zwei junge Studentinnen. Sie „opfernten“ ihre Semesterferien, um den Flüchtlingen auf ihren Routen im VW-Bus entgegenzufahren. Verteilten Nahrung und Wasser. Ich fand die Art des Helfens der beiden sehr, sehr beeindruckend. Auch wenn sie nur eine kleine Wasserflasche gaben, so schenkten sie den Flüchtlingen damit einen kleinen Moment der Menschlichkeit. Am liebsten hätte auch ich mein Auto vollgeladen und wäre den vielen Menschen entgegengefahren – doch ich bin Familienvater. Habe einen Job und so spendete ich, um damit ein kleiner Teil der Aktion und des Engagements der beiden Studentinnen zu sein. Ich war mir absolut sicher, dass mein Geld in den richtigen Händen lag und dass meine Spenden direkt Durst und Hunger stillen konnten. Ich fand meinen Weg, aktiv zu werden und damit der Wut gegenüber rechts-populistischen Äußerungen in den sozialen Netzwerken etwas Reales und Konstruktives entgegenzusetzen. Doch es gab sie weiterhin. Menschen, die einfach die Bedürftigkeit der vielen Menschen auf der Flucht nicht verstanden oder verblendet nicht verstehen wollten.

*„Wir TRAUERN NICHT sondern wir FEIERN ES!
Nur ein Flüchtling, ein Flüchtling ist zu wenig:
Das Meer hat schon mehr Flüchtlinge geschluckt!“*

Diesen Kommentar schrieb Benjamin S. 2016 in Facebook unter ein Foto des ertrunkenen Jungen Aylan Kurdi. „Soziale“ Netzwerke? Sozial, ein Synonym für gesellschaftlich, aber im erweiterten Sinn für gemeinnützig, hilfsbereit, barmherzig, gilt nicht für Benjamin S. aus Berlin. Viele offenbarten wie er in ihren Kommentaren zu den verschiedenen Beiträ-

gen ein ganz anderes Gesicht: ihre Fratze. Im Schutze der Anonymität der digitalen Welt strotzten die Zeilen der Verblendeten vor Bequemlichkeit, Egoismus, Neid, Missgunst und Unwissenheit. Der kleinste gemeinsame Nenner unter ihnen war ihr mangelndes Einfühlungsvermögen. Derartige Texte häuften sich tagtäglich. Parallel zu all den Helfern, die sich im Netz so wunderbar organisierten, polemisierten die schrecklichen Stimmen ohne jeden Anstand oder scheinbare Grenzen. Eben noch geschriebene Worte in der digitalen Welt wurden schnell zu Taten in der realen. Aus vermeintlicher Angst wurde Hass und dieser radikalisiert, ließ unter anderem (Not-)Unterkünfte brennen. In unserem Land, in dem der Schutz der Menschenwürde ein so hohes Gut ist. Ein Land, das aus seiner Geschichte hätte lernen können. Müssen! Standen die ewig Gestrigen gestern noch allein, haben sie plötzlich Rückhalt aus allen Schichten der Bevölkerung.

„Der Patriotismus des Deutschen besteht darin, dass sein Herz enger wird, dass es sich zusammenzieht wie Leder in der Kälte, dass er das Fremdländische hasst, dass er nicht mehr Weltbürger, nicht mehr Europäer, sondern nur ein enger Deutscher sein will.“

Heinrich Heine

Es verging nur wenig Zeit, bis Menschen wie Benjamin S. mir mein Engagement für Flüchtlinge – für die Wahrung von Humanität und Vernunft – zum Vorwurf machten. Sie beschimpften mich und viele andere: Gutmensch! Ein Mensch zu sein, der gut ist, sollte grundsätzlich nicht verkehrt sein. Könnte man meinen. Diese „Benjamin S.“ wollten mir aufzeigen, dass ich mit meinem Handeln und meinen Äußerungen einen Fehler begangen hätte und obendrein auch noch zu naiv oder gar zu blöd wäre, diesen zu erkennen. Oder man sagte, ich sei geblendet, ließe mich verführen, von Lügen, die man mir aufsticht. Von der Lügenpresse. Ich musste an den kleinen Jungen Aylan denken und an all die Fragen, die sich mir eigentlich nie gestellt hatten. Fragen, die durch die Presse geisterten und schon als Wahrheiten verpackt wurden. Meine Wahrheit war der

kleine Junge! Aylan Kurdi. Meine Wahrheit war die Tatsache, dass dieser tot war. Am Sandstrand mit dem Gesicht im Sand. Mein Fehler in den Augen der Fratzen war es, mich mit Leib und Seele mit dem Leitspruch „*Refugees welcome!*“ zu engagieren.

Warum tat ich das? Warum wollte ich „fremde“ Menschen in „meinem“ Land willkommen heißen? Entgegen manch anderem empfinde ich Deutschland nicht als „mein“ Land. Ich bin zwar hier geboren, aber dafür kann ich recht wenig. Es ist weder eine Schuld, noch ein Privileg, das mich über andere stellt. Deutschland ist meine Heimat. Mein Zuhause. Ich fühle mich wohl und lebe gerne hier, aber es ist nicht mein Land! Die Tatsache, dass es mir im Verhältnis zu Menschen in anderen Regionen der Erde hier sehr gut geht, ist ein großes Glück, für das ich nichts getan habe.

Zum Thema „fremde Menschen“ kann ich nur sagen, jeder Mensch ist erst einmal fremd für mich. Um diesem zu begegnen, brauche ich nicht in andere Länder oder auf andere Kontinente zu reisen. Ich begegne ihnen in meinem Haus, meinem Stadtteil oder in meiner Stadt. Wen ich nicht kenne, der ist fremd für mich. Doch „fremd“ bedeutet für mich nicht Bedrohung. Fremd macht mir keine Angst! Ich sehe zunächst in jedem Menschen das Gute und lasse jedem seine Freiheit, unabhängig seiner Herkunft, Hautfarbe oder Religion. Und so wünsche ich es mir auch von meinen Mitmenschen mir gegenüber. Ich wünschte mir, dass jeder jedem seine Freiheit lässt. Es wird sie immer geben, die, die anderen die Freiheit nehmen, sie bedrohen oder gar ihre Würde mit Füßen treten, aber auch das ist unabhängig von Herkunft, Hautfarbe oder Religion. Es ist ein Problem des Menschen selbst!

Ich weiß nicht, wie es ist, wenn Bomben fallen, ich weiß nicht, wie es sich anfühlt, wenn mein Leben bedroht werden würde. Ich kann als ehemaliger DDR-Bürger nur im Entferntesten erahnen, was Diktatur bedeutet. Ich wünsche jedem Menschen die Freiheit und die Möglichkeit, entscheiden zu können, wo er leben möchte, aus welchen Gründen auch immer.

Das ist Freiheit! Und den Menschen, die ich willkommen heiße, wurde jegliche Form von Freiheit auf die brutalste Art und Weise genommen.

Nein, ich bin kein politischer Mensch! Kann auch keine politischen Lösungen vorschlagen und doch fühle ich, dass unser Land, welches in dieser Situation eigentlich zwingend zusammenstehen müsste, sich zu spalten scheint. So auch Europa mit dem Nachziehen seiner Grenzen. Rückschritt! Politik muss nun Großes leisten. In dieser Aufgabe am gleichen Strang ziehen. Nicht mit dem Finger auf den anderen zeigen und dort die Schuld für ein gemeinsames Unvermögen suchen. Europa muss zusammenhalten, sonst wird es als Wertegemeinschaft untergehen! Niemandem wäre damit geholfen.

Was ich aber bin: ein Mensch! Schimpft mich „Gutmensch“ oder „Bahnhofsklatscher“, „Teddyschmeier“ oder auch „Durchwinker“. Beschimpft mich, wie ihr wollt. Ich bin und bleibe ein Mensch! Und als Mensch weiß ich, dass man dieser Welle human entgegenreten muss. Der Mensch muss für den Menschen da sein, wenn er Hilfe braucht! Das ist der Grund, warum ich sage: „*Refugees welcome!*“ Und tun wir das nicht, dann sind unsere Tage, unsere gesellschaftlichen Werte längst schon gezählt.

Zur Person Marek Heindorff

Marek Heindorff, 1975 in Berlin-Köpenick geboren, ist in Pankow aufgewachsen. 1989 floh er zusammen mit seiner Mutter sowie seinem Bruder über die ungarische Grenze nach Österreich und von dort nach Düsseldorf. Nach seiner dortigen Schulzeit absolvierte er eine Ausbildung zum Druckvorlagenhersteller und schloss 2005 das Studium zum Medienfachwirt ab. 2012 veröffentlichte er das Buch „Auf meinem Rcken“. 2014 erschien sein erster Roman „Das Leben ist Brosig“. Heute lebt und schreibt der Autor in Düsseldorf.

KAPITEL 4

INTEGRATION

INTEGRATION IN LEBENSSTILE: BEHEIMATUNG IM ALLTAG

Prof. Dr. Wolfgang Kaschuba

Wer nicht gerade jeden Montagabend mit Pegida unterwegs ist – und das gilt zum Glück immer noch für die übergroße Mehrheit in unserem Land –, der kann gar nicht mehr übersehen, wie vielfältig die Gesellschaft in Deutschland in den letzten Jahrzehnten geworden ist. Und dass uns diese neue Vielfalt auch gut tut.

Damit ist nicht nur die Vielfalt der Herkunft gemeint, die „alte“ und „neue“ Deutsche gewiss auch in manchen Punkten unterscheidet. Auch nicht nur die Vielfalt der Religionen, die ja ohnehin nur noch Bevölkerungsminderheiten in die Kirchen, Moscheen oder Synagogen führen. Und schon gar nicht nur die Vielfalt unserer Pässe, weil wir (noch?) in einer Europäischen Union leben, die nationale Staatsbürgerschaften als eher gleichwertig und damit in gewisser Weise auch als quasi gleichgültig akzeptiert.

All dies macht unsere Vielfalt zwar auch mit aus. Doch die wirkliche und große Vielfalt des Lebens in Deutschland und in Europa praktizieren wir tatsächlich und täglich in unseren Lebensstilen. Also in der Art und Weise, wie wir wohnen und arbeiten, wie wir reden und lernen, wie wir unsere Beziehungen und unsere Freizeit gestalten. Und auf dieser Ebene des Alltags übernehmen die Lebensstile längst eine wirklich „identitäre“, eine existenzielle Funktion: Ich bin, was ich höre (Musik), was ich trage (Kleidungsstil), was ich esse (Esskultur), was ich glaube (Religion – oder Facebook oder nix). Oft vertreten wir unseren Lebensstil sogar bis zur letzten Konsequenz: nur dies, nur so, nur ich!

Versuchen Sie einmal, einen Fan von Borussia Dortmund ernsthaft davon zu überzeugen, dass auch die Bayern aus München Fußball spielen können. Erklären Sie Ihrem Rap-Musik hörenden Sohn, dass auch Oper,

Schlager und Volksmusik ihre Daseinsberechtigung haben. Versichern Sie einer Veganerin, dass auch Kebab-Esser nicht gleich Mörder sein müssen. Und bringen Sie einen Neonazi einmal dazu, Flüchtlinge auch als Menschen anzuerkennen.

Das ist meist alles andere als einfach und oft unmöglich. Denn wir alle leben eben buchstäblich in und mit unseren Lebensstilen. Und in diese Lebensstile sind auch unsere Überzeugungen und Werte, sind auch unsere Geschichte und unsere Lebensgeschichten, sind auch unsere Ängste und Hoffnungen eingeschlossen. Wer also Fußball spielt oder Zumba macht, wer Party liebt oder sich vegetarisch ernährt, tut dies meist „ganzheitlich“, also voll engagiert und identifiziert.

Wandelnde Lebensstile?

In gewisser Weise verkörpern wir also selbst alle „wandelnde Lebensstile“. Und das veranlasst uns einerseits häufig zu entsprechend bockigem und egozentrischem „Tunneldenken“: Ich bin, ich kann, ich will nur so! Oft aber auch machen uns diese Lebensstile andererseits gerade auch in besonderer Weise „anschlussfähig“: Denn sie haben auch die gute Eigenart, dass wir sie meist mit anderen teilen. Dass wir sie also gemeinsam mit anderen Personen und Gruppen praktizieren, die wir deshalb eben „verstehen“, weil und solange wir dasselbe tun. Und dies erreichen wir am einfachsten in unseren verschiedenen „Lebensstilgemeinschaften“, denen wir uns im Laufe des Tages anschließen: in der Schule, bei der Arbeit, im Fußballverein, im Konzert, beim Museumsbesuch.

Integration bedeutet deshalb in Deutschland in immer höherem Maße: Einbindung in unsere unterschiedlichen Lebensstile, so wie sie sich als Alltagskulturen vor allem zwischen Schule und Arbeit, zwischen Wohnen und Freizeit entwickeln. Da erstreckt sich mittlerweile eine unglaublich vielfältige Landschaft von Beziehungs- und Gruppenkulturen: in Gestalt von Familien wie Jugendgruppen, von Sport- wie Kunstvereinen, von Nachbarschafts- wie Bürgerinitiativen, von Konsum- wie Musikstilen. Und da funktioniert Integration auch am besten, am schnellsten,

am leichtesten: weil wir da etwas zusammen wollen und es gemeinsam tun!

Deshalb sind diese sozialen Formen und kulturellen Formate unseres gemeinsamen Alltags so wichtig: weil sie Globales und Lokales, also die große und die kleine Welt verbinden. Wir kennen alle die Grundregeln von Fußball oder Fest. Wie sie aber ganz konkret aussehen, in diesem Verein und bei diesem Fest: Da gilt doch oft ein sehr spezifisches „Hier“ und „Wir“.

Und deshalb sehen Jugendgruppen, Cafés, Bürgerinitiativen oder Sportvereine in Dortmund eben doch immer ein wenig anders aus als in Berlin und in Konstanz anders als in Flensburg. Denn in den allgemeinen Zweck von Spaß, von Politik oder von Training bleibt immer noch die spezielle lokale Lebensart eingeflochten: spürbar im Dialekt wie im Geschmack, in der Form der Kommunikation wie der Geselligkeit.

Lokale Kontaktzonen

Dieser lokale Alltag ist es also, in dem wir unsere Lebensstile entfalten und in dem wir uns begegnen. Allerdings eben nur, wenn wir uns weder absichtlich aus dem Weg gehen, noch nur unseren Stil akzeptieren. Nur, wenn wir bereit sind zur Begegnung und zum Austausch, wird dieser lokale Alltag zu einer lebendigen sozialen und kulturellen „Kontaktzone“.

Denn, wenn wir uns da hineintrauen, in diesen gemeinsamen Alltag, wenn wir da den Kontakt und Austausch zu anderen suchen und uns nicht vor Fernsehern und Computern zu Hause oder in separaten Jugendclubs und Cafés verbarrikadieren, dann lernen wir uns gegenseitig wirklich kennen. Dann erfahren wir vor allem auch mehr über die Lebensstile und die Lebensgeschichten der anderen. Und wir entdecken Unterschiede wie Gemeinsamkeiten neu. Gerade auch im Hinblick auf die Kultur und Geschichte unseres Kiezes, unserer Stadt, unserer Gesellschaft.

Dabei sind wir im Blick auf Geschichte und Kultur fast alle selbst neu und unwissend: Migrant*innen wie Biodeutsche. Und wir merken inzwischen ohnehin, dass gerade diese Unterscheidung immer weniger Sinn macht

in einer Gesellschaft, in der das Umziehen wegen Job oder Ausbildung, wegen Wohnung oder Liebe längst normal und alltäglich ist. Deshalb wissen wir oft alle zwar gleich viel über unsere heutigen Lebensstile, jedoch meist wenig über unseren Kiez oder über unsere Stadt, über geschichtliche Hintergründe oder kulturelle Traditionen.

Und dies erklärt dann auch, weshalb so viele von uns in den letzten Jahren damit begonnen haben, oft zusammen mit unseren Kindern oder mit Freunden nun Kunstausstellungen oder Stadtmuseen zu besuchen, bei Stadtführungen mitzumachen oder an Stadtfesten teilzunehmen. Und dies eben nicht als Touristen in fremden Städten, sondern als Einheimische in der eigenen Stadt, die dadurch eben auch zur „Heimat“ werden kann: zu einem Ort, den wir immer besser kennenlernen und in dem wir uns aufgehoben fühlen.

Neue Heimatkunde?

Deshalb führt einer der schnellsten Wege der Integration, verstanden als gemeinsame Beheimatung, über dieses Feld von lokalem Alltag und lokaler Geschichte. Denn wer ihn einschlägt, signalisiert damit, dass er am Gemeinwesen und am Gemeinwohl interessiert ist, dass er auf die lokale Geschichte wie Gegenwart neugierig ist und dass er zu diesem lokalen „Wir“ dazugehört.

Und es gibt vielfältige Angebote, die dieses „Wir“ gemeinsam zu organisieren versuchen, indem sie – egal welche ethnische Herkunft wir haben oder welche Muttersprache – uns gemeinschaftliche Formen des Austauschs von Erfahrungen und Wissen anbieten. Das sind lokale Kulturvereine und Volkshochschulen, Mieter- und Bürgerinitiativen, Nachbarschaftscafés und Stadtmuseen, Chöre und Theatergruppen, Sportvereine und Gymnastikstudios, Kirchengemeinden und Moscheevereine, Schul- und Parkinitiativen.

Sie alle verkörpern zusammen beides: die Zivilgesellschaft in unseren Städten und zugleich deren lokale Kulturszene. Wobei dieses Netzwerk sicherlich noch viel offener gestaltet und noch besser verbunden werden

kann als bisher. Denn oft vermag man von draußen nicht so recht zu erkennen, was sich hinter der Tür der Volkshochschule oder des Museums, des Nachbarschaftscafés oder der Theatergruppe verbirgt – und vor allem: ob wir da wirklich willkommen sind.

Aber auch dies beginnt sich rasch zu verändern. Nicht zuletzt dank des Internets, in dem so viele dieser lokalen Initiativen mit eigenen Informations- und Kontaktseiten auftreten, die über Ziele, Programme und Teilnahmemöglichkeiten informieren. Diesen Möglichkeiten kann Frau und Mann individuell nachgehen oder zusammen mit Freundinnen und Freunden. Es bietet sich aber auch an, die Zugänge und den Austausch untereinander institutionell zu organisieren, indem Patenschaften und Partnerschaften, Austausch und Kooperation zwischen Vereinen, Initiativen und Netzwerken fest vereinbart werden. Volkshochschulen und Sprachschulen, Museen und Geschichtsvereine, Bürgerinitiativen und Nachbarschaftscafés, Stadtteilbibliotheken und Jugendhäuser und viele andere sind dazu in der Lage und bereit.

Nun ist es an uns, ihnen Vorschläge dafür zu machen sowie ihnen neue Konzepte abzuverlangen. Denn nirgendwo kommen wir schneller zu gemeinsamen und beheimatenden „Wir“ – wenn wir eben dazu bereit sind, unsere eigenen Türen einladend aufzumachen und durch andere Türen mutig einzutreten.

Zur Person Prof. Dr. Wolfgang Kaschuba

Wolfgang Kaschuba, 1950 in Göppingen geboren, studierte Empirische Kulturwissenschaft und Politologie. Seit 2015 ist er Direktor des Berliner Instituts für Integrations- und Migrationsforschung an der Humboldt-Universität sowie Vorstandsmitglied der Deutschen UNESCO-Kommission. Eine Auswahl seiner Veröffentlichungen: *Die Überwindung der Distanz. Zeit und Raum in der europäischen Moderne*. Frankfurt: Fischer 2007; *Einführung in die Europäische Ethnologie*, München: Beck, 4. Aufl. 2012.

VOM KRISENMODUS ZUR INTEGRATIONSSTRATEGIE

RHEINLAND-PFÄLZISCHE ERFAHRUNGEN UND STRATEGIEN IN DER FLÜCHTLINGSPOLITIK

Miguel Vicente

Das Jahr 2015 wird zweifellos in die Geschichte der bundesdeutschen Flüchtlings- und Migrationspolitik eingehen. Etwa 1,1 Millionen Menschen suchten Schutz in Deutschland; so viele Flüchtlinge innerhalb eines Jahres hat es seit der Nachkriegszeit nicht mehr gegeben. Staat und Gesellschaft sahen sich mit der Herausforderung konfrontiert, innerhalb sehr kurzer Zeit sehr viele Menschen unterzubringen und zu versorgen. Schnelles Handeln war gefragt, Improvisation und der Aufbau neuer Strukturen, um diese Herkulesaufgabe bewältigen zu können. Heute schon kann man sagen, dass dies angesichts der schwierigen Situation erstaunlich gut gelungen ist, weil der Staat, die Hilfsorganisationen und die Zivilgesellschaft in diesem Krisenmodus zuweilen Außerordentliches geleistet haben.

Wie wird uns diese Erfahrung des Jahres 2015 nun langfristig prägen? Wird Deutschland daraus als ein kompetenteres Einwanderungsland hervorgehen, weil es seine Institutionen und Menschen darin stärken konnte, mit Zuwanderung und Integration erfolgreicher umzugehen? Oder wird Angst vor Zuwanderung, Fremdenfeindlichkeit und Rechtspopulismus zunehmen, werden die Gräben zwischen Befürwortern und Gegnern einer humanen Flüchtlingspolitik größer, zwischen jenen, die gesellschaftliche Vielfalt für normal und förderlich halten, und jenen, die sich davon bedroht fühlen und diese ablehnen?

Die Antwort darauf werden wir erst in einigen Jahren, vielleicht auch erst in Jahrzehnten wissen. Sicher ist aber, dass die Antwort davon ab-

hängen wird, wie wir als Gesellschaft diese Herausforderung angehen. Es wird darauf ankommen, ob wir ängstlich darangehen oder ob wir zupacken und es gelingt, aus dem Krisenmodus, der das Handeln im Jahre 2015 überwiegend geprägt hat, eine Strategie der nachhaltigen Integration zu entwickeln.

Günstige Rahmenbedingungen in Deutschland

Was sind die Grundvoraussetzungen und Rahmenbedingungen, auf die wir in dieser Situation treffen? Nicht wenige haben Zweifel daran, dass die Aufnahme von so vielen Flüchtlingen überhaupt gelingen kann, und sehen Deutschland bereits damit überfordert, finanziell, kulturell und integrationspolitisch. Doch eine genauere Betrachtung kann zu einem anderen Schluss führen: Denn so sehr die hohe Zahl der Flüchtlinge historisch ist, so sehr verfügt Deutschland derzeit über „historisch“ gute Rahmenbedingungen und Ressourcen, um diese Herausforderung zu meistern.

Die wirtschaftliche Situation in Deutschland ist weiterhin recht robust und insbesondere der Arbeitsmarkt ruft nach Arbeitskräften; sie werden in manchen Regionen und Branchen händeringend gesucht. Alleine bis zum Jahr 2020 werden laut Prognosen bis zu 1,8 Millionen Arbeitskräfte fehlen, längerfristig wird diese Zahl durch den demografischen Wandel noch größer werden. Flüchtlinge brauchen in der Regel mehr Zeit, um auf dem Arbeitsmarkt Fuß zu fassen als andere Zugewanderte. Längerfristig können sie aber ähnlich hohe Beschäftigungsquoten erreichen wie diese. Das zeigen die Erfahrungen der vergangenen Jahrzehnte.¹

Die Aufwendungen der öffentlichen Haushalte für die Sicherung der sozialen Bedürfnisse der Flüchtlinge sind zweifelsohne immens, derzeit im zweistelligen Milliardenbereich. Für viele Kommunen und Bundesländer ist dies angesichts ihrer teils sehr prekären Haushaltslage eine riesige

¹ Siehe: Flüchtlinge und andere Migranten am deutschen Arbeitsmarkt: Der Stand im September 2015. Institut für Arbeitsmarkt- und Berufsforschung 14/2015; http://doku.iab.de/aktuell/2015/aktueller_bericht_1514.pdf (letzter Zugriff: 20. 7. 2016).

Herausforderung. Gleichzeitig weist der Bundeshaushalt durch die andauernde gute wirtschaftliche Situation Überschüsse auf. Die Bundesländer konnten zwar die Beteiligung des Bundes an den sozialen Kosten der Flüchtlingskrise durchsetzen, es bedarf aber eines stärkeren finanziellen Beitrages der Bundesregierung, die in dieser nationalen Gemeinschaftsaufgabe auch finanziell angemessene Verantwortung übernehmen sollte. Es verwundert sehr, dass der Bund hier nicht proaktiv handelt und von den Bundesländern in zahlreichen Verhandlungsrunden immerzu gedrängt werden muss, einen gebührenden Kostenbeitrag zu übernehmen.

Gesamtökonomisch bedeuten diese staatlichen Ausgaben übrigens auch eine Investition in die Zukunft, vor allem dann, wenn es damit gelingt, dass Geflüchtete in den Arbeitsmarkt integriert werden und Beiträge für die sozialen Sicherungssysteme leisten. *„Es kann sich auf lange Sicht rechnen, öffentliche Gelder für die bedarfsgerechte Qualifikation und die wirtschaftliche Integration der Neuankömmlinge in die Hand zu nehmen. Öffentliche Ausgaben (...) könnten auf mittlere und längere Sicht gute Renditen in Form von Steuer- und Beitragseinnahmen und niedrigerer Ausgaben für die soziale Grundsicherung abwerfen“*, so Prof. Dr. Holger Bonin in einer Expertise für die Heinrich-Böll-Stiftung.²

Wir fangen außerdem integrationspolitisch nicht bei null an. Deutschland kann aus über 60 Jahren Erfahrung mit Zuwanderung schöpfen. Vor allem in den letzten zehn Jahren sind auf vielen Ebenen integrationspolitische Strukturen und Konzepte aufgebaut und entwickelt worden. Dazu gehören die Integrationskurse für Zugewanderte oder die Migrationsfachdienste der Wohlfahrtsverbände, aber auch etablierte Fördersprachprogramme in Schulen und Kitas. Ebenso ist der Arbeitsmarktzugang für Asylsuchende verbessert worden – sowohl rechtlich als auch durch klarere Zuständigkeiten der Arbeitsagenturen und Jobcenter. Es

² Prof. Dr. Holger Bonin: Gewinne der Integration – Berufliche Qualifikation und Integrations-tempo entscheiden über die langfristigen fiskalischen Kosten der Aufnahme Geflüchteter, herausgegeben von der Heinrich-Böll-Stiftung, böll.brief – Teilhabegesellschaft 1, April 2016; https://www.boell.de/sites/default/files/160427_bb_teilhabe_holger_bonin.pdf (letzter Zugriff: 20. 7. 2016).

gibt inzwischen deutlich verbesserte Verfahren zur Anerkennung ausländischer Bildungsabschlüsse. Viele Institutionen und Organisationen haben sich der „interkulturellen Öffnung“ verpflichtet, Kommunen und Bundesländer haben Integrationskonzepte entwickelt, um ihre Integrationspolitik besser koordinieren und steuern zu können.

Die vorhandenen Strukturen öffnen

All diese Erfahrungen und Strukturen sind nun wichtige Säulen für die gesellschaftspolitische Integration der Flüchtlinge. Doch Flüchtlinge bringen Besonderheiten mit, die von vielen vorhandenen Angeboten und Strukturen noch nicht in der nötigen Quantität und Qualität berücksichtigt werden. Wie etwa Traumatisierungen, für die noch nicht flächendeckend angemessene psychotherapeutische Angebote bereitstehen. Oder erprobte und implementierte Verfahren zur Ermittlung der Bildungs- und Berufsabschlüsse für jene Flüchtlinge, die keine formellen Abschlüsse vorlegen können. Gleiches gilt für den Umgang mit besonders schutzbedürftigen Gruppen, wie unbegleitete minderjährige Flüchtlinge. Am wirkungsvollsten und nachhaltigsten ist es, die Bedürfnisse der Flüchtlinge in den vorhandenen Strukturen und Angeboten zu berücksichtigen. Statt der Schaffung zusätzlicher, paralleler Strukturen gilt es also, die vorhandenen Regelstrukturen zu öffnen. Das ist der Ansatz, der in Rheinland-Pfalz verfolgt wird.

Die rheinland-pfälzische Landesregierung hat noch im Spätsommer 2015, mitten in der Zeit des großen Flüchtlingszugangs, die Maßnahmen zur Integration der Asylsuchenden verstärkt und das „Integrationskonzept für Flüchtlinge“ verabschiedet. Dort werden in den sechs Bereichen Partizipation und Teilhabe, Bildung, Arbeit und Ausbildung, Familie, Gesundheit und Religion Strategien und Maßnahmen aufgeführt, die kontinuierlich erweitert und weiterentwickelt werden.

Entscheidend für ein bedarfsgerechtes und nachhaltiges Wirken der unterschiedlichen Maßnahmen ist es, dass die verschiedensten Akteure eingebunden und Strukturen der Koordination geschaffen werden.

Drei Beispiele sollen hier kurz genannt werden:

Die schulische Aufnahme der Flüchtlingskinder erfolgt in Rheinland-Pfalz unter dem Grundsatz der Integration in Regelklassen von Anfang an, allerdings ergänzt durch eine hohe Wochenstundenzahl an Deutsch-Intensivkursen. Da diese Kurse klassen-, jahrgangs- oder schulartübergreifend eingerichtet werden können, bedarf es einer entsprechenden Koordination vor Ort. Dazu wurden von der Schulaufsichtsbehörde runde Tische eingerichtet (inzwischen über 40 landesweit), in die neben dem Schulträger auch andere lokale Akteure eingebunden werden.

Eine ähnliche Koordination ist im Bereich der Arbeitsmarktintegration von Bedeutung. Hier hat die Landesregierung vorhandene Strukturen genutzt, wie den seit langem bestehenden „Ovalen Tisch für Ausbildung und Fachkräftesicherung“. Dort hat man gemeinsam mit den Partnern, wie Gewerkschaften, Kammern oder der Bundesagentur für Arbeit, einen umfangreichen Aktionsplan zur Integration von Flüchtlingen entwickelt.

Hohe Herausforderungen bestehen ebenfalls in der Koordination und Förderung der in der Flüchtlingshilfe ehrenamtlich Tätigen. Dieses Engagement ist auch in Rheinland-Pfalz nicht nur zahlreich und vielseitig, es ist zudem von entscheidender Bedeutung für das Gelingen dieser Gemeinschaftsaufgabe. Das Land hat daher frühzeitig die Förderung des Ehrenamtes in diesem Bereich gestärkt und unterschiedliche Maßnahmen entwickelt. Dazu zählt die Aufstockung der Fördermittel für ehrenamtlich getragene Maßnahmen, aber auch die Einrichtung einer landesweiten Koordinierungsstelle. Diese gibt nicht nur praktische Hilfestellungen für die unterschiedlichsten Initiativen und Aktiven, sie bietet auch nachgefragte Qualifizierungsangebote an, etwa zum Asyl- und Aufenthaltsrecht, zum Umgang mit traumatisierten Menschen oder zur Zusammenarbeit zwischen Ehrenamtlichen und Hauptamtlichen. Bei Letzterem haben wir in der Flüchtlingshilfe ganz neue Erfahrungen der Zusammenarbeit sammeln können, die wir uns vor wenigen Jahren nicht haben vorstellen können und die das Verhältnis und die Zusammenarbeit zwischen Haupt- und Ehrenamt nachhaltig positiv prägen werden.

Dieses eindrucksvolle ehrenamtliche Engagement in der Flüchtlingshilfe zeigt, in welchem hohem Maß Menschen bereit sind, zivilgesellschaftliche Verantwortung zu übernehmen. Dies gilt es nicht nur zu würdigen, sondern auch zu fördern und zu schützen. Und es wäre vor allem wichtig, wenn in den Medien mehr über dieses Engagement berichtet würde. Der Anerkennung der Ehrenamtlichen wegen, aber auch um ein breiteres Gesamtbild der Situation wiederzugeben, die sonst eher von negativen Bildern geprägt ist.³

Übergang vom Krisenmodus zu einer Gesamtstrategie

Eine ganz entscheidende Rolle spielen natürlich die Kommunen. Denn dort findet die konkrete und tagtägliche Aufgabenbewältigung bei der Integration von Flüchtlingen überwiegend statt. Eine enge Zusammenarbeit zwischen Land und Kommunen gilt es daher zu verfolgen und entsprechende Strukturen des Austausches und der Kooperation aufzubauen, wie es in Rheinland-Pfalz zu den unterschiedlichsten Fragen getan wird.

Ähnliches wäre in der Zusammenarbeit zwischen Bund und Ländern dringend vonnöten. Die historische Herausforderung, vor der wir momentan stehen, ruft geradezu nach einer abgestimmten Politik, die den Namen „nationale Gemeinschaftsaufgabe“ verdient. Einen „Nationalen Aktionsplan Flüchtlinge“ zu entwickeln, wäre eine logische Folge. Darin sollten die Politik, die Institutionen, die Zivilgesellschaft und die Wissenschaft eingebunden werden, um deren breite Expertise zu nutzen und ein gemeinschaftliches Vorgehen abzustimmen. Zu diesem Schritt fehlt es dem Bund offensichtlich am nötigen Willen. Stattdessen werden Maßnahmen in Form von „Asylpaketen“ in mühseligen Verhandlungen zwischen Bund und Ländern verabschiedet, die meist mehr von einem politischen Kräftespiel geprägt sind als von einer begründeten Sachpolitik.

³ Dies gilt insbesondere für die überregionale Berichterstattung. In der lokalen Berichterstattung ist eher ein lebensnahes und positiveres Bild zu finden.

Rheinland-Pfalz wird auch in der neuen Ampel-Koalition seine strategisch ausgerichtete Integrationspolitik fortentwickeln. Zu Beginn der neuen Legislaturperiode wurde bereits eine Steuerungsgruppe „Integration“ eingerichtet, in der alle Ressorts vertreten sind und die das allgemeine Integrationskonzept des Landes fortschreiben soll. Dort wird die Integration von Geflüchteten naheliegenderweise weiter eine große Rolle spielen. Sie wird aber stärker in die übergreifende Integrationspolitik des Landes eingebettet sein, die für alle Zuwanderungs- und Integrationsfragen gilt. Auch das gehört zum Übergang vom Krisenmodus zu einer Gesamtstrategie.

Die sogenannte Flüchtlingskrise hat vieles in Bewegung gesetzt und erstaunliche Kräfte freigesetzt: in der Zivilbevölkerung, in Verwaltungen und Hilfsorganisationen, in Unternehmen und Bildungseinrichtungen, in Institutionen und in kirchlichen Einrichtungen. Es gibt kaum eine Institution, die sich derzeit nicht mit diesem Thema beschäftigt, um eigene Handlungsmöglichkeiten einzubringen und Verantwortung zu übernehmen. Das ist sowohl eine neue Qualität wie auch Quantität im Umgang mit Zuwanderung, die wir so in Deutschland nicht kannten. Die Voraussetzungen, aus der „Krise“ eine Erfolgsgeschichte zu machen, sind daher durchaus gegeben. Es wird darauf ankommen, dass wir sie nutzen.

Zur Person Miguel Vicente

Miguel Vicente wurde 1964 in Spanien geboren und kam 1970 als Sohn einer spanischen Gastarbeiterfamilie nach Deutschland. Er besitzt einen Abschluss als Dipl. Ing. der Physikalischen Technik (FH) und wohnt in Mainz. Seit Mai 2011 ist er Beauftragter der Landesregierung für Migration und Integration in Rheinland-Pfalz. Zuvor war er Geschäftsführer der Arbeitsgemeinschaft der Beiräte für Migration und Integration in Rheinland-Pfalz sowie Bundesgeschäftsführer der Integrationsbeiräte in Deutschland. Seit vielen Jahren beschäftigt er sich mit Fragen der Zuwanderungs- und Integrationspolitik in Deutschland. Auch kommunalpolitisch war er viele Jahre aktiv. Von 1999 bis 2013 war er Mitglied im Mainzer Stadtrat, unter anderem finanzpolitischer Sprecher und stellvertretender Vorsitzender der SPD-Stadtratsfraktion.

COTTBUS FÜR ALLE

Dr. Martina Münch

„Cottbus für alle“ – das war das diesjährige Motto der Gedenkveranstaltungen in Cottbus rund um den 15. Februar, den Jahrestag der verheerenden Bombenangriffe auf die Stadt am Ende des Zweiten Weltkriegs. Das Datum ist bewusst gewählt, um deutlich zu machen, dass das Erinnern nicht denen überlassen werden soll, die es instrumentalisieren wollen, um braunem Gedankengut ein Forum zu bieten. So verbindet „Cottbus für alle“ das Gedenken an die Gräueltaten des Krieges mit einem eindrucksvollen Signal für Demokratie und Toleranz. Gemeinsam mit anderen Organisationen und Vereinen war der „Cottbuser Aufbruch“ auch in diesem Jahr maßgeblich an den vielfältigen Veranstaltungen beteiligt. Gegründet im Jahr 1999 hat sich der Cottbuser Aufbruch zu einem sehr aktiven Netzwerk entwickelt, das sich für das gesellschaftliche Miteinander in der Stadt einsetzt.

In einer Zeit, in der sich einige politisch rechts stehende Gruppierungen in einer Weise agitierend verhalten, wie man es noch vor wenigen Jahren kaum für möglich gehalten hätte, gewinnt solch eine in der Bürgerschaft und den Institutionen verankerte Struktur zusätzlich an Bedeutung: Aus der langjährigen und bewährten Zusammenarbeit vieler Partner ist ein beständiger Verbund entstanden, der sich gegen rechte Parolen und Ausländerfeindlichkeit wendet. Zu den Mitgliedern gehören unter anderem die Industrie- und Handelskammer, die Brandenburgische Technische Universität Cottbus-Senftenberg, Kirchen, Eltern- und Schülervertreter, freie Träger der Jugendarbeit, Seniorenverbände, das Staatstheater Cottbus, der Deutsche Gewerkschaftsbund und Stadtverordnete aus mehreren Parteien. Wichtig ist dem „Bündnis für Cottbus“ zudem der Austausch mit Justiz und Polizei, sowohl um die Prävention gegen rechte Straftaten zu verbessern, als auch Opfern solcher Übergriffe Hilfe anzubieten und

Wege aufzuzeigen, wie sie vorgehen können. Weiterhin wird die Arbeit durch das sogenannte mobile Beratungsteam unterstützt. Regelmäßig organisiert der Cottbuser Aufbruch Informationsveranstaltungen und unterstützt kulturelle Aktivitäten. Besondere öffentliche Beachtung findet der „Cottbuser Toleranzpreis“, den das Netzwerk 2015 bereits zum dritten Mal vergeben hat. Gewinner war die Pestalozzi-Förderschule. In dem ausgezeichneten Projekt „Entkommen, ankommen, willkommen?!“ setzten sich Schüler_innen mit den Themen Flucht und Heimat auseinander.

Der Cottbuser Aufbruch ist durch das kontinuierliche Engagement seiner Mitglieder ein wirksamer Unterstützer dabei, dass die Stadt weltoffener geworden ist. Diese Weltoffenheit ist für die städtische Entwicklung von enormer Bedeutung: Ähnlich wie in anderen Regionen Ostdeutschlands waren die letzten Jahre durch rückläufige Bevölkerungszahlen und wirtschaftlichen Wandel geprägt. Cottbus, das als Zentrum der Lausitz und zweitgrößte Stadt des Landes Brandenburg ein durchaus beachtliches Potenzial hat, kann dieses perspektivisch nur dann weiter voll entfalten, wenn es der Stadt gelingt, „alten“ wie „neuen“ Bürgerinnen und Bürgern ein lebens- und liebenswertes Umfeld zu bieten. Ein Klima der Toleranz und ein reichhaltiges und buntes kulturelles Leben sind dafür Grundbedingungen.

Der Zuzug von Flüchtlingen – vor allem im Jahr 2015 – traf in Cottbus somit auf ein Netzwerk, das sich entschieden gegen die auch hier stellenweise artikulierte Ablehnung gegenüber Geflüchteten wandte. Es ging und geht darum, den aus der Not geflohenen Menschen zu helfen und eine Willkommenskultur zu leben: So engagierten sich zum Beispiel Studierende und Mitarbeiter_innen der Universität mit besonderen Veranstaltungen für Geflüchtete. Interessierten wurde zudem kurzfristig die Möglichkeit für eine Gasthörerschaft eröffnet. Neben diesen ersten Aktivitäten hat sich die Universität konzeptionelle Gedanken gemacht, wie Geflüchtete auf längere Sicht in die Hochschule integriert werden können, wie aus einer Unterstützung eine dauerhafte Struktur entstehen kann. Hierzu zählen Beratungen und Sprachkurse ebenso wie die Bereitstellung von Lehrmaterialien. Das neue Projekt „College+“ richtet sich

spezifisch an studieninteressierte Flüchtlinge. Rund 80 Geflüchtete befanden sich im Sommersemester 2016 in Kursen der Universität, vor allem zum Erlernen der deutschen Sprache.

Das Land Brandenburg unterstützt die Aktivitäten der Brandenburgischen Technischen Universität Cottbus-Senftenberg ebenso wie vergleichbare Projekte der anderen Hochschulen im Land: Im Jahr 2015 wurden dafür zunächst in einem Sofortprogramm landesweit 280.000 Euro bereitgestellt. 2016 fließen eine Million Euro in Maßnahmen zur Integration Geflüchteter an Hochschulen. Ziel ist, diejenigen, die die Voraussetzungen dafür haben, auch für ein fachliches Studium an einer Hochschule des Landes zu gewinnen. Ebenso gilt es, den Weg zum Studium zu flankieren – organisatorisch und in den erforderlichen Zulassungsverfahren. Einige Studierende können nach Erlernen der Sprache mit ihren Vorkenntnissen möglicherweise bereits in ein höheres Semester „einsteigen“: Diese Frage muss allerdings jeweils individuell entschieden werden.

In Relation zur Gesamtzahl der Flüchtlinge ist es eine eher kleinere Anzahl der zu uns Kommenden, die ein Studium aufnehmen möchten. Das Beispiel zeigt aber, dass neben Kita und Schule auch Hochschulen Akteure der Integration sein können. Die in der Wissenschaft selbstverständliche weltweite Orientierung, die sich an der Brandenburgischen Technischen Universität Cottbus-Senftenberg unter anderem in einem Anteil von mehr als 20 Prozent internationalen Studierenden zeigt, ist dabei sehr hilfreich. Für Cottbus wäre es ein zusätzlicher positiver Effekt, wenn es gelingt, wissenschaftlich qualifizierte Geflüchtete längerfristig als Mitbürger in der Stadt zu halten – und damit Fachkräfte zu gewinnen. Es sollte allerdings nicht nur um diesen ohne Zweifel bedeutsamen „Nutzen“ des Zuzugs gehen, sondern es sollte vielmehr auch die gesellschaftliche wie kulturelle Bereicherung gesehen werden, die die zu uns kommenden Menschen darstellen. Genau darum ist es wichtig, dass sich die Gesellschaft engagiert und artikuliert, wie im Cottbuser Aufbruch.

Zur Person Dr. Martina Münch

Martina Münch ist seit März 2016 erneut Ministerin für Wissenschaft, Forschung und Kultur des Landes Brandenburg. Dieses Amt hatte sie bereits von 2009 bis 2011 inne; anschließend war sie bis 2014 Bildungsministerin. Seit 2004 gehört sie dem Brandenburgischen Landtag an. Die Medizinerin lebt seit 1995 in Cottbus und ist Vorsitzende des dortigen SPD-Unterbezirks. Martina Münch ist eine der Initiatorinnen des Aktionsbündnisses „Cottbuser Aufbruch“ und setzt sich für ein weltoffenes Miteinander in der Stadt ein.

MENSCHENRECHTLICHER SCHUTZ VON FLÜCHTLINGEN OHNE BLEIBEPERSPEKTIVE

IM RAHMEN EINER
RÜCKFÜHRUNG/ABSCHIEBUNG

Maren-Kathrin Diekmann

Am 17. März 2016 ist das Asylpaket II¹ in Kraft getreten, mit dem unter anderem für Flüchtlinge ohne Bleibeperspektive ein beschleunigtes Asylverfahren eingeführt wurde. Als „Flüchtlinge ohne Bleibeperspektive“ werden in Deutschland insbesondere Personen aus sicheren Herkunftsstaaten, wie zum Beispiel Albanien, Bosnien und Herzegowina, Ghana und Kosovo, bezeichnet.² Nach einer Entscheidung des Bundestags am 13. Mai 2016 sollen in Zukunft auch Algerien, Marokko und Tunesien zu diesen Staaten zählen.³

In den sicheren Herkunftsstaaten erscheint es nach Artikel 16a III 1 des Grundgesetzes als gewährleistet, dass dort weder politische Verfolgung noch unmenschliche oder erniedrigende Bestrafung oder Behandlung stattfindet. Ein Asylantrag einer Person aus einem sicheren Herkunftsstaat ist nach Paragraph 29a des Asylgesetzes als „*offensichtlich unbegründet*“ abzulehnen, es sei denn, dies kann widerlegt werden. Im Rahmen des neu eingeführten beschleunigten Verfahrens ist über die Asylanträge von Personen aus sicheren Herkunftsstaaten innerhalb einer Woche zu

1 Gesetz zur Einführung beschleunigter Asylverfahren vom 11. März 2016, BGBl. I S. 390.

2 Siehe die Liste zu den sicheren Herkunftsstaaten in der Anlage II zum Asylgesetz vom 2. September 2008, BGBl. I S. 1798, zuletzt geändert durch Artikel 2 des Gesetzes vom 11. März 2016 (BGBl. I S. 394).

3 Gesetz zur Einstufung der Demokratischen Volksrepublik Algerien, des Königreichs Marokko und der Tunesischen Republik als sichere Herkunftsstaaten, noch nicht im BGBl. veröffentlicht.

entscheiden.⁴ Die Flüchtlinge sind verpflichtet, sich bis zur Entscheidung über den Asylantrag in einer besonderen Aufnahmeeinrichtung aufzuhalten, die extra für die Durchführung der beschleunigten Verfahren eingerichtet wurde.⁵ Wird der Asylantrag abgelehnt, dann haben die Flüchtlinge eine Woche Zeit auszureisen, ansonsten werden sie direkt aus der Einrichtung abgeschoben.⁶ Gegen die ablehnende Entscheidung müssen sie innerhalb einer Woche Eilrechtsschutz beim Verwaltungsgericht beantragen, das innerhalb von einer Woche über den Antrag entscheidet.⁷

Als menschenrechtlich besonders problematisch stellt sich die kurze Frist für die Entscheidung über den Asylantrag sowie für die Beantragung von Eilrechtsschutz dar.

Nach der Rechtsprechung des Europäischen Gerichtshofs (EuGH) steht jeder Person im Verwaltungsverfahren ein Anhörungsrecht zu.⁸ Das bedeutet, dass ein Verwaltungsverfahren so ausgestaltet sein muss, dass jede Person sachdienlich und wirksam ihren Standpunkt vortragen kann, bevor ihr gegenüber eine für ihre Interessen nachteilige Entscheidung erlassen wird.⁹ Die Verwaltung muss mit aller gebotenen Sorgfalt die entsprechende Erklärung der betroffenen Person zur Kenntnis nehmen, indem sie sorgfältig und unparteiisch alle relevanten Gesichtspunkte des Einzelfalls untersucht und ihre Entscheidung eingehend begründet.¹⁰ Die Einhaltung der kurzen Fristen erscheint in der Praxis ohne die Verletzung von Menschenrechten als kaum realisierbar.

4 § 30a) I Nr. 1 AsylG.

5 § 30a) III S. 1 AsylG.

6 § 30a) III S. 2 AsylG.

7 § 36 III S. 1 und S. 3 AsylG.

8 EuGH, Urt. v. 5. 11. 2014, Rs. C-166/13 (Mukarubega), ECLI:EU:C:2014:2336, Rn. 45; ders., Urt. v. 11. 12. 2014, Rs. C-249/13 (Boudjilida), ECLI:EU:C:2014:2431, Rn. 34.

9 EuGH, Urt. v. 22. 11. 2012, C-277/11 (M.), ECLI:EU:C:2012:744, Rn. 87; ders., Urt. v. 1. 10. 2009, C-141/08 P (Foshan Schunde Yongjijan Housewares & Hardware), ECLI:EU:C:2009:598, Rn. 83.

10 EuGH, Urt. v. 22. 11. 2012, C-277/11 (M.), ECLI:EU:C:2012:744, Rn. 88; ders., Urt. v. 18. 12. 2008, C-349/07 (Sopropé), ECLI:EU:C:2008:746, Rn. 50.

Zum einen erscheint eine ausreichende Vorbereitung auf die Anhörung, um sachdienlich und wirksam den eigenen Standpunkt vorzutragen, im Hinblick auf die Komplexität asylrechtlicher Aufenthaltstatbestände innerhalb von einer Woche kaum möglich. Zum anderen stellt sich die Frage, wie eine sorgfältige und genaue Untersuchung der vorgebrachten Gesichtspunkte innerhalb dieser kurzen Frist eine sachgerechte und rechtmäßige Entscheidung ermöglichen soll.

Das Recht auf eine individuelle Prüfung der konkreten Situation jedes einzelnen Flüchtlings wird zudem durch das Verbot der Kollektivausweisung, verankert in Artikel 4 des 4. Zusatzprotokolls zur Europäischen Menschenrechtskonvention (EMRK), verstärkt. Das Verbot der Kollektivausweisung schützt den Einzelnen vor allen Maßnahmen, mit denen er als Mitglied einer ganzen Gruppe von Ausländern zum Verlassen des Landes gezwungen werden soll, ohne dass eine angemessene individuelle Prüfung seines Einzelfalles stattgefunden hätte.¹¹ Jeder Person muss daher die Gelegenheit gegeben werden, Argumente gegen ihre Abschiebung gegenüber der Behörde auf individueller Grundlage vorzubringen.¹² Die Abschiebungsanordnung muss zudem aufgrund der individuellen Umstände jeder abgeschobenen Person getroffen werden, selbst wenn ihre Situation anderen Personen ähnelt.¹³

Im Hinblick auf die vorgesehene Zeitspanne von einer Woche für die Entscheidung über einen Asylantrag ist zweifelhaft, ob so eine individuelle und konkrete Prüfung der Umstände des Einzelfalles, vor allem auch in Anbetracht der derzeitigen Überlastung der zuständigen Stellen, überhaupt möglich ist. Die kurze Entscheidungsfrist birgt die Gefahr der Abschiebung von Personen allein aufgrund ihres Herkunftslandes und damit unter Verstoß gegen das Verbot der Kollektivausweisung.

11 EGMR, Urt. v. 20. 9. 2007 – 45223/05, Ziff. 81 (Sultani/Frankreich); ders., Entsch. v. 23. 2. 1999 – 45917/99 (Andric/Schweden).

12 Europäischer Gerichtshof für Menschenrechte, Entsch. v. 23. 2. 1999 – 45917/99, Ziff. 1 (Andric/Schweden).

13 CAHAR, Comments on the twenty guidelines on forced return, CM(2005)40addfinalE, 20. 5. 2005, Comment on Guideline 3 Nr. 2.

Sinn und Zweck des Anhörungsrechts sowie des Verbots der Kollektivausweisung ist zudem, dass neben den Gründen, Asyl zu gewähren, das Vorliegen von *Non-Refoulement*-Gründen geprüft wird. Als Folge einer mangelhaften Prüfung der vorgebrachten Gesichtspunkte innerhalb einer solchen kurzen Entscheidungsfrist droht die Abschiebung von Flüchtlingen in ein Land, in dem diese Folter oder einer unmenschlichen oder erniedrigenden Strafe oder Behandlung ausgesetzt sind, womit gegen Artikel 3 EMRK verstoßen würde.¹⁴

Weiterhin wird durch die kurze Frist von einer Woche zur Einlegung eines Eilantrages gegen eine ablehnende Entscheidung kein effektiver Rechtsschutz gemäß Artikel 13 EMRK gewährleistet.

Aus der Rechtsprechung des Europäischen Gerichtshofs für Menschenrechte (EGMR) zu Artikel 13 EMRK kann hergeleitet werden, dass Personen, gegen die eine aufenthaltsbeendende Maßnahme erlassen wurde, Zugang zu einem Rechtsanwalt haben müssen, um „effektiv“ von ihrem Recht auf Rechtsschutz Gebrauch machen zu können.¹⁵ Die Rechtsberatung muss zudem kostenlos sein, wenn ohne kostenlosen rechtlichen Beistand die Wahrnehmung zugänglicher Rechtsbehelfe nicht möglich ist.¹⁶ Ein Verstoß gegen das Recht auf einen wirksamen Rechtsbehelf nach Artikel 13 EMRK kann nach dem EGMR zudem vorliegen, wenn keine ausreichende Anzahl an Rechtsanwälten zur Verfügung steht, um Asylbewerber in ihrem Asylverfahren zu beraten.¹⁷

Da der Aufenthalt der Flüchtlinge während des Asylverfahrens auf den Bezirk der Ausländerbehörde beschränkt ist, indem die zuständige Aufnahmeeinrichtung liegt, sind sie auf Rechtsanwälte angewiesen, die von dort aus erreichbar sind. In den derzeit vorgesehenen Orten (Manching, Bamberg) der Aufnahmeeinrichtungen kann dies nach Einschätzung des

14 EKMR, Entsch. v. 6. 10. 1976 – 7317/75 (Lynas/Schweiz) dies., Entsch. v. 3. 5. 1983 – 10308/83 (Altun/Deutschland); EGMR, Urt. v. 28. 10. 1999 – 40035/98, Ziff. 38 (Jabari/Türkei).

15 EGMR, Urt. v. 22. 9. 2009 – 30471/08, Ziff. 114 (Abdolkhani und Karimnia/Türkei); EGMR, Urt. v. 15. 11. 1996 – 22414/93, Ziff. 154 (Chahal/Vereinigtes Königreich).

16 Mole/Meredith, *Asylum and the European Convention on Human Rights*, S. 123.

17 EGMR, Urt. v. 21. 1. 2011 – 30696/09, Ziff. 281, 319 (M.S.S./Belgien und Griechenland).

Deutschen Anwaltvereines nicht gewährleistet werden.¹⁸ Ein Verstoß gegen Artikel 13 EMRK wird daher kaum vermeidbar sein.

Problematisch ist zudem die Einschränkung von Abschiebungen aus medizinischen Gründen. Mit dem Asylpaket II ist vorgesehen, dass von einer Abschiebung nur bei lebensbedrohlichen oder schwerwiegenden Erkrankungen, die sich durch die Abschiebung wesentlich verschlechtern würde, abgesehen wird. Nicht ausreichend ist danach, dass eine lebensbedrohliche Krankheit vorliegt.¹⁹

Diese Regelung verstößt nicht gegen die Menschenrechte aus der EMRK und der Grundrechtecharta der Europäischen Union. Nach dem EGMR kann die Abschiebung an sich zwar ernsthaft die psychische Gesundheit einer Person beeinflussen und ein solches Trauma hervorrufen, dass sie selbst eine unmenschliche und erniedrigende Behandlung und damit eine Verletzung von Artikel 3 EMRK darstellt.²⁰ Eine Verletzung von Artikel 3 EMRK kann nach dem EGMR jedoch entgegengewirkt werden, wenn konkrete und notwendige Maßnahmen getroffen werden, um zu verhindern, dass sich die Bedrohung verwirklicht, indem zum Beispiel eine medizinische Begleitung bereitgestellt und ein spezielles Flugzeug gechartert wird sowie die notwendige Ausstattung während des Fluges an Bord vorhanden ist.²¹ Auch muss nach dem EGMR nachgewiesen werden, dass das Abschiebungsverfahren keine sofortigen lebensbedrohli-

chen Auswirkungen auf die Gesundheit haben würde.²² Damit ist zwar kein Verstoß der Regelung gegen die EMRK anzunehmen. In der Praxis droht mit der Regelung jedoch eine Ausweitung der Abschiebung von Kranken,²³ die einer wesentlichen Verschlechterung ihres Gesundheitszustandes ausgesetzt werden. Die Regelung ist daher als nicht hinnehmbar anzusehen.

Weiterhin ist nach der neuen Gesetzeslage nicht erforderlich, dass die medizinische Versorgung im Zielstaat mit der Versorgung in der Bundesrepublik Deutschland gleichwertig ist. Eine ausreichende medizinische Versorgung liegt nach Paragraph 60 VII des Gesetzes über den Aufenthalt, die Erwerbstätigkeit und die Integration von Ausländern im Bundesgebiet (AufenthG) in der Regel auch vor, wenn diese nur in einem Teil des Zielstaats gewährleistet ist. Ob die betroffene Person tatsächlich Zugang zu dieser medizinischen Versorgung hat, ist unerheblich.²⁴ Auch diese Regelung widerspricht nicht den Menschenrechten aus der EMRK. Nach dem EGMR verstößt eine Abschiebung erst gegen die EMRK, wenn durch sie ein Leiden hervorgerufen wird, das ein Mindestmaß an Schwere erreicht und damit eine „*unmenschliche oder erniedrigende Behandlung*“ nach Artikel 3 EMRK darstellt. Die Tatsache, dass die Situation der betroffenen Person, einschließlich ihrer Lebenserwartung, bedeutend reduziert wird, wenn sie aus dem Vertragsstaat abgeschoben würde, reicht nach dem EGMR nicht aus, um eine Verletzung nach Artikel 3 EMRK zu begründen.²⁵ Sind in dem Staat, in den die betroffene Person abgeschoben werden soll, eine medizinische Versorgung sowie Medikamente erhältlich, dann ist nach dem EGMR eine Abschiebung möglich, auch wenn die me-

18 http://anwaltverein.de/de/newsroom/sn-4-16-zum-gesetzentwurf-der-bundesregierung-zur-einfuehrung-beschleunigter-asylverfahren-33981?file=files/anwaltverein.de/downloads/newsroom/stellungnahmen/2016/DAV-SN_4-16.pdf S. 9 (16. 05. 2016).

19 http://www.institut-fuer-menschenrechte.de/fileadmin/user_upload/Publikationen/Stellungnahmen/Stellungnahme_des_Deutschen_Instituts_fuer_Menschenrechte_zum_Gesetzentwurf_der_Bundesregierung_zur_Einfuehrung_beschleunigter_Asylverfahren_so_genanntes_Asylpaket_II.pdf (16. 05. 2016).

20 EGMR, Entsch. v. 23. 2. 1999 – 45917/99, Ziff. 2 (Andric/Schweden); ders., Urte. v. 20. 3. 1991 – 15576/89, Ziff. 83 f. (Cruz Varas u.a./Schweden); ders., Entsch. v. 23. 2. 1999 – 45925/99, Ziff. 1 (Pranjko/Schweden).

21 EGMR, Entsch. v. 4. 7. 2006 – 24171/05 (Karim/Sweden); ders., Entsch. v. 7. 11. 2006 – 4701/05 (Ayegh/Schweden); ders., Entsch. v. 7. 10. 2004 – 33743/03 (Dragan u.a./Deutschland).

22 EKMR, Entsch. v. 15. 5. 1996 – 26985/95 (Poku u. a./Vereinigtes Königreich).

23 https://www.proasyl.de/wp-content/uploads/2016/02/PRO_ASYL-Stellungnahme_Gesetzentwurf_Beschleunigte_Asylverfahren_16.2.2016.pdf S. 7 (16. 05. 2016).

24 http://www.institut-fuer-menschenrechte.de/fileadmin/user_upload/Publikationen/Stellungnahmen/Stellungnahme_des_Deutschen_Instituts_fuer_Menschenrechte_zum_Gesetzentwurf_der_Bundesregierung_zur_Einfuehrung_beschleunigter_Asylverfahren_so_genanntes_Asylpaket_II.pdf (16. 05. 2016).

25 EGMR, Urte. v. 27. 5. 2008 – 26565/05, Ziff. 42 (N./Vereinigtes Königreich); ders., Urte. v. 2. 5. 1997 – 30240/96, Ziff. 54 (D./Vereinigtes Königreich).

dizinische Versorgung nicht dem Standard in dem Staat, in dem sich der Betroffene aufhält, entspricht.²⁶ Auch die Zugänglichkeit der medizinischen Behandlung in dem Herkunftsstaat spielt nach dem EGMR eine untergeordnete Rolle.²⁷ Unter Anwendung der Rechtsprechung des EGMR würde daher zwar kein Verstoß gegen die EMRK begründet. Dennoch ist diese Regelung als unverhältnismäßig einzustufen, da die Flüchtlinge in ein Land abgeschoben werden können, in dem sie offensichtlich einem lebensbedrohlichen Leiden ausgesetzt sind.

Verschärft wird die Situation von erkrankten Flüchtlingen durch die Einführung höherer Standards für ärztliche Attests, die die betroffene Person unverzüglich vorlegen muss. Wird diese Pflicht, das ärztliche Attest unverzüglich vorzulegen, verletzt, darf die zuständige Behörde das Vorbringen des Ausländers zu seiner Erkrankung nicht berücksichtigen.²⁸ Nach Einschätzung der Bundestherapeutenkammer ist es jedoch kaum möglich, innerhalb einer Woche ärztliche oder psychotherapeutische Gutachten zu beschaffen, die belegen, dass eine Abschiebung lebensbedrohlich ist.²⁹ Es besteht daher die Gefahr, dass aufgrund der kurzen Frist lebensbedrohliche Krankheiten nicht als solche eingeschätzt werden oder dass das ärztliche Attest nicht in der vorgesehenen Frist vorgelegt werden kann. Als Folge droht die Abschiebung von Personen, die in ihrem Herkunftsland einem Leiden ausgesetzt werden, dass das vom EGMR geforderte „*Mindestmaß an Schwere*“ erreicht und damit gegen Artikel 3 EMRK verstoßen wird. Die Regelung scheint daher in der Praxis nicht umsetzbar, ohne gegen Menschenrechte zu verstoßen.

Mit der Einführung des beschleunigten Verfahrens für Flüchtlinge ohne Bleibeperspektive in Deutschland droht damit die Verletzung verschiedener Menschenrechte, darunter eine Verletzung des Verbots der Folter nach

26 EGMR, Entsch. v. 22.6.2010 – 50068/08, Ziff. 60 (Al-Zawatia/Schweden); ders., Entsch. v. 15.11.2005 – 8628/05 (Rrustemaj u. a./Schweden).

27 EGMR, Urt. v. 20.12.2011 – 10486/10, Ziff. 81 (Yoh-Ekale Mwanje/Belgien).

28 § 60a Abs. 2d) AufenthG.

29 http://www.bptk.de/uploads/media/20160203_2016-02-01_STN_BPtK_Einfuehrung_beschleunigter_Asylverfahren.pdf S. 4 (16.05.2016).

Artikel 3 EMRK, des Verbots der Kollektivausweisung nach Artikel 4 des 4. Zusatzprotokolls zur EMRK sowie eine Verletzung des Rechts auf effektiven Rechtsschutz nach Artikel 13 EMRK. Das Ziel, mit den Regelungen des Asylpakets II die Zahl der Asylanträge durch eine schnellere Bearbeitung zu senken und Rückführungen zügiger durchzusetzen,³⁰ geht damit zulasten des menschenrechtlichen Schutzes von Flüchtlingen ohne Bleibeperspektive. Ihre Menschenrechte sowie der Sinn und Zweck des Asylverfahrens, der unter anderem darin besteht, die Flüchtlinge vor Folter oder unmenschlicher oder erniedrigender Behandlung nach Artikel 3 EMRK zu schützen, wird durch diese Regelungen nahezu vollständig ausgehebelt und die Erfüllung der Schutzpflicht des Staates umgangen.

Zur Person Maren-Kathrin Diekmann

Maren-Kathrin Diekmann, 1984 in Achim geboren, 2004 bis 2009 Studium der Rechtswissenschaft an der Georg-August-Universität Göttingen, seit 2015 Justiziarin der Gemeinde Weyhe, von 2012 bis 2015 wissenschaftliche Mitarbeiterin am Lehrstuhl für öffentliches Recht, Europarecht und Rechtsvergleichung am European Legal Studies Institute der Universität Osnabrück, in diesem Rahmen Promotion mit dem Thema „Menschenrechtliche Grenzen des Rückführungsverfahrens in Europa“.

30 BT-Drs. 18/7538, S. 1.

ZWISCHEN DEN ZEILEN

Birgit Lang

Prolog: Heimatlosigkeit

„Als staatenloser Palästinenser erblicke ich im Flüchtlingslager im Libanon das Licht der Welt.

Eine lange Reise hat mich nach Deutschland geführt.

Kann ich irgendwann nach Palästina zurück?

Bekomme ich je einen deutschen Pass?

Oder bleibe ich mein Leben lang nur geduldet und auf der Suche nach Asyl und Heimat?“

Ein scheinbar ganz normaler Klassenraum. Acht junge Männer sitzen an großen Schultischen vom Typ Holzimitat, an deren Seitenleisten sich ihre Vorgänger mit eingeritzten Lebenszeichen verewigt haben. Alle Augen ruhen gebannt auf der Tafel. Dort reihen sich – noch ungeordnet – Worte aneinander, die später ein Gedicht ergeben werden.

Eine Pädagogin erklärt, wie man auch einfache, alltägliche Dinge und Sachverhalte mit sprachlichen Bildern beschreiben und anschaulich machen kann. Gemeinsam suchen sie nach Beispielen. Später greifen die Jugendlichen zu ihren Stiften und füllen die leeren Blätter vor sich mit Worten, Sätzen, Gedichten und kleinen Geschichten, während die Sonne durch die Fenster scheint, welche durch stabile, weiße Gitter gesichert sind.

Die Szene beschreibt einen Schreibworkshop mit männlichen Jugendlichen und Heranwachsenden in einem Berliner Gefängnis. Die Teilnehmer haben eines gemeinsam: Sie alle haben Migrationserfahrungen, sind aus ihren Heimatländern geflohen und sind jetzt hier in Deutschland mit dem Gesetz in Konflikt geraten. Mit den ihnen zur Verfügung stehenden sprachlichen Mitteln und der Unterstützung von Künstlerinnen und

Künstlern sowie Pädagoginnen und Pädagogen fassen sie ihre Lebenswege in Worte und bringen sie zu Papier.

Ahmed¹ beispielsweise verließ Syrien als 14-jähriger Junge. Von seinen Eltern wird er in den Bürgerkriegswirren getrennt. Sein Großvater bleibt seitdem seine einzige Bezugsperson. Als dieser merkt, dass sein eigenes Leben zu Ende geht, schickt er seinen Enkel mit den letzten Ersparnissen auf den Weg nach Europa – auf den Weg in die Freiheit und in den Frieden. Ahmed folgt den anderen aus seinem Dorf und landet nach mehreren Monaten in Deutschland. Die ganze Zeit war er auf sich alleine gestellt. Hat gehungert. Hat das Leid und Elend der anderen Mitflüchtlinge hautnah miterlebt. Erst als er ein Schiff nach Italien besteigt, glaubt er zum ersten Mal daran, dass er Europa und damit die versprochene Sicherheit und den Frieden wirklich erreichen könne.

Omar kommt aus einer afrikanischen Großfamilie. Er hat nie eine Schule besucht. Auf die Frage, warum er nach Europa gekommen ist, antwortet er kurz, aber sehr authentisch: „Hunger!“ Seine Mutter habe abends oft aus Not und Verzweiflung so lange Suppe – eigentlich nur heißes Wasser – gekocht, bis die hungrigen Kinder irgendwann eingeschlafen seien und die knurrenden Mägen vergessen hätten.

Seine Geschwister Nubia, Amanuel, Taio, Pakka, Ivie und er verlassen Eritrea und wagen den Schritt ins Ungewisse. Auf der Reise verlieren sie sich und schließlich landet jeder von ihnen in einem anderen Teil der Welt. Omar bleibt lange in Spanien, wird dort straffällig und setzt aus Angst vor einer Inhaftierung seine Flucht fort, die ihn schließlich nach Deutschland führt. Seine beiden Schwestern bleiben auf dem afrikanischen Kontinent und haben mittlerweile eigene Familien gegründet. Die Flucht führt Amanuel und Taio nach Griechenland und Italien, wo sie auf die Weiterreise nach Deutschland warten. Von Pakka – kein Lebenszeichen.

¹ Zum Schutz der genannten Personen sowie ihrer Persönlichkeitsrechte sind alle Namen im Beitrag geändert.

Ganz unterschiedliche Fluchtgeschichten und alle führen nach Berlin und in diesem besonderen Fall am Ende auch ins Gefängnis.

Alle Anwesenden des Schreibworkshops haben in ihren Heimatländern Elend, Hunger oder Krieg erlebt, haben sich fast noch als Kinder auf eine ungewisse Reise begeben. Auf der Flucht haben sie Dinge erlebt, die erschreckend, verängstigend und häufig sogar traumatisierend sind. Sie haben vertraute Menschen verloren und neue Menschen kennengelernt, haben ihnen notgedrungen vertraut und wurden oft bitter enttäuscht. Sie haben nicht nur Gewalt und Not zurückgelassen, sondern meist auch ihre Familie und damit die Menschen, die ihnen bisher Orientierung und Rückhalt gaben – denen sie vorbehaltlos vertrauen konnten. So entwickelten sie auf ihrer Flucht ganz eigene Schutzmechanismen und Bewältigungsstrategien. Den Erfahrungen von Überlebenskompetenz und Anpassung stehen aber allzu oft auch das Erleben von der eigenen Ohnmacht und Verletzlichkeit gegenüber.

Als unbegleitete, minderjährige Flüchtlinge finden alle acht Teilnehmer des Workshops in Deutschland zunächst Aufnahme in speziellen Not- und Erstaufnahmeeinrichtungen. Die Mehrzahl von ihnen wartet monatelang bis zur Registrierung und Antragstellung, womit sich der Zeitraum ihres unsicheren Aufenthalts verlängert und sich gleichzeitig die Chance zur Integration verzögert. Prekär wird die Situation insbesondere für die Jugendlichen, denen eine geringe Bleibeperspektive in Aussicht gestellt wird. Die unübersichtliche Gesetzeslage und sich daran anknüpfenden Restriktionen – wie zum Beispiel die fehlende Arbeitserlaubnis – führen bei ihnen zu massiven Handlungsunsicherheiten, schüren das Gefühl des Ausgeschlossenenseins – der eigenen Wertlosigkeit. Massive Kränkungen, unbearbeitete Gewalterlebnisse und fehlendes Selbstwertgefühl führen zu einer Traumatisierung und sind möglicherweise Gründe, warum es diesen Jugendlichen in vielen Fällen nicht gelingt, auf ihre Ressourcen zurückzugreifen und aktiv handelnd ihre Zukunft in die Hand zu nehmen. Die dabei entstehende Unsicherheit kompensiert der eine mit domi-

nant-machohaftem Auftreten, den anderen macht sie verführbar für einfache Wahrheiten und Angebote. Sie alle wollten und wollen Teil unserer Gesellschaft sein, waren und sind aber auch verunsichert von einer neuen Kultur, die mit viel Freiheit und einer hohen Anforderung an die eigene Entscheidungsfähigkeit aufwartet.

So berichtet beispielsweise Mohammed, dass er die neuen Chancen und Möglichkeiten nicht nur als Gewinn empfindet, sie überfordern ihn auch. Scheinbar ist alles machbar, aber die Hürden sind in Wahrheit doch groß. An die Stelle der Eltern und der Religion, die ihm bisher gesagt haben, was richtig und was falsch ist, tritt er selbst. Jetzt muss er die Entscheidungen treffen, sich einschränken, sich zurücknehmen und Gut von Böse, legal von illegal trennen. Er hat sich eines Tages dafür entschieden, dass er auch Markenschuhe und gute Klamotten tragen und mit seinen Freunden in einem teuren Auto durch die Stadt cruisen möchte. Schnelles Geld verdient man, indem man Drogen verkauft, das zumindest versprechen die Männer, die vor seinem Wohnheim warten und ihn täglich ansprechen. Oft ist er an ihnen vorbeigegangen, doch irgendwann bleibt er stehen.

Mohammed hat auf seiner langen Reise gelernt, niemandem zu vertrauen. Immer wieder wurde er hintergangen, er ist misstrauisch geworden. Er fühlt sich in Konfliktsituationen unterlegen, schaltet dann in den Verteidigungsmodus. Seine Eltern und Geschwister sind in seinem Leben für ihn die letzte Festung, allerdings sind die Mitglieder seiner Familie über die ganze Welt verstreut. Als jemand seine Schwester beleidigt, sieht er rot. Die ganze Wut, die angestaute Enttäuschung offenbaren sich und die Fäuste landen erbarmungslos im Gesicht seines Gegenübers.

Jetzt sitzen sie alle hinter Gittern. Die Gründe sind so vielfältig wie die Urteilssprüche und ihre Lebensgeschichten. Ähnlich wie bei ihren Mitgefangenen, die nicht aus einem fremden Land geflüchtet sind, dreht sich die Frage nach Resozialisierung oft um ein gekränktes und gedemütigtes Selbstwertgefühl, das behutsam gestärkt und aufgebaut werden muss, um sie dabei zu unterstützen, aus dem Gefühl der Unterlegenheit her-

auszufinden und aus eigenem Antrieb zu selbstbewussten und konstruktiv denkenden Individuen zu werden.

Hier im Schreibworkshop können sie sich alles von der Seele schreiben, was tief in ihrem Herzen ist. Der Prozess des *creative writing* als methodische Ergänzung des Sprachunterrichts entwickelt in diesem Moment seine kathartische und affektive Wirkung. Die biografischen Bezüge der selbstverfassten Texte werden von Stunde zu Stunde intensiver. Omar sagt: „Hier kann ich alles rauslassen, was ich fühle, über meine Vergangenheit, meine Lebensgeschichte schreiben. Das gefällt mir und deshalb mach ich mit.“

Beim Auftritt in der Aula des Gefängnisses tragen sie schließlich ihre ganz persönlichen Texte aus dem Workshop einem öffentlichen Publikum vor. Ahmed traute sich bis zuletzt nicht, seine Geschichte auf der Bühne vorzutragen. Jetzt steht er aufrecht da, Omar und Mohammed stehen mit dem Rücken zum Publikum neben ihm. Er spricht laut und deutlich Zeile für Zeile. Als er ins Stocken gerät, spricht Omar seinen Text weiter und überlässt ihm wieder die Führung, als Ahmed seine Fassung zurückgewinnt. Danach sprechen Mohammed und Jousef ihr Gedicht aus dem Publikum heraus und richten ihre Fragen direkt an die Zuhörer: „Wie soll man sich ändern, wenn die anderen einem keine Chance dazu geben?“

Mit dem Applaus erleben sie, dass sich andere für ihre Geschichten interessieren und wertschätzen, dass sie sich kritisch und reflektiert mit ihrer Vergangenheit auseinandersetzen, dass sie ihr Verhalten infrage stellen und ihr Ich Stück für Stück neu definieren.

Ahmed schreibt immer noch, verarbeitet seinen Alltag, indem er seine Erlebnisse in bilderreiche Sätze fasst. Demnächst wird er bei einer *Spoken-Word*-Veranstaltung außerhalb der Gefängnismauern seine Gedichte und Geschichten vortragen. Tagsüber darf er das Gefängnis bereits verlassen. Er nimmt an einer beruflichen Orientierungsmaßnahme teil und hofft auf eine Arbeitserlaubnis. Sobald er Geld verdient, möchte er eine Familie gründen und endlich ankommen.

Mohammed freut sich auf den nächsten Schreibworkshop im Gefängnis und hofft, dass sein Anwalt in der Zwischenzeit die drohende Abschiebung abwenden kann.

Omar weiß seit zwei Wochen, dass seine Mutter auch in Deutschland ist und ihn besuchen möchte. Sie wohnt in einer Erstaufnahmeeinrichtung in Cottbus und hat Kontakt zu ihm aufgenommen. Am Telefon berichtet sie von seinen Geschwistern. Aber auch sie weiß nicht, wo sein Bruder Pakka ist und ob es ihm gut geht.

Epilog

„Was machst du, wenn jemand Unrecht begeht?

Ich begegne ihm trotzdem mit Liebe.

Was machst du, wenn er dir noch mal unrecht tut?

Soll ich aufhören ein guter Mensch zu sein, nur weil er nicht aufhört ein schlechter zu sein?“

Zur Person Birgit Lang

Birgit Lang ist Sozialwissenschaftlerin und Mediatorin. Sie arbeitet seit 14 Jahren in der Jugendstrafanstalt Berlin. Dort ist sie als pädagogisch-wissenschaftliche Mitarbeiterin, unter anderem für das Projekt „*PeerMediation* hinter Gittern“ sowie den Alphabetisierungs- und Grundbildungsbereich verantwortlich. Seit April 2015 leitet sie zusammen mit Isabel Ferrin-Aguirre von *no boundaries* e. V. das kreative Schreibprojekt „*Behind Bars*“.

WIR FAHREN IN DEN URLAUB, ABER SAG ES NIEMANDEM

Mehrdad Zaeri-Esfahani

Isfahan ist die zweitgrößte Stadt im Iran. Eine Millionenmetropole. Die ehemalige Hauptstadt. Heute ist es Teheran. Ich stamme aus Isfahan. Meine Geburtsstadt hat sehr viele alte Stadtteile und ein weltberühmtes historisches Zentrum. In ihr gab es auf der einen Seite eine sehr fromme Gesellschaftsschicht, die Basaries, die auf den traditionellen Basaren handelten und verkauften, und auf der anderen Seite die moderne Stadt Isfahan. Mit ihren jungen Menschen, die an den Universitäten studierten. Ihren Künstlern und Musikern.

Mit 14 Jahren verließ ich 1985 Isfahan und damit den Iran in einer Nacht- und Nebelaktion. Damals war es jungen Männern ab 15 Jahren untersagt, das Land zu verlassen, da sie als Reservisten für den Iran-Irak-Krieg benötigt wurden. Ich war fast 15 Jahre alt und meine Eltern mussten schnell handeln, damit man mich nicht für den Krieg einziehen konnte. Da ich in unserer Familie das älteste Kind war, fragte mich mein Vater, ob wir das Land verlassen oder in Isfahan bleiben sollten.

Ich stamme aus einer wohlhabenden Familie. Mein Vater war in Isfahan ein bekannter Chirurg. Der medizinische Standard im Iran war und ist heute noch sehr hoch. Die besten Ärzte der Welt stammen meist aus dem Iran.

Bleiben oder die Heimat verlassen? Mein Vater gab mir zu bedenken, dass er mir künftig keine teuren Turnschuhe und keine Jeans mehr kaufen könne. Wir nur noch sehr wenig besitzen würden. Ich überlegte nicht lange und begann zu tanzen, da ich nicht in den Krieg ziehen wollte. Ich wollte dorthin, wo die Menschen frei wären.

Meine Eltern hatten sich schnell entschieden und untersagten mir strengstens mit anderen darüber zu sprechen, was wir eigentlich vor-

hatten: „Wir fahren in den Urlaub, aber erzähl es niemandem!“ Wir flohen in die Türkei. In das einzige Land, in dem man als Iraner kein Visum brauchte. Dort wollten wir dann schauen, wie wir weiterkommen würden. Und so kam es auch. Wir packten und fuhren mit einem Reisebus nach Istanbul. Der Reisebus war voller unterschiedlicher Gefühle. Teilweise sehr hoch. Teilweise sehr tief. Ständig wechselten sie sich ab. Einer der prägendsten Momente meines Lebens war, als ich in diesen Bus einstieg. Es war ein früher, dunkler Morgen. Ich vermute vier oder fünf Uhr. Alle Menschen, die wir liebten, standen am Busterminal. Sie warteten, um uns zu verabschieden. Es waren unsere besten Freunde und engsten Verwandten. Großeltern. Cousins. Tanten. Alle! Sie waren die Einzigen, die wussten, dass wir nicht in den Urlaub fahren würden. Dann fuhr der Bus los. Ich war euphorisch, war doch ich der, der entschieden hatte, Isfahan zu verlassen. War so glücklich, dass wir vielleicht in ein Land fahren würden, dass viel freier als der Iran wäre. Wo man besser leben könnte. Verstand nicht, dass manche Menschen, die am Terminal standen, weinten. Dachte mir: ‚Es ist doch toll, dass wir in die Freiheit fahren.‘ ‚Warum weint ihr denn?‘ Doch als der Bus losfuhr und ich sah, wie die weinende Menschenmenge immer kleiner wurde, desto klarer wurde mir: ‚Schau sie dir ganz genau an, denn du wirst sie nie wieder sehen!‘ Schnell noch gucken, bevor sie im Nichts der Heimat verschwinden. Plötzlich brach in mir die Welt zusammen. Die anfängliche Euphorie kippte schlagartig in bittere Traurigkeit. Bis kurz vor die Grenze der Türkei. Acht Stunden lang. Ich, meine ganze Familie, wir weinten bitterlich. Und ich verstand auf einmal die weinenden Menschen vom Terminal. Desto näher wir aber an die türkische Grenze kamen, desto mehr kehrte in uns die Euphorie zurück.

Durch den kalten Winter war der Verkehr zusammengebrochen. Zwei Tage lang warteten wir an der türkischen Grenze. Doch als wir über die Grenze kamen, tanzten alle und drehten die Musik auf. Die Menschen wurden vor Glück albern im Bus. Die Euphorie der Freiheit war ausgebrochen. Die gesamte Busfahrt war ein Wechselbad der Gefühle. Der Extreme.

Die erste Erfahrung in der Türkei war der *Duty-free-Shop*. Jeder von uns kaufte sich Schokolade. Toblerone. Der Busfahrer aber kaufte nur Zigarettenschachteln. In großen Mengen. Wir fragten ihn, warum er das täte. „Das werdet ihr sehen!“, antwortete er. Als wir weiterfuhren, wurden wir alle paar Kilometer von der Polizei angehalten, die dem Fahrer erklärte, was alles nicht an seinem Bus stimmen würde und dass sie ihn nun festnehmen werde. Der Busfahrer gab ihnen einfach eine Schachtel Zigaretten und alles war auf einmal mit dem Bus in Ordnung. Wie gestrandete Wale, die sich nach der Freiheit sehnten, ohne jegliche Rechte erreichten wir an einem sehr, sehr kalten Wintertag Istanbul. Diese Stadt zwischen Europa und Asien war, und vielleicht ist sie es heute noch, eine Stadt, in der jeder versuchte an etwas heranzukommen. Meistens war es das Geld. Ständig musste man Leute kaufen. Mein Vater den Schuldirektor. Sogar den Bürgermeister. Eines Tages war er in seinem Büro, weil ihm versprochen wurde, wenn er 40.000 Dollar „investiert“, dann würde er für die ganze Familie eine Arbeits- und Aufenthaltsgenehmigung in der Türkei bekommen. Es war nur ein Trick, aber der Bürgermeister schaffte es nicht, meinen Vater über den Tisch zu ziehen. Uns war klar: Wir müssen die Türkei schnell verlassen. Sie war nur ein Sprungbrett. Wie für die meisten aus dem Iran.

Der Wunsch meiner Eltern war ein Land, in dem man Englisch spräche. Am besten England, die USA oder Kanada. Aber nach und nach wurde uns klar, dass dies nicht möglich war. Wir bekamen einfach kein Visum. Von allen Ländern haben wir klar zu erkennen bekommen, dass wir keine Chance hatten, diese Länder zu betreten. Die Illusion war geplatzt. Doch wir fanden heraus, dass die DDR Visa für Iraner ausstellte. Wir wollten natürlich nicht in die DDR, aber es hatte sich herumgesprochen, dass diese nur ein 30-stündiges Visa ausstellt, um über die innerdeutsche Grenze in den Westen flüchten zu können. Am 24. Dezember erreichten wir um zwei Uhr morgens die DDR, die wir kaum sahen. Wir stiegen in eine S-Bahn, die man uns nannte, ein und sind übergefahren. Fertig! Wir wunderten uns, wie schnell das ging. Hatten wir uns doch auf eine lange Reise eingestellt. Letztlich waren es nur wenige Stationen, als man uns

plötzlich sagte: „Sie sind jetzt in der BRD!“ Es war unglaublich für uns. Wir hatten das Prinzip noch nicht verstanden gehabt, dass Berlin eine Stadt war, die in zwei Ländern lag. Und beide hießen Deutschland. Mit einer Mischung aus der Euphorie eines Neuanfangs und Enttäuschung begann unser Leben im Westen Deutschlands.

Im Iran hatten wir genauso viele Vorurteile einem Deutschen gegenüber wie ein Deutscher einem Iraner gegenüber hatte. In Isfahan dachte ich immer, in Deutschland sei alles schwarz-weiß. Waren doch alle naturwissenschaftlichen Filme, die wir in der Schule sahen, so gedreht. Mein Bild von Deutschland bestand nicht in Farbe. Und alles, was im Iran gut war, war meist *Made in Germany*. Daher vertrat man die Meinung, in einem Land, in dem so viele tolle Dinge entwickelt werden, da muss es doch ganz gut zum Leben sein.

Heute hat man durch die sozialen Medien und das Internet ein sehr klares Bild vom Westen. Man weiß, wie toll es ist, in einem demokratischen, freien Land zu leben. Deswegen möchten gerade heute so viele nach Deutschland. Viele über die Balkanroute.

Einige Menschen in der BRD waren nicht gut zu uns. Es gab wie heute eine große Feindseligkeit in der Gesellschaft. Ressentiments wäre viel zu milde ausgedrückt. Wir wurden auf der Straße beschimpft: „Warum geht Ihr nicht nach Hause. Geht! Ihr nehmt uns hier alles weg!“ Das habe ich sehr oft gehört. Die Ängste in der Gesellschaft von damals wiederholen sich heute. Es gab aber auch die anderen, die uns beistanden und halfen. Ihnen haben wir zu verdanken, dass wir nicht auf unserem Wege gefallen sind. Uns wurde aber immer klarer, wie bettelarm wir auf einmal waren. Genau das Gegenteil von dem, was wir in Isfahan waren, waren wir in Deutschland. Wir hatten nichts und wurden somit auch nicht in der Gesellschaft geachtet. Das kannte ich bis dahin nicht.

Nach vier Monaten in einem Flüchtlingsheim hatte man uns von Berlin über ein weiteres Flüchtlingsheim in Karlsruhe nach Heidelberg geschickt. Wir bekamen eine Wohnung. Für uns ein erster Schritt in Richtung Nor-

malität. Wir fühlten uns wieder wie Menschen. In zwei Gerichtsverfahren wurde unser Asylgesuch abgelehnt. Und ein drittes wurde erst gar nicht mehr zugelassen. Wir warteten auf die Abschiebung und wussten nicht wann. Da der Iran ein Land ist, in dem die Opposition gefoltert und verfolgt wird, durften sie uns nicht abschieben. Aber wir mussten trotzdem immer bereit sein, weil wir jederzeit abgeschoben werden könnten, sobald sich die Situation im Iran ändern würde oder man diese anders beurteilte. Also haben wir Jahre lang eine Duldung ertragen müssen. Praktisch wie Folter. Alle zwei Monate bekamen wir einen Stempel auf einen Zettel, damit wir uns in Deutschland ausweisen konnten. Nach den zwei Monaten mussten wir wieder zum Amt, um einen neuen „Duldungs-Stempel“ zu bekommen. Bekommt man den Stempel nicht, dann muss man weg – das sagen sie einem unmissverständlich. Es kann aber auch sein, dass die Polizei innerhalb der zwei Monate kommt und einen einfach mitnimmt. Das weiß niemand so genau. Aufgrund der politischen Situation im Iran wurden wir nicht abgeschoben. Unser Glück im Unglück! Man konnte uns nicht zurückschicken. So erhielten wir die Duldung in Deutschland und wurden ertragen. Vier Jahre lang.

Als ich endlich in die Schule gehen durfte, war es für mich ein weiterer Schritt in Richtung Normalität. Und es tat gut. In der Schule war es für mich sehr, sehr schwierig. Ich konnte zu wenig Deutsch und dachte in Persisch. Und dann musste ich erst noch die ganzen Eigenheiten meiner Mitmenschen verstehen. Die Umgangsweisen in der Gesellschaft – ein Buch mit sieben Siegeln. Ich hatte überhaupt keine Ahnung, was die Menschen warum machen. Um meinen Mitschülern zu beweisen, dass ich ein kulturell gebildeter Mensch und kein Barbar bin, wie sie von mir dachten, sei es ganz gut, wenn ich ihnen zeigen würde, dass ich Höflichkeit beherrsche. So dachte ich. Das heißt, ich habe alle gesiezt. Ich dachte mir, wenn ich das so mache, denken sie alle ‚Wow, was für ein toller Typ‘. Es war genau das Gegenteil. Sie fanden mich total dämlich. Und wenn ich ein Mädchen gut fand, dann wollte sie überhaupt nichts mit mir zu tun haben. Ich meine, welche Schülerin steht schon auf einen Jungen, der sie

siezt? Ich fing an zu beobachten. Einfach zu schauen, wie sich meine Mitschüler verhielten. Und abends im Bett vor dem Einschlafen habe ich alles analysiert. Habe mir überlegt, was ich falsch gemacht habe. Und was ich am anderen Tag anders machen sollte, um dann zu gucken, ob es funktioniert. Ich begann den „erfolgreichsten“ Jungen in meiner Klasse zu beobachten, die Mädchen hatten sich alle in ihn verliebt und die Jungs waren immer mit ihm auf Partys. Und genau dieser sperrte eines Tages eines der süßesten Mädchen in der großen Pause in der Toilettenkabine ein. Sie versuchte 20 Minuten lang herauszukommen. Er ließ es nicht zu. Sie schrie und klopfte an die Tür. Die anderen Schüler kamen und ich dachte, sie wird ihn nie wieder anschauen. Sie wird ihn hassen, wenn sie wieder rauskommt. Doch am Ende der Pause kam sie aus der Toilettenkabine, lachte ihn an und gab ihm einen frechen Klaps auf den Hintern. Ich dachte mir, dann muss man sich wohl genau anders verhalten, als ich es mit meiner Höflichkeit tat. Man muss ein Arschloch sein, um gut anzukommen. Um sexy zu sein.

Zu Hause hatte ich nicht viel zu tun und viele Freunde hatte ich auch nicht. Ich war sehr einsam. Ich begann zu zeichnen. Wollte ja schon immer gern zeichnen. Und jetzt, da wir ein Zuhause hatten, konnten wir alle etwas Ruhe finden. Ich mochte Popmusik. Liebte Michael Jackson und Madonna. Und so versuchte ich ihre Gesichter aus der Bravo zu porträtieren. Sauber trennte ich die Bilder meiner Idole heraus und zeichnete eine Art Raster auf sie. Quadrant für Quadrant übertrug ich ihre Gesichter auf mein Zeichenpapier – es klappte gut. Ich zeichnete sie nicht, um damit jemanden zu beeindrucken. Wusste ja auch nicht, dass man mit so etwas überhaupt jemanden beeindrucken könnte. Ich zeichnete einfach nur, weil es mir gut tat.

Eines Morgens hatte eines der Mädchen, das mich vorher nie registriert hatte, eine der Zeichnungen gesehen. Ein Porträt von Madonna. Sie war begeistert. „Wahnsinn! Das ist ja so schön. Hast Du das gezeichnet?“ Zum ersten Mal hatte sie mich überhaupt beachtet. Und dann kam das zweite Mädchen und das dritte, die auch eine Zeichnung von mir haben

wollten. Irgendwann gab es eine richtige Liste mit Namen der Mädchen. Auch von den Parallelklassen. Und so fand ich immer mehr Freunde. Auf einmal wurde mir klar: Das ist eine Fähigkeit! Eine Möglichkeit, wahrgenommen zu werden. Sogar die Jungs fanden es cool. Ich war überall eine Niete. In Naturwissenschaften nicht, aber dafür wirst du von den Mädels nicht geliebt. Wenn du gut bist in Mathe, bist du eher ein Streber. Aber wenn du gut zeichnen kannst oder gut in Musik und Sport bist, das sind die knackigen Talente, um an die Mädels ranzukommen. So begann ich mit dem Zeichnen. Als ich die Schule beendete, wusste ich, dass ich Künstler werden wollte. Ich wollte eigentlich schon in der 11. Klasse aufhören. Ich machte das Abitur nur, weil es sich meine Eltern so sehr wünschten.

Das Abitur war nichts, womit ich mich identifizieren konnte. Oder wollte. Mein Ziel war, mein eigenes Leben zu leben. Von meinen Eltern weg mit Freunden in eine WG zu ziehen. Mein eigenes Leben, das war mir ganz klar, ist die Kunst. Also die Möglichkeit, bis zum Ende, wann immer es auch ist, jeden Tag Bilder zu malen. Es gab aber eine ganze Reihe von Problemen. Zum Beispiel das Geldverdienen. Ich wollte nicht studieren. Kein Praktikum und keine Ausbildung machen. Nichts! Es gab Konflikte. Meine Eltern und Freunde meinten, es sei eine Spinnerei, nicht zu studieren oder keine Ausbildung zu machen. Sie machten sich Sorgen, dass ich die wichtigste Zeit meines Lebens verpassen würde. Ich musste einen Job finden. Und so wurde ich Taxifahrer in Heidelberg. Fast neun Jahre lang habe ich nachts als Fahrer mein Geld verdient. Das Taxifahren war sehr schön und aufregend. Abenteuerlich. Ich führte mit vielen nächtlichen Fahrgästen viele offene und ehrliche Gespräche. Redete mit ihnen über das Leben. Das Taxifahren war ein Teil meines Lebens als Künstler. Es fühlte sich sehr frei an. Ich fuhr ohne Funk und wartete auf den zentralen Plätzen in Heidelberg, am Universitätsplatz oder am Hauptbahnhof, bis sich ein Gast für mich als seinen Fahrer nach irgendwohin entschied. In den Wartezeiten hörte ich viel Deutschlandfunk oder SWR2. Kulturradiosendungen. Hörspiele. Diskussionen und währenddessen zeichnete ich meine Bilder, die ich dann tagsüber rahmte oder zu anderen Arbeiten

zusammencollagierte. Aus diesen Zeichnungen im Taxi entstand meine erste Ausstellung. Ich lebte zwei Leben. Einmal das des Künstlers am Tag und einmal das des Taxifahrers in der Nacht.

Wie sonst auch in meinem Leben begann die bevorstehende Veränderung, das Ende meiner Taxifahrten, 2001 mit einem kurzen, aber dennoch klaren Sekundengedanken. Jetzt ist Zeit aufzuhören! In den Jahren als Fahrer hatte ich relativ viel Erfolg mit meiner Kunst. Selbstorganisierte Ausstellungen – ich verkaufte regelmäßig. Irgendwann dachte ich mir, jetzt muss ich den Schritt in die Selbstständigkeit machen. Zum Glück wusste ich damals nicht, was das bedeutete. Ich sagte meinem Chef, dass ich nicht mehr fahren würde, und ab da hatte ich Tag und Nacht Zeit, meine Bilder zu zeichnen. Mein Traum war jedoch immer ein Illustrator zu sein. Plakate, CD-Cover oder Kinderbücher zu illustrieren. Das war immer mein Traum. Wenn man die fast neun Jahre als Taxifahrer dazu zählt, versuchte ich es 15 Jahre lang, einen Verlag zu finden. Aber niemand war interessiert. Doch nie vergaß ich das Ziel, jeden Tag zu malen. Ich dachte mir, was ich damit erreiche, ist weniger wichtig. Wichtig ist, dass ich bis zum Ende meines Lebens jeden Tag male. Wenn ich das schaffe, habe ich viel erreicht.

2006 bekam ich eine Nachricht von einem Verlag. Aus Frankfurt. Die Büchergilde. Sie fragten mich an, ob ich Lust hätte, für ein Buch eine Illustration zu zeichnen. Ich konnte es nach so langen Jahren gar nicht glauben, eine so direkte Anfrage von einem Verlag zu bekommen. Sie hatten meine Bilder in einer Ausstellung gesehen. Mein erstes Buch – das Schlüsselbuch als Illustrator – hieß „Das chinesische Dekameron“. Zehn sehr alte, chinesische Liebesgeschichten. Nach dem ersten Buch folgte ein zweites, ein drittes, dann ein Kalender. Ich bekam immer mehr Erfolg und Zustimmung, auch aus anderen Verlagen. Und dann hatte ich das Riesenglück, bei einer Agentur aus Hamburg unterzukommen, die mich extrem unterstützte. Als ich dort einstieg, war ich auf einen Schlag als Künstler vielschichtiger. Ich bekam Anfragen von Magazinen oder anderen Verlagen.

In meinem Malen erfüllte sich mein Traum von Freiheit, mit dem ich Isfahan einst verließ und in den Bus einstieg. Mir wurde bewusst, dass ich meinen Eltern gegenüber verpflichtet bin, diese Freiheit zu schützen, da sie dafür alles im Iran aufgaben. Mich nie von anderen bestimmen zu lassen. Heute sind meine Eltern stolz auf mich. Sie haben festgestellt, dass es nicht nur einen Weg, Studium oder Ausbildung, gibt, um ein anerkanntes Mitglied dieser Gesellschaft zu werden. Man kann auch als Künstler erfolgreich sein und von der Gesellschaft Respekt bekommen.

Die Karriere ist mir nicht wirklich wichtig. Es ist klar, man möchte Erfolg haben mit dem, was man macht. Erfolg heißt für mich, viele Menschen zu erreichen. So viele Menschen wie möglich. Zu kommunizieren. Denn wenn man einen Namen hat, kann man Dinge bewegen. In der Gesellschaft. Man kann seine Projekte und Visionen viel schneller und leichter realisieren. Das ist für mich Erfolg.

Geschichten bewegen vieles – so auch in Heidelberg. Als meine Schwester Mehrnousch die Geschichte unserer Familie für ihr erstes Buch „33 Bogen und ein Teehaus“ schrieb, kam das Junge Theater Heidelberg auf uns zu und fragte, ob wir nicht die Geschichte gemeinsam mit ihnen inszenieren wollten. Damals war den Leuten vom Theater, glaube ich, gar nicht bewusst, was sie gerade machten. Sie wussten nicht, dass meine Familie 30 Jahre zuvor von der Abschiebung bedroht war. Erst nach und nach wurde uns die symbolische Kraft dieses Theaterstückes klar. Es heißt „... Weil wir kein Deutsch konnten“.

Deutschland ist in den letzten Jahrzehnten sehr tolerant geworden. Die Gesellschaft hat sich sehr stark entwickelt. Die Menschen sind viel offener Menschen anderer Hautfarbe und Sprache gegenüber. Ich würde nicht sagen, dass wir in der aktuellen Flüchtlingssituation einen Rückschritt machen. Vielmehr glaube ich, dass wir uns in die nächste Phase der Toleranz hinein entwickeln. Es ist wie bei einem Kind. Es gibt bei ihnen verschiedene Lebens- und Entwicklungsphasen und genau an den Übergängen von der einen in die nächste werden sie unerträglich. Unsere Ge-

sellschaft macht gerade eine ähnliche Übergangsphase durch. Wir sind gerade dabei, uns in eine nächste Phase hineinzubewegen. Und genau in solchen Zeiten gibt es extrem viele Konflikte. Es gibt Menschen, die noch nicht so weit sind. Die regen sich auf und gehen auf die Straße und zerstören. Aber ich bin mir sicher, in zehn bis 15 Jahren sind wir eine völlig neue Gesellschaft, was die wirkliche Offenheit der Welt gegenüber angeht.

Aus meiner Sicht ist die multikulturelle Ausprägung im Westen Deutschlands stärker als in den neuen Bundesländern. Aufgrund der langen Trennung beider Teile Deutschlands hatte man im Osten nicht die Zeit und die Möglichkeiten, die ganze Welt willkommen zu heißen. Im Westen hatte man diese Möglichkeit. Deswegen hat man heute im Westen auch weniger Ängste, was den fremden Menschen angeht.

Die Menschen werden weiterhin korrupt sein. Sie werden weiterhin egoistisch sein. Die Menschen werden in der Zukunft wie heute sich aus Faulheit um viele wichtige Dinge nicht kümmern. Aber es gibt dann Dinge, die für uns eine Selbstverständlichkeit sein werden, und für diese muss man heute kämpfen. Zum Beispiel Flüchtlinge vom Rande der Gesellschaft in die Mitte zu holen. Kindern den Nachzug ihrer Eltern zu ermöglichen, um nicht systematisch etwas in ihren Seelen zu zerstören, denn sonst zahlen wir alle dafür in der Zukunft.

Zur Person Mehrdad Zaeri-Esfahani

1970 in Isfahan/Iran geboren, floh er mit vierzehn Jahren zusammen mit seiner Mutter, seinem Vater sowie seinen Geschwistern zuerst in die Türkei und dann nach Deutschland. 1992 absolvierte er dort sein Abitur und beschloss Künstler zu werden. Nach anfänglich harten Jahren zählt Mehrdad Zaeri inzwischen zu den anerkanntesten und etabliertesten Illustratoren aus dem Iran. Unzählige Bücher, Kataloge sowie Kalender hat er bereits illustriert.

BERLIN-ESPERANTO

ODER: 8 WEGE, DAS SELBSTWERTGEFÜHL VON MENSCHEN ZU ZERSTÖREN, DIE DIE DEUTSCHE SPRACHE ERLERNEN

Rasha Abbas

(aus dem Englischen von der KERN AG)

Das Leben in Berlin ist sicher eine spezielle Erfahrung zum Erlernen vieler Dinge. Es ist nett, sich in Beziehung zu den täglichen Themen in der Stadt zu setzen, wie zum Beispiel: sonderbare Kunst, Fahrraddiebstahl und die Suche nach einem anständigen Mietobjekt. Unglücklicherweise gehört die deutsche Sprache nicht zu den Dingen, die man hier lernt. Am Anfang ist die weltoffene Stimmung verlockend, dann erkennt man das eigentliche Problem. Man hat hier keine Chance, Deutsch zu üben. Tatsächlich konnte ich nur mit Arabisch auskommen, als ich nahe der Sonnenallee wohnte. Warum sich also beeilen, deutsch zu lernen? Während man in den täglichen Treffs oder zum Erfüllen der Grundbedürfnisse ohne deutsch auskommen kann, ist es bei den wichtigeren Angelegenheiten unmöglich.

Sobald einem das klar wird, beginnt man, sich mehr um das Erlernen der Sprache zu bemühen. Normalerweise gibt es viele Szenarien, die die Anfänger in einer Sprache durchlaufen, und Verfahren, die sie einhalten. Ich bin stolz, die meisten davon ausprobiert zu haben:

* Das traditionelle Verfahren.

Erfolgchancen: 70 Prozent. Zielgruppen: organisierte Menschen und astrologische Erdzeichen (Stiere, Jungfrauen, Steinböcke).

Dieser Weg basiert auf dem Befolgen des traditionellen, normalen Ver-

fahrens zum Erlernen der Sprachstufen. Eine Sprachschule wählen, anschließend die gesamte Zeit nur mit dem Sprachstudium verbringen, während man finanziell von Sozialhilfe abhängig ist. Nach dem Erreichen der Stufe B2 dann der Schock, dass dies nicht reicht, um fließend zu sprechen. Anschließend ein Leben in Leugnung und in dem Bemühen, der schwierigen Situation, in der man sich befindet, die Schuld zu geben und Entschuldigungen für sich als traumatisierte Person zu finden. Die in der Schule eingeübten Unterhaltungen, wie zum Beispiel „Woher kommst Du? Wie lautet Deine Telefonnummer? Und was hast Du am Wochenende gemacht?“, sind im Finanzamt nicht wirklich nützlich, wenn man seine Dokumente ausfüllen muss.

* Das Verfahren „Schule des Lebens“.

Erfolgchancen: 60 Prozent. Zielgruppen: Rebellen und Waldwölfe.

Sie hassen das System, sie rebellieren gegen jede Ordnung und sie beten die Freiheit an. Sie haben keinen Bezugsrahmen außer dem kreativen Chaos. Man erkennt diese Sorte vom ersten Moment an, in dem sie den Unterrichtsraum betreten. Da ist er, der einsame Wolf, der fest vor die Tür stößt, eintritt, während er mit seinen langen schwarzen Haaren weht und sich um nichts kümmert, eine Lederjacke trägt und in einer spielerischen Stimmung ist. Entschuldigung, das ist nur unser spanischer Kollege Juan Pablo. Er ist tatsächlich ziemlich gut unterwegs, aber seine Stimmung ist ein wenig wild. Hinter ihm kommt der Freiheitsliebende schaukelnd in den Unterrichtsraum. Freiheitsliebende und rebellische Seelen könnten versucht sein, sich an einer Schule anzumelden und einen Unterricht zu besuchen oder sich dahin bugsieren zu lassen. Nur anschließend wird ihr freier Geist von den Ketten abgewürgt und sie schließen diese Tür wieder, sodass sie unbegrenzte Dimensionen anstreben können. Hier beginnt die Illusion mit dem Namen „Lernen in der Schule des Lebens“. Die Versuche, die Sprache aus den täglichen Unterhaltungen mit Menschen und auf den Straßen aufzugreifen. Aber dieses Verfahren scheint gegen Sie zu laufen. Die Mitarbeiter in den offiziellen Anlauf-

stellen haben kein Verlangen, ihre Zeit zu verschwenden, damit Sie üben können. Wahrscheinlich werden Sie rausgeschmissen und gebeten, das nächste Mal einen Übersetzer mitzubringen. In der Pizzeria lernen Sie einige italienische Phrasen und können erfahren, wie die Pizzen auf Italienisch heißen. Im Döner-Laden enden Sie damit, einige türkische Wörter aufzuschnappen und einen guten Einblick in die politische Landkarte in der Türkei zu bekommen, je nach der politischen Einstellung des Restaurantbesitzers. In anderen Läden, in denen deutschsprechende Menschen verfügbar sind, kommen Sie nicht viel weiter als: „Ihr Einkauf kostet zwölf Euro. Guten Tag und auf Wiedersehen.“ Vielleicht haben Sie Glück, bei einer Party am Freitagabend einen Deutschen zu finden, mit dem Sie reden können. Aber viel Glück dabei! Einen originalen Deutschen bei den Partys in Berlin zu finden, ist ähnlich der Suche nach einer verlegten Fernbedienung.

* **Internet-Lernmethode.**

Erfolgschancen: 50 Prozent. Zielgruppen: Sofahocker, ewig Einsame und Perverse.

Es gibt natürlich eine Reihe nützlicher Webseiten zum Lernen der Sprache. Man findet sogar virtuelle Plattformen, die versuchen, einem das Gefühl zu vermitteln, an einem echten Unterricht teilzunehmen. Es gibt eine virtuelle Tafel. Es gibt andere Kursteilnehmer, Hausarbeiten und Konversationsübungen. Alle diese Bemühungen sind vergeblich, wenn man sich selbst nicht in die Pflicht nimmt. Und wenn man – anstatt sich wirklich auf die Lektionen zu konzentrieren – sich nur darauf konzentriert, wie man auf der Webcam aussieht, um den perfekten Punkt auf dem Bildschirm zu finden, auf den man schauen sollte, um die Tatsache zu verbergen, dass man in Wirklichkeit Farmville spielt und die Ex in Facebook belauert, während das Gesicht so ernst aussieht, als bräuchte man den Verbkonjugationen im Dativfall wirkliche Aufmerksamkeit entgegen.

* **Tandemsitzungsmethode.**

Erfolgschancen: 30 Prozent. Zielgruppe: soziale Schmetterlinge.

Ja, das sind die Tandemsitzungen! Man fängt mit viel Enthusiasmus an und vereinbart einen Starttermin nächste Woche mit einem Partner, der im Austausch dafür, dir deutsch beizubringen, arabisch lernen will. Und die Träume starten damit, sogar Kochrezepte, Musik und Gespräche auszutauschen, die bei der Integration hilfreich sein könnten. Unglücklicherweise enden diese Versuche damit, nach dem ersten Mal nach und nach die Zeit zu kürzen, bis das Projekt Vergangenheit ist. Dieses ganze Verfahren leidet unter dem „Neue-Fitness“-Syndrom, wenn die angemeldeten Personen nicht mehr als ein paar Mal ins Fitnessstudio kommen. Diese Mochtegern-Sportler haben üblicherweise zweimal im Jahr Hochsaison: nach Sylvester (der Zeit für die guten Vorsätze) und zwei Wochen vor dem Sommer, wenn man davon träumt, sich einen Strandkörper zuzulegen, indem man ein paar Mal ins Fitnessstudio geht. In Tandemsitzungen lautet das Ergebnis wahrscheinlich: Dein Deutschpartner lernt genau drei Worte arabisch: Habibi, Yalla und Inshallah. Und du endest mit denselben Sätzen, die du wiederholst, seit du in Deutschland angekommen bist: „Hallo, ich heiße Ahmed, ich wohne seit zwei Jahren in Deutschland. Ich komme aus Syrien.“

* **„Liebe ist die Sprache der Welt“-Methode.**

Erfolgschancen: 40 Prozent. Zielgruppe: Romantiker.

Beziehungen zwischen verschiedenen Kulturen: was für eine spezielle Erfahrung. Hier tauschst du Wissen und Kultur aus und bringst deine Emotionen anders zum Ausdruck. Aber das vielleicht wichtigste Merkmal dabei ist, dass die Sprachbarriere viele Katastrophen in solchen Beziehungen verbergen kann, bevor beide Seiten diese entdecken, wenn es zu spät ist. Herauszufinden, dass du faul und langweilig bist, ist für den anderen zum Beispiel schwierig, wenn es keine gemeinsame Sprache gibt. Und deine Aussprache bruchstückhafter Worte in der Fremd-

sprache klingt für den geliebten Menschen vielleicht lustig. Viele Menschen versuchen diese Chance zu nutzen, um die Sprache zu üben, aber dieses Abenteuer kann riskant sein, weil es meistens dazu führt, dass der deutsche Muttersprachler die offiziellen Angelegenheiten regelt und die Übersetzerrolle übernimmt, während der andere damit beschäftigt sein wird, auf seine Herkunftskultur zurückzugreifen und am Telefon richtig laut mit seinen Eltern in der Heimat zu reden.

* „Dem Radio im Hintergrund zuhören“-Methode.

Erfolgschancen: zehn Prozent. Zielgruppen: Reikitherapeuten und Meister in schwarzer Magie.

Viele Menschen reden darüber, wie sie ein deutsches Radio einschalten, während sie schlafen, oder es im Hintergrund laufen lassen, während sie arbeiten. Sie sagen, dass die Sprache dadurch „nach und nach in dein Unterbewusstsein durchsickert“. Sie sprechen dieses Wort „Unterbewusstsein“ mit großer Freude aus. Aber dieses „Durchsickern der Sprache ins Unterbewusstsein“ erscheint nicht mehr so nützlich, wenn man versucht, eine anständige Unterhaltung mit jemandem zu führen, außer wenn du auf der Couch in seiner psychiatrischen Klinik liegst und er bei dem Versuch, tief in deinem Gedächtnis zu graben, mit dir die freie Assoziationstechnik einsetzt, um dann gerade mal ein paar Ausschnitte der Wettervorhersage auf Deutsch ausbuddeln zu können. Dieses Ergebnis scheint nicht der Mühe wert zu sein. Wir können jedoch nicht leugnen, dass dieses Verfahren einen wichtigen Nutzen hat, da dein Unterbewusstsein sich in deinen Träumen zum Ausdruck bringt. Du wirst auf Deutsch träumen können, ohne der deutschen Sprache mächtig zu sein. Das ist wunderbar.

* **Meditationsverfahren.**

Erfolgschancen: 20 Prozent. Zielgruppe: Farn- und Grasesser.

Beim Erreichen einer fortgeschrittenen Stufe spiritueller Entspannung kann man sich der Herausforderung schwieriger Übungen stellen. Wie zum Beispiel auf einer Bergspitze zu sitzen und das universelle Wissen anzurufen, während man meditiert. Sicherlich kann man dabei eine große Menge völlig nutzloser Informationen anziehen, wie zum Beispiel Piratenliedlyrik, wie man Wikingerstiefel strickt, die DOS-Kodiersprache und die Entschlüsselung der Hieroglyphensymbole des Rosetta-Steins. Aber es gibt stets die Möglichkeit, dass in diesem Infogedrange auch die deutsche Grammatik vorbeischaudert und deine Seele sie aufsaugt, ohne eine schwere Zeit mit ihrem Studium verbringen zu müssen.

* **Die Fehlschläge beim Lernen in Kunst- oder Literaturprojekten umwandeln.**

Erfolgschance: 40 Prozent. Zielgruppen: ehemalige Textilienhändler, Arbeitslose.

Wenn man so frustriert ist, dass man sich sicher ist, niemals deutsch lernen zu können, ist das kein Problem. Man kann in seinen Fehlschlag investieren, um Kulturgut zu produzieren. Wir schlagen vor, humorvolle Geschichten über die Schwierigkeiten beim Erlernen der deutschen Sprache zu schreiben. Unglücklicherweise habe ich das auch schon gemacht. Es gibt viele weitere Vorschläge, wie zum Beispiel die Suche nach einer modernen Esperanto-Sprache aus dem in Berlin vorhandenen Sprachemix und das Erschaffen dieser neuen Sprache mit ihren grammatischen Regeln und Vokabeln, anstatt zu versuchen, eine Sprache zu erlernen, die es bereits gibt. Wer kümmert sich um Fehler, die man in einer Sprache macht, die man selbst erfunden hat?

Zur Person Rasha Abbas

Rasha Abbas ist eine syrische Journalistin und Autorin. Sie lebt derzeit in Berlin. 2008 veröffentlichte sie ihre erste Sammlung mit den Kurzgeschichten „Adam hasst das Fernsehen“ und wurde dafür beim Damascus Capital of Arab Culture Festival mit einem Preis für neue Autoren ausgezeichnet. 2013 schrieb sie das Drehbuch für den Kurzfilm „Zufriedenheit und Glück“, der von der Bedayat Stiftung produziert wurde. Sie arbeitete als Autorin und Übersetzerin für die Anthologie „Syria Speaks: Art and Culture from the Frontline“ (2014, Saqi Books, London). Im selben Jahr beendete sie ein Jean-Jacques Rousseau Fellowship, unterstützt von Schloss Solitude in Stuttgart, wo sie an ihrem zweiten Kurzgeschichtenband „Des Pudels Kern (The Gistofit)“ arbeitete.

DRESDEN HAT DIE HAARE SCHÖN

Frauke Angel

Sie fühlt sich scheiße, und sie sieht so aus, dafür muss sie nicht erst in den Spiegel gucken, das weiß sie auch so, sie quält die immer müden Glieder, ihre Arbeit zu verrichten, laufen, laufen, laufen, nicht nachdenken, nicht mehr nachdenken, nicht mehr reden.

„Nüsch.“

Morgens ist die Zunge pelzig und rau, abends war es ein Glas zu viel oder zwei. Manchmal hat sie jetzt auch tagsüber Lust sich zu betrinken, die Kontrolle zu verlieren, einfach mal loszulassen, das Maul aufreißen, blöken, blaffen, bellen, aber das tut nichts zur Sache.

Stattdessen weiterlaufen, weitersuchen, vielleicht eine neue Stadt, einen neuen Friseur, einen neuen Freund. Wegen dem war sie hergekommen, sie erinnert sich vage, sechs Jahre zuvor in Entdeckerlaune über die Elbwiesen flaniert, ah und oh, und wer muss da noch nach Italien.

Sie verliebte sich in Sachsens Glanz und Steffens Gloria, ihr Fels in der Brandung, und sein „Keene Angst, wir schaffen das!“, damals noch ohne Ironie, und wirklich, sie schaffen es: Retten die Gartenzwerge der Nachbarin vor den Fluten und sind dabei nicht allein, allein. Tausende helfen, als sich das Wasser durch die Keller in die Häuser drückt und sie im ersten Stock mit nassen Hosen das Schlauchboot aufpumpen. Vor ihnen schwimmt das Babybett, ein Geschenk von Eileen. „Macht nichts!“, lacht sie beinahe stolz. „Unser Kind kriegt später ein Weidenkörbchen, besser ist!“

Aber besser ist es nicht geworden, nicht für sie. Was das Wasser nicht zerstören konnte, zertrümmern jetzt die Menschen, jeden Tag kommt einer dazu, der haut und sticht, bis kein Stein auf dem anderen steht. Ihre Welt wankt, und auch der goldene Reiter hat seinen Glanz verloren.

Früher trug sie ein T-Shirt mit der Aufschrift „Bis einer heult“. Darauf zwei Panzer Aug in Aug, sie fand das witzig, nun heult sie, nein, nicht schon wieder.

„Halt de Gusche!“

Am Abend wischt sie die Tränen fort und bedeckt die Ringe unter Aug und Aug mit Make-up, übertüncht die Spuren der letzten Monate. Enttäuschung und Entsetzen haben Krater gegraben. Gibt sich Mühe zu spachteln, zu kittigen; nicht aufgeben – kann nicht jeden Abend ins immer kalte Bett flüchten, die Decke über den Kopf ziehen.

Nein, wir können uns nicht erpressen lassen, nicht von denen da, die sind nicht das Volk, und sie jetzt endlich bereit, aufzustehen, sich anzuziehen, aus dem Haus zu gehen, heute für den Bachelor.

Bei Rotkäppchen und Hallorenkugeln wird sie sich mit den Mädels beim Anblick der aalglatt enthaarten Männerbrust lachend auf die Schenkel klopfen. Das wird was, wenn Jacqueline sich die Plastikrose zwischen die Zähne klemmt und auf Knien über das Laminat robbt, das wird sie retten über die Woche vielleicht – und die Depression.

„Alles klar, Schnegge, komm rein, du siehst echt mal scheiße aus, ni böse sein, aber is so!“, war schon mal ein Anfang. Sie probiert zaghaft ein Lächeln, aber es verrutscht irgendwie, und die Mädels grölen bereits, dabei ist der Bachelor noch nicht einmal im Bild. „Stress auf Arbeit? Nimm ’n Schluck!“, und sie nimmt einen großen und mit kleiner Geste die Mütze ab. Stille.

„Oh mein Gott, wer war das? Warst du bei ‚Charakthair‘? Sag ni du warst bei ‚Charakthair‘! Die würdsch verklagen, dreh dich mal um, okay, das is hart, nich weinen jetze!“, aber Mandy kramt bereits nach einem Taschentuch.

Der Dimmer wird aufgedreht und die Mädels auch. Doreen bringt einen Küchenstuhl, und Jacqueline sucht im Bad nach Farbe. „Hinten, die ham hinten einfach ausgelassen, das is Körperverletzung! Keene Sorge,

glob mir, Eileen kriegt das bei ihrer Tochter hin und die hält nicht mal stille, ich hab nur ne Nagelschere, aber das wird schon, wir haben ja Zeit.“

Und sie denkt an die Elbwiesen und Steffen, der gelacht hatte, egal wie, Hauptsache nie so eine ostdeutsche Kurzhaarfrisur. Aber Steffen trägt jetzt selber Glatze und montags ein brennendes Kreuz um die Kreuzkirche, dabei ist er nicht mal getauft, und Mandy reicht ihr noch ein Taschentuch.

Und dann endlich kommt der Bachelor, und während er gesteht, dass er Haare an den falschen Stellen ekelhaft und ordinär findet, nimmt Eileen ihn beim Wort und schnippelt mutig drauf los. „Nu erzähle ma, wie is das denn passiert, haste dich mit Maria angelegt?“

Sie weiß nicht, wo sie anfangen soll, traut sich vor den Einheimischen nicht blasphemisch zu werden, dabei besuchen ihre Kinder allesamt den Ethikunterricht.

Mandy wedelt versöhnlich mit dem dritten Taschentuch, das dürfte ausreichen für einen klitzekleinen Vorstoß, aber wo soll der enden? Auch Steffen schwenkt inzwischen seine Rotzfahne „Für die Zukunft unserer Kinder in Deutschland“ und ist doch so weit entfernt vom Vatersein im Vaterland.

Sie beginnt zaghaft im letzten Jahr und mit dem Sportverein, in der Halle liegen Unterschriftenlisten gegen die Unterbringung im Hotel. „Wir ham nüscht gegen Ausländer, aber doch ni in unserm Viertel. Das kann doch gor ni gut gehen tun, zwischen den frisch sanierten Fassaden, kann das nur Neid und Missgunst geben, das weeiß man doch, verdammt, natürlich unterschreiben wir, versteh das ni falsch. Ach, versteh doch, was de willst, bitte, wenn du ni mehr mit uns trainieren tun willst, deine Entscheidung, wir sind ein freies Land, Sport frei!“

Die Listen verfolgen sie. Beim Fleischer, beim Bäcker und gestern erst bei „Lange“, ihrem Kurzwarenladen, dem geliebten. Beinahe eine zweite Heimat ist er ihr geworden, seit Steffen sie verlassen hat, um montags für seine Bürgerrechte zu marschieren, strickt sie an neuen Mustern, bis

sie den Faden verliert. Der Bachelor macht das Rennen, und der böse Wolf verschlingt noch ein Rotkäppchen, gibt sich die Hallorenkugel. Drei Schuss Munition sind noch in der Mogelpackung, das wird nicht reichen.

„Jetze reicht's, Lügenpresse auf die Fresse! Mein Schweinefleisch gehört mir!“

Sie entscheidet sich gegen den Wollkauf und für Wolle ab. Angeblich markieren radikale Frisuren die Lebensabschnitte einer Frau, und sie vertraut auf Maria. Hier ist sie seit fünf Jahren in guten Händen, dämmert in den Feierabend, wenn Maria sie zärtlich schäumt, und selbst das Wasserstoffperoxid brennt bei ihr nicht in den Augen. „Hier brennt nüscht!“ Maria sanft und gütig, und selten nur schimpft sie über das Fernsehprogramm und „Danke, Maria, das ist lieb, einen Sekt nehm ich gerne.“

Sie sitzt unter der Haube, als die Kundin kommt, die es eilig hatte. „Bitte Maria, Sie müssen mir helfen, ich bin in Not!“ Maria nickt und Maria hilft.

„Stelln Se sich vor, der Bäcker Kühn is tot! Einfach umgefalln in der Backstube, deshalb is zu, ja wirklich – Fasson und scheen stufig wie immer – und jetze steht se da, die Frau Kühn, muss verpachten oder verkoofen sogar. Und das in diesen Zeiten! Da bin ich aber ma gespannt. Kannste haben, dass da och Fischlinge reinkommen, direkt hier bei uns, nebenan quasi.“

Sie hatte „Fischlinge“ verstanden, aber das betont sie jetzt vor dem Bachelor nicht. Sie ist froh, überhaupt zu verstehen, auch wenn es langsam sickert, eine Fischtheke in der Bäckerei macht doch keinen Sinn, Fischers Fritz fischt ...

„Flüchtlinge?“

Hatte sie laut und erschrocken in den Salon gekeucht, dass man es für Entsetzen halten musste, und das ist es, nicht hier, bitte nicht hier, ihre letzte Zuflucht, Marias Herberge, Stern über Dresden, schein och daheeme.

Sie hatte Steffen verloren und den Sportverein und sogar das Vertrauen in die Kassiererin im Supermarkt: „Asylanten an de Wand, kommen zu uns, kommen zu mausen.“ Und auch wenn sie das Wort nicht kannte und es niedlich klang, ist es das nicht. Genauso wenig wie die dunkelhaarige Diebin Asylantin. Sie kennt die Frau, schlecht gefärbt, das sieht sogar die Polizei und zuckt mit den Schultern; darum kann sie sich nicht auch noch kümmern.

„Wovor habt ihr Angst?“, will sie blöken, blaffen, bellen. Das Maul aufreißen: „Was redet ihr denn? Denken, denkt doch mal nach?“ Und mit dem Kopf unter der Haube, ruhig Blut: „Aber was sollen denn Flüchtlinge bei Kühn in der Backstube? Das ist doch Unsinn, dort gibt es ja nichts, nicht mal einen einzigen Schlafplatz.“

„Nu, immerhin eenen Ofen!“, lacht der Kurzhaarschnitt, und ihr wird kalt unter der Haube.

Maria nimmt die Besorgnis ihrer Kundin ernst und bestätigt: „Ja schlimm, und wenn man mich fragen tut, was natürlich niemand tut ...“, tut, tut, „... dann reicht es nämlich ni, die Fischlinge zurück in die Boote zu setzen, man muss ooch dafür sorgen tun, dass die Boote untergehen!“

Ein Rauschen auf den Ohren stürzt sie mit der Alufolie auf dem Kopf aus dem Laden, aber die Katastrophe ist schon vollbracht, und jetzt versucht Eileen, das Schlimmste abzuwenden. „Diggsch ni rum, nimm noch 'n Schluck, das is ja abartig! Abartiger noch als der da“, und sie zeigt mit der Nagelschere auf den Flachbildschirm, wo der Bachelor mit strahlend weißen Zähnen in die Kamera lacht.

„Weeßte, zu uns ins Heim da kommt auch immer einer von der Partei, karrt die Alten zu Bliemschengaffee und Eierschecke für lau und erklärt dene, wo se das Kreuz machen solln, dabei sind die bei mir auf Station alle dement und ham das bis zur Wahl längst vergessen, aber so bleede sind die, darfstu echt ni drüber nachdenken. Schenkste nach?“

In der Werbepause bietet Mandy an, was mit ihren Augen zu machen, damit die wieder zur Geltung kommen und ablenken von den Tränensäcken.

„Tut mir leid, wegen Steffen, aber das is nur ne Phase, gloob mir, die Jungs drehn jetze alle bisschen am Rad.“

„Die Mädels aber ooch!“, kreischt Doreen, „Gugge ma!“, und zeigt auf Jacqueline, die übers Laminat gekrochen kommt, eine Rose und den letzten Schuss Munition zu ihren Füßen ablegt: „Schluss mit lustig: Wenn der Spuk mit den Peggydisten hier vorbei ist, spätestens denne haste die Haare ooch wieder schön Schnegge, versprochen!“

Zur Person Frauke Angel

Frauke Angel, 1974 in Nordrhein-Westfalen geboren, absolviert eine Schauspielausbildung, spielt an deutschen Theatern, sowie in renommierten Off-Theater Produktionen. Weiter arbeitet sie als Dramaturgin und Regieassistentin. Nach ersten Aufträgen als Ghostwriterin, schreibt sie seit 2011 unter ihrem Namen und erhielt für ihre Erzählung zahlreiche Auszeichnungen: unter anderem den "Literaturförderpreis Ruhr" im Jahr 2014 und den Kinder- und Jugendliteraturpreis "Eberhard" im Jahr 2015. Sie lebt und arbeitet in Dresden.

GELEBTE INTEGRATION IM ALLTAG

Petra Köpping

Der CSD Dresden e.V. engagiert sich schon eine ganze Weile für homosexuelle Flüchtlinge in den verschiedenen Erstaufnahmeeinrichtungen und organisiert Ausweichquartiere. Was man wissen muss, ist, dass homosexuelle Flüchtlinge oftmals von anderen diskriminiert werden. Gerade 2015/2016, als viele Flüchtlinge nach Sachsen kamen und die Plätze in den Unterkünften knapp waren, wurde auf diese besondere Schutzbedürftigkeit nicht immer in dem Maße Rücksicht genommen, wie es wünschenswert gewesen wäre. Inzwischen haben wir als Landesregierung Maßnahmen mit einem verabschiedeten Gewaltschutzkonzept für Erstaufnahmeeinrichtungen ergriffen und unterstützen aktiv eine Einrichtung für Homosexuelle. Genau in dieser Zeit überfüllter Erstaufnahmeeinrichtungen wurde ich vom CSD Dresden e.V. um Hilfe gebeten und sagte sofort zu und nahm Djadi und Kalil¹, zwei homosexuelle Flüchtlinge aus Syrien, bei mir auf. Ich habe so gehandelt, wie ich es mir selbst auch wünschen würde, wenn meine Familie oder ich in Schwierigkeiten wären.

Am Anfang war die Kommunikation mit Djadi und Kalil natürlich schwierig. Djadi sprach ein wenig Englisch. Kalil nur Arabisch. Da es mir sehr wichtig war, dass beide so schnell wie möglich nach ihrem Einzug bei mir eine Aufgabe und damit eine Tagesstruktur erhalten, habe ich mich um einen ehrenamtlichen Sprachkurs gekümmert. Djadi lernte wirklich schnell und machte riesige Fortschritte beim Erlernen der deutschen Sprache. Kalil fiel es dagegen nicht ganz so leicht. Daher war es wichtig, ihm Mut zuzusprechen und ihn zu motivieren, dranzubleiben. Wie Familienmitglieder habe ich sie bei mir aufgenommen. Die alltäglichen Dinge,

1 Namen zum Schutz der Personen geändert.

einkaufen, kochen und so weiter wurden gemeinsam erledigt. Nebenbei übte ich mit ihnen oft Deutsch und erklärte ihnen so unseren Alltag.

Da ich in einer ländlichen Gegend wohne, war Mobilität natürlich ein weiteres Thema für beide. Mit dem Fahrrad fuhren sie oft in die nächstgrößere Stadt. Dort war das Interesse an ihnen groß. Jedes Mal, wenn sie zurückkamen, hatten sie einen neuen Zettel mit irgendeinem Hilfsangebot in die Hand gedrückt bekommen. Es hat mich sehr gefreut, dass beide so gut zurechtkamen und dass sie Anschluss fanden. Auch meine Nachbarschaft reagierte positiv. Sehr bald wurden sie von allen als Familienmitglieder akzeptiert und überall mit eingeladen.

Zunächst war es für beide überhaupt nicht nachvollziehbar, dass wir ihre sexuelle Orientierung vorbehaltlos akzeptierten. Vor allem vor meinem Mann hatten sie anfänglich sehr große Angst. Es hatte eine ganze Weile gedauert, bis sie ihm glauben konnten, dass er sie so annimmt, wie sie sind. Ich spürte, dass die Freiheit, in der wir in Deutschland leben, Menschen auch überfordern kann sowie dass Homo- und Transphobie auch in unserer Bevölkerung verbreitet ist. Daher ist es mir ganz wichtig, den Geflüchteten Orientierung zu bieten.

In Sachsen haben wir das Modellprojekt „Wegweiserkurs“ entwickelt. In Kursen, die zunächst in ausgewählten Erstaufnahmeeinrichtungen stattfinden, erhalten die Teilnehmer_innen 15 Stunden Sprachunterricht und 15 Stunden werden ihnen unsere Grundwerte und die Regeln unseres Zusammenlebens vermittelt. Dieses Angebot werden wir weiter ausbauen, bis hin zu einer Teilnahmepflicht. Unabhängig davon, ob jemand bei uns bleiben kann, erhält er somit eine Orientierung für das Zusammenleben in unserer Gesellschaft.

Eines ist mir dabei ganz wichtig. Egal, ob jemand unsere Werte nachvollziehen oder verstehen kann – sie gelten für alle. Einen Zweifel daran werden wir nicht zulassen! Darum ist eine frühzeitige Aufklärung grundlegend.

Der Abschied von Djadi und Kalil war, wie die vielen kleinen Momente des Alltags, hoffnungsvoll. Das mag zunächst paradox klingen, aber zu

wissen, dass beide jetzt in Sachsen ihren Weg selbstständig gehen, dass sie ihr Studium weiterführen, eine Ausbildung beginnen können, dass sie Freunde und Wegbegleiter gefunden haben, das macht mich sehr froh. Die Aufgabe, die ich für mich gesehen habe, sie bei ihren ersten Schritten in Deutschland zu begleiten, Hilfe zur Selbsthilfe zu leisten und den beiden damit wieder ein Gefühl von Sicherheit und Geborgenheit zu geben, leistete ich mit der Unterstützung von Nachbarn und ehrenamtlichen Helferinnen und Helfern. Beide leben inzwischen in ihren eigenen WGs.

Wenn es die Möglichkeit gibt, dass jemand zum Beispiel als Pate einen Flüchtling betreuen kann, ist das natürlich ein großer Gewinn für die Integration. Wichtig ist, dass das Leben mit den Flüchtlingen in unserer gesellschaftlichen Mitte stattfindet und nicht irgendwo außerhalb in separierten Unterkünften. Mir ist durch die vielen Begegnungen mit Djadi und Kalil noch einmal ganz bewusst geworden, in welchem Frieden, in welcher Sicherheit und in welchem Wohlstand wir leben dürfen – das ist keine Selbstverständlichkeit. Es berührt mich zutiefst, wenn ich sehe, dass Kinder, die eine Flucht erleben mussten, allmählich hier ankommen, wieder lachen und spielen können. Das sind Momente des Glücks, die sich verdoppeln, wenn man sie miteinander teilen kann.

Ich erlebe meine Umgebung und meine Mitmenschen als hilfsbereit und solidarisch, das finde ich großartig. Ich sehe, welche unterschiedlichen Projekte die ehrenamtlichen Helfer_innen in ganz Sachsen entwickelt haben. Vor diesem Engagement ziehe ich als Ministerin für Gleichstellung und Integration den Hut! Die Begegnungen mit Geflüchteten ermöglichen mir eine andere Sicht auf unser Leben in Deutschland. Dafür bin ich sehr dankbar!

Alle Zweifler und Skeptiker einer gelingenden Integration in Sachsen, möchte ich persönlich ermuntern, sich selbst vor Ort ein Bild von der ehrenamtlichen Hilfe und dem Miteinander zu machen. Ich bin mir sicher, dass viele aufgrund der direkten Begegnung ihre Meinung zumindest überdenken würden.

Persönlich habe ich aufgrund der Aufnahme von Djadi und Kalil keine rechtspopulistischen Angriffe erlebt. Vielmehr habe ich etliche positive Rückmeldungen erhalten. Aus meinem „normalen“ Alltag als Politikerin sind mir E-Mails und Briefe mit beleidigendem, unsachlichem und auch drohendem Inhalt bekannt. Seit einiger Zeit gehören sie zum Politikerdasein dazu. Ich finde das schade, aber ich werde mich davon nicht beeindruckt lassen. Ich lasse grenzwertige Äußerungen jeweils genau prüfen und schalte gegebenenfalls auch die Polizei ein.

In den vergangenen Monaten besuchte ich unzählige Gesprächsrunden und Podiumsdiskussionen und führte manche selbst durch, um mit den Bürgerinnen und Bürgern in Sachsen im Dialog zu bleiben. Auch biete ich regelmäßig eine Ministerinnensprechstunde an. Dies habe ich übrigens auch schon während meiner Tätigkeit als Landtagsabgeordnete getan. Es ist mir sehr wichtig, den Bürgerinnen und Bürgern als Ansprechpartnerin zur Verfügung zu stehen. Oftmals stellt sich heraus, dass hinter Ängsten, Vorurteilen und Anfeindungen jeweils ganz persönliche Gründe verborgen liegen, die teils biografischen Ursprungs sind. Am Thema „Flüchtlinge“ entlädt sich dann etwas, was seine Ursache an anderer Stelle hat. Bei allem Verständnis für die einzelnen, es gibt für mich keinen Grund, Menschen anzufeinden und zu hassen, die ihre Heimat aus Angst vor Krieg, Gewalt und Verfolgung verlassen mussten. Meine Maxime lautet daher: Handle dem anderen gegenüber so, wie du es dir selbst wünschen würdest, wenn du in Not wärest!

Zur Person Petra Köpping

Petra Köpping wurde 1958 in Nordhausen geboren. Sie ist verheiratet und hat 3 Kinder. Nach dem Abitur in Grimma studierte sie Staats- und Rechtswissenschaften an der Deutschen Akademie für Staats- und Rechtswissenschaften in Potsdam. Das Studium schloss sie mit Diplom ab. Von 1989 bis 1990 und von 1994 bis 2001 war sie Bürgermeisterin der Gemeinde Großpösna. Von 1990 bis 1994 arbeitete sie im Außendienst der Deutschen Angestelltenkrankenkasse. Von 2001 bis 2008 fungierte sie als Landrätin im Altkreis Leipziger Land. Im Anschluss war sie ein Jahr lang als Beraterin der Sächsischen Aufbaubank tätig. Seit 2009 ist sie gewähltes Mitglied des Sächsischen Landtages. Von 2009 bis 2014 war sie stellvertretende Vorsitzende der SPD-Fraktion im Sächsischen Landtag. Im Herbst 2014 wurde sie zur Sächsischen Staatsministerin für Gleichstellung und Integration ernannt. In der SPD engagiert sich Petra Köpping seit 2002, derzeit ist sie stellvertretende Landesvorsitzende in Sachsen.

EIN TAG IM GRENZDURCHGANGS-LAGER FRIEDLAND

Eva Lutter

Es ist 9.30 Uhr und die Türen gehen auf. Rund 40 Personen unterschiedlicher Nationalitäten und verschiedenen Alters betreten die Caritasstelle im Grenzdurchgangslager Friedland. Die meisten möchten am Deutschunterricht teilnehmen, der direkt beginnen soll. Ein Teil der Schüler_innen verteilt sich auf die drei Kursräume. Die anderen bleiben ratlos im Flur stehen. Sogleich sind die Stimmen der drei ehrenamtlichen Lehrerinnen zu hören.

„First time? Ok, you come with me!“

„Claudia, war der junge Mann nicht letztes Mal bei dir im Kurs?“, fragt die Lehrerin ihre Kollegin.

„Ja, das stimmt!“, lacht sie und der Trubel legt sich.

Es klopft an der Tür meines Beratungszimmers, die immer einen Spalt offen steht, wenn ich kein Gespräch führe. Fünf Männer aus Eritrea stehen auf dem Flur und geben mir mit Gestik und Mimik zu verstehen, dass sie Fragen zu Fingerabdrücken haben.

„Da sind sie bei mir in der Asylverfahrensberatung genau richtig!“, versuche ich ihnen zu signalisieren. Leider habe ich keinen Tigrinya-Dolmetscher vor Ort und muss erst einmal telefonieren.

„Hi Girmay, arbeitest du heute in Friedland? Kannst du für eine Beratung zu mir ins Büro kommen? Ja?“

„Heute Nachmittag vielleicht?“

„Super, dann sag den Herren doch mal, dass sie um drei Uhr wiederkommen sollen!“

„Vielen Dank!“

Ich stelle das Telefon auf laut, die jungen Männer nicken und wir verabschieden uns. In der Zwischenzeit haben drei Männer und eine Frau

aus Syrien auf den Stühlen im Wartebereich Platz genommen. Ich hole meine Arabisch-Übersetzerin aus der Küche und bitte sie alle Wartenden zu fragen, warum sie hier sind. Eine Frau möchte einen Kinderwagen ausleihen. Ich rufe unseren Arabisch sprechenden BFDler¹, der ihr die zur Verfügung stehenden Modelle zeigt. Einer der wartenden Männer hat in Damaskus studiert und fragt, wie er sein Studium in Deutschland fortsetzen kann. Ich schicke ihn in die erste Etage zu meinem Kollegen vom Jugendmigrationsdienst. Die beiden anderen Männer möchten wissen, wie sie ihre Familien nach Deutschland holen können. Ich bitte sie in mein Büro und nach weiteren fünf Minuten klopft es erneut an der Tür. Eine Libanesin, die eine Frage zum Computerkurs für Frauen hat. Ich erkläre ihr kurz den Weg zu meinen Kolleginnen im Frauenzentrum. Klopff, klopff!

„Ich habe Kleiderspenden dabei, wo kann ich diese abgeben?“, fragt eine ältere Dame, die den Kopf zur Tür reinsteckt.

„Unsere Kleiderkammer ist im Haus gegenüber. Da können Sie die Spenden abgeben.“

„Können Sie die nicht kurz annehmen? Ich muss schnell weg.“

„Nein, das geht jetzt nicht. Wir führen ein Beratungsgespräch. Entschuldigen Sie bitte.“

„O.k., dann gehe ich mal rüber.“

„Vielen Dank!“, und die Tür geht wieder zu.

„Bei Ihnen ist ja viel los. Das ist ja wie im Taubenschlag“, sagen die beiden Männer auf Arabisch, die einfach nur wissen möchten, wie sie ihre Familien nach Deutschland holen können, und beginnen über den ganzen Trubel zu lachen.

Im selben Moment platzen zwei Jugendliche aus Afghanistan in den Raum mit der Frage „Where can I play billard?“ und ich denke mir, die beiden Herren haben wirklich recht.

¹ Teilnehmer des Programms Bundesfreiwilligendienst in der Flüchtlingshilfe des Bundesamtes für Familie und zivilgesellschaftliche Aufgaben.

Seit rund zwei Jahren bin ich in der Asylverfahrensberatung und in der Migrationsberatung für Erwachsene der Caritasstelle im Grenzdurchgangslager in Friedland beschäftigt.

Das Grenzdurchgangslager Friedland ist seit 1945 eine Aufnahmeeinrichtung für Kriegsheimkehrer, Vertriebene, Spätaussiedler und seit 2011 auch eine Erstaufnahmeeinrichtung für Asylsuchende. Die reguläre Aufnahmekapazität liegt bei circa 800 Personen. Im Sommer und Herbst 2015 war die Erstaufnahmeeinrichtung allerdings mit rund 4.000 Bewohnerinnen und Bewohnern deutlich überbelegt. Die Caritas bietet für die einzelnen Personengruppen des Grenzdurchgangslagers unterschiedliche Beratungs-, Bildungs- und Freizeitangebote an. Neben der Arbeit mit Asylsuchenden berate ich Flüchtlinge, die über *Resettlement*² oder Humanitäre Aufnahmeprogramme einreisen und sich zunächst für rund zwei Wochen im Grenzdurchgangslager Friedland aufhalten. Seit Sommer 2015 bin ich außerdem in unserem Projekt „resettlement.de“³ als Referentin tätig. Im Rahmen dieses Projekts organisiere ich zum Beispiel Tagungen, schreibe Beiträge für unsere Homepage, lade ehemals und neu eingereiste Flüchtlinge zu Austauschtreffen ein und leite Probleme von Beratungsstellen an die in den Aufnahmeprozess involvierten Bundesbehörden, wie zum Beispiel an das Bundesamt für Migration und Flüchtlinge oder das Auswärtige Amt, weiter.

Besonders freue ich mich aber immer auf die Tage, an denen ich in der Asylverfahrensberatung arbeite. Denn jeder Tag ist anders und Langeweile hat keine Chance. Dabei fällt mir regelmäßig auf, was die Geflüchteten am nötigsten brauchen. Meiner Einschätzung nach handelt es sich

2 *Resettlement* ermöglicht besonders schutzbedürftigen Personen die legale und sichere Einreise aus einem Erstaufnahmeland in einen zu ihrer Aufnahme bereiten Drittstaat. Das Programm kommt somit Personen zugute, die bereits in einem Land außerhalb der Europäischen Union als Geflüchtete leben, in diesem Land jedoch keine Integrationsperspektive haben.

3 Das Kooperationsprojekt „resettlement.de“ des Deutschen Caritasverbandes und der Caritasstelle im Grenzdurchgangslager Friedland wird durch den Asyl-, Migrations- und Integrationsfonds der Europäischen Union kofinanziert. Auf der gleichnamigen Website www.resettlement.de informieren wir über die Themen *Resettlement* und Kontingentaufnahmen in Deutschland.

dabei um Informationen über das Asylverfahren und die ersten Schritte in Deutschland. Nur so können Asylsuchende selbstständig ihren eigenen Weg gehen. Sie brauchen nach der häufig beschwerlichen und langen Flucht Ruhe und einen Ort, an dem sie sich ausruhen können. Manche wünschen sich medizinische und/oder psychologische Hilfe, andere einfach nur jemanden, der ihnen zuhört. Für fast alle gilt, dass sie sich nach einer Beschäftigung sehnen, um die langen Wartezeiten zu überbrücken.

Allerdings kann bei Asylsuchenden nicht von einer homogenen Gruppe gesprochen werden. Unsere Klientinnen und Klienten stammen aus unterschiedlichen Ländern (zum Beispiel Syrien, Eritrea, Afghanistan). Sie waren sowohl als Arbeiter als auch als Akademiker tätig und kommen mit keinen bis hin zu sehr guten deutsch- beziehungsweise fremdsprachlichen Kenntnissen sowie mit vielen bis hin zu keinen Informationen über das deutsche Asylverfahren zu mir in die Beratung. Darüber hinaus gibt es unter den Asylsuchenden viele besonders Schutzbedürftige mit psychischen Belastungen bis hin zu schweren Traumatisierungen und medizinischen Bedürfnissen. Zu dieser Gruppe zählen unter anderem geflüchtete Kinder, schwangere Frauen, Behinderte, Analphabeten, ältere Menschen, LGBT⁴ sowie alleinstehende Eltern mit mehreren Kindern. Durch diese Heterogenität haben die Ratsuchenden unterschiedliche Bedürfnisse und Erwartungen. Darüber hinaus interessieren sie sich für verschiedene Themen. Unsere Beratungs- und Betreuungsangebote werden daher auch sehr unterschiedlich angenommen. Viele Personen sind schon für kleine Auskünfte dankbar und freuen sich, in Deutschland sein zu dürfen. Andere sind wiederum sehr enttäuscht, da sie sich den Start in Deutschland ganz anders vorgestellt haben. Die Vorstellungen reichen dabei von der Zuweisung einer eigenen Wohnung oder eines eigenen Hauses, eines dauerhaften Aufenthaltes direkt nach der Einreise bis hin zu einer umgehenden Arbeitsmarktintegration. An diesen Vorstellungen ist der jeweilige Bildungsgrad ablesbar. Den höher Gebildeten ist

4 LGBT (auch GLBT und LSBTTIQ) ist eine aus dem englischen Sprachraum kommende Abkürzung für Lesbian, Gay, Bisexual und Transgender, also Lesben, Schwule, Bisexuelle und Transgender.

häufig klar, dass der Weg in Deutschland nur über das Erlernen der Sprache laufen kann. Manche Personen werden in Gesprächen sehr traurig, andere zeigen sich aggressiv oder reagieren mit Unverständnis auf die deutsche Bürokratie, wenn Deutschland auf einmal doch ganz anders ist als erwartet.

Häufig werde ich seit Sommer 2015 gefragt, wie das Verhalten der schutzsuchenden Personen untereinander beziehungsweise gegenüber den Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern ist. Zu dieser Frage lassen sich wegen der beschriebenen Unterschiede ebenfalls nur sehr schwierig allgemeingültige Aussagen treffen. Dennoch ist eine deutliche Gruppenbildung nach Nationalität im Alltag zu erkennen. Sowohl in der Kantine als auch in unseren Jugendclubs oder bei den Sprachkursen. In diesem Kontext nehme ich wahr, dass sich die meisten sehr freuen, wenn sie Freunde finden oder nach der Flucht wiedertreffen – ja, das gibt es wirklich! Darüber hinaus bietet die Orientierung an einer aus demselben Herkunftsland stammenden Gruppe eine einfachere Verständigung aufgrund der gemeinsamen Sprache. Außerdem teilen Personen einer Nationalität häufig gemeinsame Erfahrungen und haben ähnliche Motive für ihre Flucht. Durch diese Kontakte kann der Alltag in der fremden beziehungsweise neuen Umgebung leichter bewältigt werden. Dabei beobachte ich regelmäßig, dass sich die Geflüchteten gegenseitig bei verschiedenen Fragen unterstützen: Wie funktionieren die Termine bei den Behörden? Wie kaufe ich mir eine deutsche SIM-Karte? Wo finde ich den Arzt oder etwas Neues zum Anziehen?

Auf der anderen Seite haben sich im Sommer und Herbst 2015 viele Spannungen zwischen einzelnen Bewohnergruppen ergeben. So kam es beispielsweise zu Konflikten zwischen Afghanen und Syrern, da sich afghanische Asylsuchende den Syrerinnen und Syrern gegenüber, aufgrund deren höherer Bleibeperspektive, benachteiligt fühlten. Auch alltägliche Missgeschicke, wie ein ungewolltes Anrempeln in der Essensschlange oder die längere Benutzung sanitärer Einrichtungen, führten zu kleineren oder größeren Auseinandersetzungen zwischen den Bewohne-

rinnen und Bewohnern. Ich erkläre mir diese Spannungen durch die damalige Überbelegung und die daher fehlenden Ruhe- und Rückzugsorte. In Zeiten einer Normalbelegung erzählten mir stets nur wenige Personen von Problemen mit anderen Asylsuchenden.

Eine Ausnahme stellen in diesem Kontext Jesiden aus dem Sinjar-Gebirge im Irak dar. Sie äußern häufiger, dass sie nicht gerne mit Muslimen zusammenleben möchten, da sie Angst vor Daesh – dem sogenannten Islamischen Staat (IS) – haben. Eine jesidische Mutter berichtete mir in der Beratung, dass sich ihre Kinder beim Mittagessen in der Kantine unter einem Tisch versteckt haben, als sie Männer auf Arabisch am Nebentisch haben reden hören. Die Familie erzählte mir, dass sie aus einem Bergdorf im Sinjar-Gebirge kommen und kurdisch sprechen. Mit der arabischen Sprache verbinden die Kinder, seit den Übergriffen in den Jahren 2014 und 2015, Kämpfer des IS und haben daher große Angst.

Eine weitere Gruppe sind alleinreisende Frauen, die ebenfalls häufig Angst vor Übergriffen haben und daher besonders geschützt untergebracht werden sollten. Dies zeigte sich 2015 während der Überbelegung sehr deutlich, als mir mehrere Frauen erzählten, dass sie nachts Möbel vor die Zimmertür geschoben haben, um das Eindringen von fremden Männern präventiv zu verhindern. Zusammengefasst erscheint es mir somit, dass Streitigkeiten zwischen Asylsuchenden häufiger durch strukturelle Probleme entstehen und seltener durch ethnische oder religiöse Konflikte ausgelöst werden.

Die Einstellung der Bewohner_innen gegenüber den haupt- und ehrenamtlichen Mitarbeitenden ist meistens sehr respektvoll. Viele Asylsuchende verhalten sich eher zurückhaltend, da sie vermutlich keine Fehler machen möchten. Sobald allerdings eine gewisse Frustrationsschwelle überschritten wird, kann sich der Ton einzelner Asylsuchender auch ändern. Dies ist zum Beispiel der Fall, wenn ihnen bewusst wird, dass es sehr lange dauern kann, bis sie ihren Asylantrag stellen können, der Sprachkurs schon voll ist oder die Kleiderkammer bereits geschlossen hat. Kurzum nehme ich bei diesen Themen wahr, dass enttäuschte Erwartungen auch zu aggressivem oder aufdringlichem Verhalten führen können.

Für haupt- und ehrenamtliche Mitarbeitende stellt dies mitunter eine Herausforderung dar – die aber nicht die Regel sein muss. Was uns hilft, mit solchen Situationen umzugehen, sind Supervision, kollegiale Beratung, Erfahrungsaustausch mit anderen Organisationen sowie klare Öffnungszeiten, die unsere alltägliche Abgrenzung fördern. Außerdem sind Fortbildungen zum Thema Traumatisierung sehr hilfreich, um sich besser in die ratsuchenden Personen hineinversetzen zu können. Generell lässt sich allerdings feststellen, dass eine lückenlose Vorbereitung in diesem Arbeitsfeld nicht möglich ist, da sich jeder Tag anders und neu gestaltet. Dies muss aber auch nicht negativ sein, da wir so sehr kreativ arbeiten können und sich keine zur Langeweile führende Routine einschleicht. Außerdem lernen wir jeden Tag sehr unterschiedliche und spannende sowie teilweise auch in ihren Herkunftsländern berühmte Menschen, wie zum Beispiel hochrangige Priester, Musiker, Schauspieler oder Sportler, kennen. Dies macht die Arbeit sehr abwechslungsreich und spannend. Außerdem arbeiten wir sehr nah an den politischen Entscheidungen (zum Beispiel Grenzöffnungen oder Grenzschießungen), die bei uns mit ungefähr einer Woche Verzögerung spürbar werden. So nehmen wir derzeit wahr, dass weniger Menschen nach Deutschland einreisen als beispielsweise noch zwischen August und Dezember 2015.

Dennoch frage ich mich, welche Weichen für eine schnelle und nachhaltige Integration der vielen 2015/2016 eingereisten Schutzsuchenden durch die Bundes-, Landes- und Kommunalpolitik sowie durch die Gesellschaft gestellt werden sollten. Zu Beginn finde ich, wie oben bereits erwähnt, den Zugang zu Informationen über den Ablauf des Asylverfahrens und über Integrationsangebote am wichtigsten. Nur so können die neu eingereisten Personen ihren eigenen Weg selbstständig gestalten. Im Sinne des *Empowerment-Ansatzes*⁵ ist es für mich dabei sehr wichtig, den Ratsuchenden Handlungsmöglichkeiten aufzuzeigen und sie da-

⁵ Im Sinne des *Empowerment-Ansatzes* unterstützen wir Berater_innen, Asylsuchende und Flüchtlinge dabei, selbstbestimmt Entscheidungen zu treffen. Ziel vom Empowerment ist es Menschen dazu zu befähigen, ihre eigenen Strategien und Ressourcen zu entwickeln und zu nutzen, um autonom ihr Leben gestalten zu können.

durch zu unterstützen. Im selben Zuge möchte ich sie dahin gehend motivieren, dass sie ihren Weg selbst gehen und ihre Entscheidungen selbst treffen. Generell denke ich, dass die Menschen nicht allein gelassen werden sollten. Dieser Eindruck entsteht derzeit bei vielen Asylsuchenden, die in improvisierten Notunterkünften untergebracht worden sind, in denen sich das Personal nur geringfügig oder gar nicht mit den Abläufen und Bedürfnissen der Schutzsuchenden auskennt. Sie benötigen meiner Ansicht nach Ansprechpartner (insbesondere bei Behörden) mit klaren Zuständigkeiten, an die sie sich mit ihren Fragen und Bedürfnissen wenden können. Die Unterstützung und Begleitung von und durch ehrenamtlich Aktive, beispielsweise bei Behördengängen, erachte ich als ebenfalls sehr wertvoll. Auf der anderen Seite halte ich es aber auch für wichtig, dass Asylsuchende nicht aus übersteigertem Mitleid „in Watte gepackt“ werden, sondern als gleichberechtigte Menschen mit eigenen Ansichten behandelt werden. So ist der Unterstützungsbedarf bei den Schutzsuchenden sehr verschieden. Manche benötigen täglichen Beistand und Hilfe, andere möchten wiederum alleine ihren Weg gehen. Dies sollte sowohl ehren- als auch hauptamtlichen Mitarbeitenden in der Flüchtlingsarbeit stets bewusst sein.

Neben einem zeitnahen Zugang zu Sprachkursen und Beschäftigungsmöglichkeiten (zum Beispiel Praktika, Ehrenamt, Minijobs, Voll- und Teilzeitanstellungen) ist es wichtig, den neu eingereisten Personen langfristige Perspektiven aufzuzeigen. Dies ist meiner Einschätzung nach insbesondere durch ein faires und schnelles Asylverfahren möglich. Denn die Ungewissheit darüber, ob sie in Deutschland bleiben dürfen oder nicht, kann sich für die Betroffenen nach einer gewissen Zeit zu einer zermürbenden emotionalen und psychischen Belastung entwickeln. Für die langfristige Integration nach einem positiv entschiedenen Asylverfahren ist häufig ein schnelles Anerkennungsverfahren der beruflichen Tätigkeiten und/oder akademischen Abschlüsse von Bedeutung. Dies wurde durch das Inkrafttreten des Anerkennungsgesetzes 2012 bereits von der Politik erkannt. Meiner Einschätzung nach werden allerdings darüber hinaus neue flexiblere Anerkennungsverfahren für Personen, die zum Beispiel

im Familienbetrieb einen Beruf erlernt haben, gebraucht. Dies ist derzeit sehr kompliziert, da ihnen keine Zertifikate einer klassischen deutschen Berufsausbildung vorliegen und sie damit ihre Berufserfahrung nur schwer anerkennen lassen können. Generell erleben viele Familien, insbesondere häufig die Väter (aber auch Mütter) als Familienernährer_in, eine Abwertung ihres kulturellen Kapitals. Um dies aufzufangen, ist eine schnelle Arbeitsmarktintegration vonnöten, die von den deutschen Sprachkenntnissen abhängt. Ein besonderer Fokus sollte meiner Einschätzung nach auf die Förderung von Frauen gelegt werden. Abhängig von ihrem Herkunftsland und den damit gegebenenfalls verbundenen traditionellen Rollenverteilungen (der Ehemann geht einer Beschäftigung nach, die Frau erzieht die Kinder) benötigen Frauen, die in der Vergangenheit nicht berufstätig waren, Unterstützung beim Arbeitsmarktzugang. Hand in Hand gehen diese Fördermaßnahmen mit einer angemessenen Betreuung und Beschulung von geflüchteten Kindern und Jugendlichen, die sich neben den alterstypischen Bedürfnissen eventuell auch eine zusätzliche Unterstützung wünschen. Nicht vergessen werden sollte hierbei, dass auch die pädagogischen Fachkräfte in Kita und Schule angemessen begleitet und fortgebildet werden sollten – und die Einrichtungen entsprechend personell ausgestattet werden. Die bereits in vielen Teilen Deutschlands stattfindende interkulturelle Öffnung der Regeldienste sollte weiterverfolgt, zur Chefsache erklärt und dadurch wirksam werden.

Viele Menschen, die in den letzten Jahren neu in Deutschland angekommen sind, haben einige Fragen in ihrem Gepäck mitgebracht. Wie können meine Kinder zur Schule gehen? Bekomme ich neue Zähne und ein Haus? Ab welchem Zeitpunkt kann ich arbeiten? Das sind nur wenige Beispiele. Bei all diesen Fragen können Beratungsstellen hilfreich sein. Ich würde mir wünschen, dass interessierte Personen von Behörden und von Helfenden auf diese Angebote aufmerksam gemacht werden.

Abschließend bleibt zu sagen, dass Integration ein beidseitiger Aushandlungsprozess ist, der nur gelingen kann, wenn sowohl die erst kurz in

Deutschland lebenden Schutzsuchenden als auch die Aufnahmegesellschaft gemeinsam daran arbeiten. Die Akzeptanz der deutschen Bürger_innen zeigt sich je nach Region sehr unterschiedlich. So nehme ich auf der einen Seite eine hohe Willkommenskultur und auf der anderen Seite Ängste und Fremdenfeindlichkeit wahr. Meiner Einschätzung nach wird ein niedrigschwelliger Zugang zu Integrationsangeboten für beide Seiten benötigt, um Vorurteile abzubauen und Lösungswege aufzuzeigen.

Wir sollten nicht vergessen, dass Menschen zu uns kommen, die genauso unterschiedlich sind wie unsere deutsche Gesellschaft selbst.

Zur Person Eva Lutter

Eva Lutter arbeitet seit 2014 in der Asylverfahrensberatung und Migrationsberatung bei der Caritas, auf dem Gelände einer Erstaufnahmeeinrichtung für Geflüchtete in Friedland. Vor ihrem Studium der Sozialen Arbeit an der Universität Kassel, war sie als Verkaufsfrau in Kultureinrichtungen im In- und Ausland (darunter das Goethe-Institut Ghana) tätig. Außerdem engagierte sie sich unter anderem im Flüchtlingsbereich als Aktionsreferentin bei der Menschenrechtsorganisation Gesellschaft für bedrohte Völker e.V.

DIE MEDIZINISCHE VERSORGUNG UND INTEGRATION

Dr. Jürgen Rissland • Dr. Ute Teichert

Die medizinische Versorgung von Flüchtlingen ist bundesweit das dominierende Thema unter Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern in allen deutschen Gesundheitsämtern. Durch die in 2015 rasant gestiegene Zahl von Menschen auf der Flucht, die in Deutschland ankommen, wird das medizinische Versorgungssystem mit dem öffentlichen Gesundheitsdienst sowie der ambulanten und stationären Regelversorgung vor eine große Herausforderung gestellt. In den meisten Bundesländern übernimmt der öffentliche Gesundheitsdienst die Aufgabe der im Paragraph 62 des Asylgesetzes vorgeschriebenen Erstaufnahmeuntersuchung in Kombination mit einem Impfangebot. Sinn und Zweck dieser Untersuchung ist die Erkennung und gegebenenfalls Behandlung von bestimmten Infektionskrankheiten, da diese aufgrund ihres möglichen schweren Verlaufes und ihrer Übertragbarkeit eine Gefahr für den Asylsuchenden selbst, aber auch für die anderen Bewohner der Gemeinschaftsunterkünfte darstellen können. Dazu gehören insbesondere Erkrankungen wie Tuberkulose, Masern, Windpocken, Norovirus sowie Krätze und Läuse.

Aber was genau umfassen die Erstaufnahmeuntersuchungen in den Landesaufnahmestellen? Die Festlegung des Umfangs der Erstaufnahmeuntersuchung liegt im Zuständigkeitsbereich der Bundesländer. Allerdings hat das Robert Koch-Institut in Anlehnung an einen Vorschlag des Bundesverbandes der Ärztinnen und Ärzte des Öffentlichen Gesundheitsdienstes im Oktober 2015 eine Empfehlung für einen Mindeststandard ausgesprochen, der im Sinne des Infektionsschutzes vor oder unverzüglich nach einer Aufnahme in die Gemeinschaftsunterkunft durchgeführt werden soll. Bestandteil dieser pragmatischen Empfehlung, die auch die damalige Situation mit einer täglich sehr hohen Anzahl ankommender

Personen und viel zu wenig Personal in den Gesundheitsämtern berücksichtigt, waren und sind zunächst die Aufklärung des Asylsuchenden über den Zweck der Erstaufnahmeuntersuchung und die Erhebung demografischer Daten. Danach folgen die Befragung und die körperliche Inspektion. Neben einer Messung der Körpertemperatur wird die Haut auf das Vorhandensein von infektionsverdächtigen Zeichen untersucht, wie Hautausschläge an Gesicht und Hals als Ausdruck einer akuten Masern- oder Windpockeninfektion. Außerdem werden Auffälligkeiten in speziellen Körperregionen festgehalten, zum Beispiel der Hände sowie der Zwischenfingerräume bei Krätze-Befall oder der Kopfhaut hinter den Ohren beim Vorhandensein von Läusen. Hinzu kommt ab dem 16. Lebensjahr eine verpflichtende Röntgenaufnahme des Brustkorbes zum Ausschluss einer ansteckenden Tuberkulose. Für jüngere Personen und Schwangere stehen bei einem entsprechenden Verdacht immunologische Testverfahren zur Verfügung. Die Ergebnisse der Untersuchung unterliegen der Vertraulichkeit – der ärztlichen Schweigepflicht – und haben keinen Einfluss auf das Asylverfahren. Im Übrigen gelten die gesetzlichen Regelungen wie für die gesamte Bevölkerung: Wird bei der Untersuchung der Verdacht oder das Vorliegen einer meldepflichtigen Krankheit gemäß Paragraph 6 des Infektionsschutzgesetzes oder eine Infektion mit einem Krankheitserreger gemäß Paragraph 7 des Infektionsschutzgesetzes festgestellt, so ist dies dem zuständigen örtlichen Gesundheitsamt zu melden.

Welche Rolle spielt eigentlich der Impfschutz im Rahmen der Erstaufnahmeuntersuchung? Auch eine Impfausweiskontrolle ist Bestandteil dieser medizinischen Maßnahme. Die meisten Asylsuchenden sind allerdings nicht im Besitz eines Impfausweises. Asylsuchende stammen häufig aus Ländern oder Bevölkerungsgruppen mit einem eingeschränkten Zugang zu medizinischer Versorgung und Impfungen. Da sie aber in den Erstaufnahmeeinrichtungen wie auch in kommunalen Gemeinschaftsunterkünften über längere Zeit oftmals eng zusammenleben müssen, erhöht sich die Wahrscheinlichkeit für Ausbrüche von Infektionskrankheiten in diesen Einrichtungen, und dem sollte frühzeitig begegnet werden. Ziel ist

dabei neben dem Schutz des Einzelnen auch der Schutz der Gemeinschaft vor Erkrankung.

Der häufig unklare Impfstatus von Asylsuchenden macht es notwendig, Impfungen möglichst frühzeitig nach ihrer Ankunft in Deutschland nachzuholen. Dabei gelten die Empfehlungen der Ständigen Impfkommission beim Robert Koch-Institut als Maßstab. Allerdings ist zu berücksichtigen, dass die Verweildauer der Asylsuchenden in Erstaufnahmeeinrichtungen von wenigen Tagen bis zu mehreren Monaten reichen kann. Daher haben sich Bund und Länder auf ein „Mindest-Impfangebot“ für ungeimpfte Asylsuchende und jene mit unklarem Impfstatus verständigt. Dieses umfasst in Situationen, in denen die Empfehlungen der Ständigen Impfkommission nicht vollständig umgesetzt werden können, am Alter des Asylsuchenden orientierte Empfehlungen. Auch hier stehen, ähnlich wie bei der Erstaufnahmeuntersuchung, die epidemiologische Bedeutung der Krankheiten, das Risiko von Ausbrüchen und der Schweregrad möglicher Erkrankungen im Zentrum der Überlegungen. So gehören unter anderem Impfungen gegen Masern, Windpocken, Kinderlähmung oder Keuchhusten zu diesem Vorgehen. Neben diesem Mindestangebot sind weitere Impfungen schon während des Aufenthaltes in den Erstaufnahmeeinrichtungen optional zu erwägen. Dazu gehört die saisonale Gripeschutzimpfung für alle Asylsuchenden – auch ohne Grunderkrankung. Nachholimpfungen, wie die zweite Masern-Mumps-Röteln-Impfung, sowie weitere Standard- und Indikationsimpfungen gemäß den Empfehlungen der Ständigen Impfkommission, unter anderem gegen humane Papillomviren oder Frühsommer-Meningoenzephalitis-Virus, können im weiteren Verlauf des Asylverfahrens in den Kommunen durchgeführt werden.

Welche Schwierigkeiten haben sich bei der medizinischen Erstversorgung der Flüchtlinge gezeigt? Bei den Erstaufnahmeuntersuchungen, die in Deutschland größtenteils vom Gesundheitsdienst, in einzelnen Bundesländern (wie zum Beispiel im Saarland) aber auch von speziell beauftragten Ärzten der Regelversorgung durchgeführt werden, stehen zunächst eher kommunikative und weniger kulturelle Schwierigkeiten im Vorder-

grund. Dieser Umstand ist sicherlich auch auf die besondere Lage der Flüchtlinge zurückzuführen, deren primäres Anliegen die Einleitung des Asylverfahrens ist. Die Sprachmittlung erfolgt dabei situationsabhängig sehr unterschiedlich. Die Bandbreite der Möglichkeiten reicht von der vergleichsweise häufigen Unterstützung durch Laien-Dolmetscher, wie Verwandte oder andere Asylsuchende, über die Kommunikation in der Landessprache durch ärztliche oder nicht ärztliche Mitarbeiter bis hin zum (seltenen) Einsatz professioneller Übersetzer. An einigen Orten wird auch auf das Videodolmetschen zurückgegriffen. Zwischenzeitlich wurden unter anderem über die Bundeszentrale für gesundheitliche Aufklärung mehrsprachige Informationsblätter und Aufklärungsbögen, insbesondere zu Impfungen, entworfen. Unter diesen Bedingungen, die regional sehr unterschiedlich sein können, haben sich insbesondere Versorgungssituationen mit komplizierten Einzelfällen sowie die Kommunikation bei psychotherapeutischen Erkrankungen als kritisch herausgestellt. Da diese jedoch im Rahmen der Erstaufnahmeuntersuchung vergleichsweise selten auftreten, bleibt abzuwarten, wie das Regelversorgungssystem mit dieser Herausforderung wie auch mit den kulturbedingten Unterschieden in den Vorstellungen von Gesundheit und Behandlung umgehen wird.

Was sind eigentlich die Haupterkrankungen von Flüchtlingen? Und gibt es Unterschiede zwischen Frauen, Männern und Kindern? Routinedaten zur Gesundheit und Versorgungslage von Flüchtlingen sind bislang auf Bundesebene nicht verfügbar. Somit ist eine Beurteilung der Krankheits-situation von Flüchtlingen sowie deren gesundheitlicher Auswirkungen auf das Regelversorgungssystem derzeit (noch) nicht möglich. Da die Erstaufnahmeuntersuchung vor allem nach übertragbaren Krankheiten sucht, kann über diese am Besten Auskunft erteilt werden. Der vom Robert Koch-Institut monatlich herausgegebene Bericht zu den übermittelten, meldepflichtigen (Infektions-)Krankheiten belegt, dass Windpocken, Tuberkulose und virusbedingte Durchfallerkrankungen den größten Teil der infektiösen Krankheitslast ausmachen. Kinder und Jugendliche sind dabei am häufigsten betroffen. Aus schriftlichen Befragungen ist zudem

bekannt, dass Versorgungsbedarfe bei Schwangeren in der Regel gut erkannt und gelöst werden. Größere Defizite scheinen jedoch bei der Versorgung von Asylsuchenden mit psychischen oder mit schwerwiegenden chronischen Erkrankungen sowie von Kindern asylsuchender Familien aufzutreten.

Stellt sich die Frage, ob und wie Flüchtlinge eigentlich in das deutsche Gesundheitssystem integriert sind oder werden? Bislang haben Asylsuchende in den meisten Bundesländern für einen Zeitraum von bis zu 15 Monaten keinen direkten Zugang zum Regelversorgungssystem, nachdem sie einen Asylantrag gestellt haben und die Erstaufnahmeuntersuchung durchgeführt wurde. Dies bedeutet zum einen, dass die Integration der seit Mitte 2015 eingetroffenen Flüchtlinge in das deutsche Gesundheitssystem bislang (Stand Mai 2016) noch nicht stattgefunden hat. Zum anderen ist damit verbunden, dass die Finanzierung von medizinischen Leistungen in dieser Zeit Aufgabe der Gemeinden und Kommunen ist und somit eine vorherige Absprache über die sachliche Notwendigkeit und die Kostenübernahme erforderlich ist. Ausnahmen stellen medizinische Notfälle dar, bei denen Leistungen jederzeit in Anspruch genommen werden können. Da mit der Prüfung des medizinischen Bedarfs ein bürokratischer Aufwand und Zeitverluste verbunden sind, haben einige Bundesländer wie Hamburg, Bremen oder Nordrhein-Westfalen eine elektronische Gesundheitskarte eingeführt. Diese wird von den aufnehmenden Gemeinden bei der für die Asylsuchenden zuständigen Krankenkasse beantragt. Allerdings ist mit der elektronischen Gesundheitskarte nur ein eingeschränkter Leistungsumfang im Vergleich zu gesetzlich Krankenversicherten verbunden. Nach den 15 Monaten erhalten alle Flüchtlinge eine Krankenkassenkarte, die ihnen die gleichen Möglichkeiten wie deutschen gesetzlich Krankenversicherten eröffnet.

Gibt es Wünsche hinsichtlich der medizinischen Versorgung und Integration von Flüchtlingen? Das Engagement des öffentlichen Gesundheitsdienstes im Rahmen der Erstaufnahme sowie die bundesweite Bereit-

schaft zu ehrenamtlicher Tätigkeit in der Versorgung von Flüchtlingen waren und sind ein großartiger Ausdruck der vorherrschenden Willkommenskultur. Aber ehrenamtliches Engagement ist nicht nachhaltig genug und der zivilgesellschaftliche Sektor alleine kann langfristig kein verlässlicher Partner des öffentlichen Gesundheitsdienstes in der medizinischen Versorgung von Flüchtlingen sein. Der öffentliche Gesundheitsdienst begrüßt daher eine schnelle Aufnahme der Flüchtlinge in das System der Regelversorgung, nicht zuletzt deswegen, weil eine adäquate medizinische Versorgung ein elementarer Bestandteil der Integration im Sinne der Genfer Flüchtlingskonvention sowie der bewährten Standards gemäß den Vorgaben der Vereinten Nationen ist.

Ziel aller Beteiligten ist, durch langfristige und weitsichtige Planung und Koordinierung den Bedürfnissen gerecht zu werden und die Flüchtlinge nach internationalen Standards adäquat zu versorgen. Eine gut koordinierte Zusammenarbeit zwischen den kassenärztlichen Vereinigungen, dem stationären Sektor und dem öffentlichen Gesundheitsdienst ist dabei notwendig, um eine adäquate medizinische Versorgung der Migranten und Flüchtlinge zu gewährleisten. Dazu gehört insbesondere auch, im Regelversorgungssystem interkulturelle Kompetenz sowie eine ausreichende Sprachmittlung sicherzustellen. Um die für eine effektive Versorgung notwendige Abstimmung zu gewährleisten, sind regionale Netzwerke der beteiligten Institutionen mit einer längerfristigen Perspektive sinnvoll. Der momentan finanziell und personell ausgedünnte öffentliche Gesundheitsdienst kann die Vorgaben und Erwartungen der Politik auf kommunaler, Länder- und Bundesebene jedoch zurzeit nur eingeschränkt und auf Dauer gar nicht umsetzen. Daher sollten die Gesundheitsämter vor Ort vorrangig aufsuchende Gesundheitsangebote wie Impfungen und eine sozialkompensatorische individuelle Versorgung im Rahmen einer gemeindebasierten psychiatrischen Versorgung aufbauen. Darüber hinaus wird zukünftig in den Erstaufnahmeeinrichtungen und Gemeinschaftsunterkünften eine aufsuchende Gesundheitsfürsorge von zentraler Bedeutung sein, insbesondere in Regionen, in denen das System der Regelversorgung durch Vertragsärzte bereits lückenhaft ist. Hierfür ist

eine Kooperation mit anderen Partnern und mit den zuständigen Stellen der kommunalen Verwaltungen erforderlich.

Um der Größe der Herausforderung dauerhaft gewachsen zu sein und die erworbene Expertise zur medizinischen Versorgung von Flüchtlingen im öffentlichen Gesundheitsdienst zu verankern, bedarf es zwingend einer besseren finanziellen und personellen Ausstattung in diesem Bereich. Dann wird der öffentliche Gesundheitsdienst ein verlässlicher Partner in der Versorgung aller Menschen in Deutschland sein, insbesondere derer, die subsidiäre (durch den Staat unterstützende) und aufgrund von speziellen Problemlagen sozialkompensatorische (umfassende, auch aufsuchende) Versorgung benötigen.

Zur Person Dr. Jürgen Rissland

geboren 1966 in Homburg/Saar, Studium der Humanmedizin ebenda. Arbeitet seit 2002 im Öffentlichen Gesundheitsdienst in verschiedenen leitenden Positionen. Seit 2011 Leitender Oberarzt und ständiger stellvertretender Leiter am Institut für Virologie/Staatliche Medizinaluntersuchungsstelle des Universitätsklinikums des Saarlandes. 2010 bis 2016 Sprecher des Fachausschusses „Infektionsschutz“ im Bundesverband der Ärztinnen und Ärzte des Öffentlichen Gesundheitsdienstes (BVÖDG) und seit 2014 Vorsitzender des entsprechenden Landesverbandes im Saarland.

Zur Person Dr. Ute Teichert

geboren 1962, Fachärztin für Öffentliches Gesundheitswesen. Studierte Humanmedizin an der Rheinischen Friedrich-Wilhelms-Universität in Bonn mit Auslandsaufenthalten in Frankreich, Spanien und Schweiz. Arbeitet seit 1998 im Öffentlichen Gesundheitsdienst in verschiedenen leitenden Positionen. Seit 2014 Leiterin der Akademie für Öffentliche Gesundheitswesen in Düsseldorf. Zudem Vorsitzende des Bundesverbandes der Ärztinnen und Ärzte des Öffentlichen Gesundheitsdienstes (BVÖGD).

GESCHABTE SPÄTZLE FÜR AHMAD

Lea Gronenberg

Nächstes Mal koche ich“, stellte unser neuer Mitbewohner fest. Es war Anfang Dezember und wir haben das erste Mal zusammen in unserer Dreier-WG gegessen. Franziska stand dafür stundenlang in der Küche und hat Spätzle geschabt. Es war ihre Idee, etwas typisch Deutsches zu kochen, um Ahmad willkommen zu heißen. Ahmad kommt aus Syrien und wohnt nun in unserer WG in Hannover-Linden. Da leider keine Spargelzeit war und Grünkohl selbst für viele Niedersächsinnen und Niedersachsen zu speziell ist, wichen wir auf die schwäbische Küche aus – die in Linden typische Sülze mit warmer Remoulade möchte man schließlich auch niemandem zumuten.

Als unsere Mitbewohnerin ankündigte, bald auszuziehen, brachte ich die Idee ein, das Zimmer einem Flüchtling zur Verfügung zu stellen. Es war eine spontane Idee, die auch die anderen überzeugte. Wir hatten ein freies Zimmer und suchten so oder so eine neue, uns unbekannt Person, die mit uns zusammenleben möchte. Gleichzeitig wurden Menschen in Massenunterkünften in Turnhallen, Schulen und Lagerhallen oder Containern untergebracht, in denen sie kaum eine Privatsphäre oder Anschluss an die Stadtgesellschaft haben.

Die Frage war nur: Wie kommt man in Kontakt mit Geflüchteten, die ein WG-Zimmer suchen? Zuerst versuchte ich mein Glück bei der Stadt – vergeblich. Die Stadt vermittelte lediglich Wohnungen, keine WG-Zimmer. ‚Was für ein Quatsch‘, dachten wir uns. Wer beispielsweise wegen des Studiums in eine neue Stadt zieht, sucht schließlich aus guten Gründen eher eine WG als eine eigene Wohnung. Ein WG-Zimmer ist günstiger und man lernt direkt neue Leute kennen, die einem die Stadt zeigen können. An diese Überlegung knüpft auch die Initiative „Flüchtlinge Will-

kommen“ an, auf die mich schließlich ein Freund aufmerksam machte: *„Die Unterbringung von geflüchteten Menschen in privaten Unterkünften hält für beide Seiten Vorteile bereit: Die Flüchtlinge wohnen in einer angemessenen Unterkunft, finden besser Anschluss und lernen schneller die Sprache. Ihr lernt eine andere Kultur kennen und helft einem Menschen in einer schwierigen Situation“*, schreiben die Initiatorinnen und Initiatoren von „Flüchtlinge Willkommen“ auf ihrer Homepage.

Auf dieser Homepage meldete ich unsere WG an: In welcher Stadt leben wir, mit wie vielen Menschen wohnen wir zusammen, welche Sprachen sprechen wir, wie viel kostet das Zimmer, wann ist es frei, was machen wir in unserem Leben – eigentlich eine ganz normale WG-gesucht-Anzeige.

Anders als bei der gewöhnlichen Suche nach Mitbewohnerinnen und Mitbewohnern mussten wir uns allerdings Gedanken über die Finanzierung des Zimmers machen. Geflüchtete dürfen in Deutschland nicht ohne Weiteres arbeiten und auch staatliche Unterstützung ist an den jeweiligen Status geknüpft. Da wir unsere Suche nicht vom rechtlichen Status eines Menschen abhängig machen wollten, das Zimmer aber auch nicht kostenfrei anbieten konnten, wies uns „Flüchtlinge Willkommen“ auf das Konzept von „Mikrospenden“ hin. Dabei steuern mehrere Personen monatlich einen kleinen Betrag zur Miete bei. Also fingen wir an Freundinnen und Freunde, Bekannte und Arbeitskolleginnen und Arbeitskollegen anzuschreiben und ihnen von unserem Vorhaben zu erzählen. Darüber kamen wir mit vielen Menschen ins Gespräch. Die Reaktionen waren überwiegend positiv und wir bekamen sehr viel Zuspruch. Kaum jemand hatte vorher überhaupt von der Möglichkeit gehört, Geflüchtete an WGs zu vermitteln. Viele freuten sich über die Möglichkeit, sehr konkret und unkompliziert Geflüchtete zu unterstützen. Einige waren jedoch auch skeptisch. Häufiger äußerten Menschen ihre Besorgnis darüber, wie es wohl sei, wenn bei uns ein geflüchteter Mann einziehen würde. Es schien dabei nicht notwendig zu sein, die damit verbundenen Befürchtungen näher auszuführen oder zu begründen. Selbst im engeren

Bekanntenkreis wurden rassistische Vorurteile über das Frauenbild „nicht westlicher“ Männer reproduziert.

Ungefähr einen Monat nach unserer Anmeldung bei „Flüchtlinge Willkommen“ erhielten wir eine Nachricht von „Du bist willkommen“, einer Gruppe in Hannover, die mit „Flüchtlinge Willkommen“ zusammenarbeitet. Sie hätten einen potenziellen Mitbewohner für uns gefunden: Ahmad. Er sei sehr offen und kommunikativ, komme aus Syrien und habe dort Wirtschaft studiert, schrieb Alena. Außerdem liebe er Musik. Bisher sei Ahmad in einer Turnhalle untergebracht und hätte nun die Möglichkeit, für ein paar Wochen zur Zwischenmiete in einer WG zu wohnen. Es sei ein großer Wunsch von ihm, langfristig in einer WG zu leben und nicht zurück in die Turnhalle zu müssen.

Nicht nur, weil Alena in ihrem Schreiben versicherte, dass Ahmad „seehr nett“ sei, sondern vor allem, weil er unseren grundlegenden Vorstellungen von einem neuen Mitbewohner entsprach (Student, Mitte 20), wollten wir Ahmad gerne kennenlernen. Der Vorschlag, uns in einem Café zu treffen, irritierte uns etwas, da er so ja überhaupt keine Möglichkeit hätte, sein potenzielles neues Zuhause zu begutachten. Stattdessen luden wir Ahmad und Alena für das folgende Wochenende zu Kaffee und Kuchen in unserer Küche ein. Auf Englisch und manchmal mit Händen und Füßen tauschten wir uns darüber aus, was wir machen, was wir mögen und wie wir als WG zusammenleben – ein ganz normales Kennenlernen. Nach dem Gespräch war uns klar, dass wir uns gut vorstellen konnten, mit Ahmad zusammenzuleben, und freuten uns sehr über seine Zusage.

Danach machten Franziska und ich absurde Erfahrungen mit der deutschen Bürokratie, die für Ahmad zum Alltag gehören. So benötigte Ahmad zunächst die Erlaubnis, sich eine Wohnung suchen zu dürfen, dann musste Franziska als Hauptmieterin bestätigen, dass er bei uns einziehen könnte. Bevor er den Untermietvertrag unterschreiben durfte, musste er diese Bestätigung beim Jobcenter einreichen, die anschließend wiederum eine Kopie des Vertrages benötigten, um Ahmad die Miete zu

überweisen. Zum Glück hatte „Du bist willkommen“ bereits Erfahrung mit diesen Abläufen und kümmerte sich um alles, sodass Ahmad Anfang Dezember bei uns einziehen konnte.

An unserem ersten WG-Abend erzählte Ahmad von Syrien. Er zeigte uns Fotos von seiner Familie, die noch dort lebt. Er schreibt sich regelmäßig mit ihnen über einen Messenger und telefoniert mit ihnen. Manchmal aber erreicht er sie nicht, weil das Internet in Syrien ausgefallen ist. Er zeigte uns außerdem Fotos von der Straße, in der er gelebt hat. Es sind Vorher-nachher-Bilder einer zerstörten Straße, wie sie oft im Internet geteilt werden. Nur dass es dieses Mal nicht irgendeine Straße ist, sondern die, in der unser neuer Mitbewohner gelebt hat.

Später erzählt Ahmad bei einem Herri, einem lokalen Bier aus Hannover, von seiner Flucht, wie er tagelang zu Fuß unterwegs war. Viel lieber redet er aber über seine Pläne in Deutschland. Er will die Sprache lernen und sein Studium mit einem Masterabschluss in Wirtschaft abschließen – das einzige Hindernis ist wieder mal die deutsche Bürokratie. Seit Ahmad eine Gitarre hat, macht er auch wieder Musik. So ist vielleicht die größte Veränderung in unserer WG, dass häufiger auf Arabisch gesungen wird. Außerdem freuen wir uns darauf, dass es nun in unserer Lindener Küche nicht nur schwäbische Spätzle, sondern auch syrischen Fisch zu essen gibt.

Zur Person Lea Gronenberg

Lea Gronenberg wurde 1990 geboren und wuchs als Dorfkind bei Hannover auf. Im alternativen Jugendcafé Falkenkeller in Barsinghausen und bei den Jusos engagierte sie sich für eine solidarische Gesellschaft. Zum Studium der Politikwissenschaft zog sie nach Hannover und lebte dort in verschiedenen Wohngemeinschaften – zuletzt in Linden-Mitte mit Franziska und Ahmad. Anfang 2016 verließ sie die WG und Hannover, um die Jusos Berlin als Landessekretärin zu unterstützen.

ICH TUE ZU WENIG

Neil Malik Abdullah

Das Thema Flucht ist nicht neu. Menschen fliehen leider seit jeher in der Geschichte. Wenn man so will, dann bereits seit Moses, der laut dem Alten Testament aus der Knechtschaft in Ägypten floh.

All die Menschen, die heute nach Deutschland kommen, verfolgen ein Ziel: ein besseres und sicheres Leben. Ich bin froh, dass nur die Minderheit in Deutschland mit der heutigen Flüchtlingssituation so unbedacht umgeht. Wüsste mir manches Mal für die Ignoranten eine Woche Krieg und wirtschaftlichen Ruin. Nur eine Woche, in der Pegida-Anhänger oder AfD-Wähler aus ihrem Heim verjagt werden würden und um ihr Leben flüchten müssten. Diese Woche wünschte ich all denen, die hirnlos handeln, mit der Hoffnung, sie würden dadurch vielleicht ihre Augen und Herzen für die Situation der zu uns Fliehenden öffnen. Ich bin froh, dass die Ignoranten in der Minderheit sind, und glücklich über die helfenden Hände der Mehrheit. So wie auch in meiner Wahlheimatstadt Hamburg. Mir kommen oft die Tränen, wenn ich die ehrenamtlichen Helfer sehe, ohne die so vieles nicht möglich wäre. Danke! Ich schäme mich, selbst nicht mehr zu leisten. Deutschland packt mit an und macht mich glücklich, in diesem Land leben zu dürfen.

Niemand kann sich dem multikulturellen Wandel entziehen. Deutschland wird bunter. In dem Film „Kaddisch für einen Freund“ spielte ich den resoluten, arabischen, muslimischen Vater einer Flüchtlingsfamilie mit Duldung in Berlin-Kreuzberg. Dieser versucht seinen Sohn Ali von dem jüdischen Nachbarn Alexander fernzuhalten. Einem betagten Russen. Er wohnt eine Etage über ihnen und ihm droht die „Abschiebung“ in ein Pflegeheim. Zwei Religionen prallen auf engstem Raum aufeinander. In dem Film ist es schön zu sehen, dass es letztlich egal ist, wie viele Vorurteile wir gegen-

über dem Fremden haben, am Ende zählt nur die Menschlichkeit und der muslimische Junge Ali spricht am Grab des alten Mannes das jüdische Gebet – das Kaddisch. Für einen Freund. Für Alexander.

Angst vor Menschen anderer Ethnien, Religionen und Kulturen entsteht in der Ratio: Ich denke: ‚Das Fremde will mir meinen Schutzraum nehmen und es ist eine Gefahr für mich und meine Liebsten.‘ Vielleicht habe ich auch eine (zufällig die erste) schlechte Begegnung mit „dem Fremden“ gehabt und fürchte eine Wiederholung. In jedem Fall produziere ich durch meine Vorstellung und Mutmaßung Angst in mir. Was wäre, wenn wir unsere Ratio auf „Stand-by“ stellen würden und unsere Herzen öffneten?

Ein interreligiöser Dialog muss stattfinden. Dialog heißt, wir müssen miteinander reden. Das alleine hilft meistens nicht, wenn wir nicht mit der Grundhaltung in den Dialog gehen, den anderen auch verstehen zu wollen. Ich gehe erst mit jemandem in den Dialog, wenn ich die innere Haltung habe, mir seine Sicht näher ansehen zu wollen. Viele missinterpretieren die Religion und sehen nur ihren eigenen Standpunkt. Sie wollen auch nicht über den Tellerrand hinausschauen. Doch der Dialog beginnt in unseren Herzen. Wenn wir diese sprechen lassen, sehen wir auch den Standpunkt des anderen.

Ich als Österreicher, der in Deutschland lebt, mit arabischen Wurzeln und einer Herkunft aus der Türkei sowie griechisch-orthodoxer Konfession kämpfe jeden Tag gegen Vorurteile. Heute mehr denn je. Sei es gegen die der Deutschen, mit oder ohne Migrationshintergrund, aber auch gegen die der Ausländer. Vorurteile müssen nicht immer negativ sein. Ich werde oft von Iranern angesprochen, ob ich aus dem Iran käme. Türken sprechen regelmäßig Türkisch mit mir. Alle haben sie ein Vorurteil mir gegenüber gemeinsam: Sie glauben, ich sei Moslem.

Mit der Flüchtlingsproblematik in Deutschland kommen neue Vorurteile auf. Sowohl von deutschen Bürgern ohne Migrationshintergrund

als auch von denen mit Migrationshintergrund. Von jenen, die glauben, „echte Deutsche“ zu sein, und denen, die vergessen haben, dass ihre Eltern, Großeltern und Urgroßeltern auch irgendwann mal ein besseres und sicheres Leben in Deutschland gesucht haben. Und die Fernseh- und Filmwelt bedient natürlich diese Vorurteile. Nun ja, mit meinem Aussehen wurde ich sehr oft als arabischer, albanischer, türkischer, iranischer, afghanischer Bösewicht besetzt. Schutzgelderpresser, Drogendealer, Mafiaboss, Zuhälter und so weiter. Ich spiele sehr gerne den Bösewicht, wenn die Rolle eine gewisse Tiefe hat. Sie muss facettenreich und mit menschlichen Zügen sein. Ich lehne grundsätzlich Klischeerollen ab, in denen der Ausländer als akzentsprechender dummer Krimineller dargestellt wird. Auch werde ich sehr oft für muslimische Rollen besetzt. Ich als Schauspieler habe die Aufgabe, meine Rollen authentisch zu spielen. Da ist es irrelevant, welche Religion, Sexualität, Kultur ich als Protagonist habe.

Deutschland ist im Wandel. Die Medien können und müssen interkulturell denken und handeln. Heute spiele ich auch mal einen Anton Schmidt oder einen deutschen Ajmal. Mal bin ich der integrierte wohlhabende iranische Vater und dann wieder der Verführer. Wir Menschen haben alle Vorurteile. Wichtig ist, dass wir unsere Schubladen nicht abschließen und den Schlüssel verlieren. Wichtig ist, dass wir unsere Schubladen immer wieder neu sortieren.

Es herrschen sehr viele Vorurteile in Deutschland. Auch die Flüchtlinge bringen sehr viele davon mit. Das Einzige, was hier hilft, ist Aufklärung. Das Unbekannte, haben wir gelernt, ist eine Gefahr. Weil der Mensch in erster Linie egoistisch ist, schaut er, dass es ihm erst einmal gut geht. Es fängt ja im Sandkasten schon an: Spielt ein kleines Kind mit einer Schaufel und wird von einem anderen Kind dabei beobachtet, wie viel Spaß es mit der Schaufel hat, möchte das andere gerne mitspielen, wenn nicht sogar die Schaufel für sich haben. Für den Besitzer der Schaufel bedroht dieses Fremde den eigenen Raum. Kommen die Erzieher nicht auf die Idee, das Kind zu sozialem Verhalten zu erziehen, indem sie ihm klar ma-

chen, dass Teilen die Lösung ist, wird es versuchen, sein Hab und Gut zu schützen. Leider sind viele Kinder nicht mit dem Teilen vertraut. Das Fremde wird so immer als Gefahr gesehen werden. Aufklärung kann daher helfen, die Vorstellung von Gefahr in Verbindung mit dem Fremden abzulegen und die Schubladen neu zu sortieren.

Es beginnt mit den „Großen“. Die Konzerne und ihre Werbung sind ein wichtiger Schritt in Richtung Integration. In welcher Werbung wird ein Mensch, der so aussieht wie ich, für die Vermarktung eines Produktes gebucht? Wenn es nach der Werbung geht, trinken Türken kein Bier, cremen sich arabische Frauen nicht ein und Schwarze gucken kein Fußball. Erst wenn dieser Schritt in der Werbung selbstverständlich wird, dann sind wir ganz nah an der Integration.

Selbst ich bin voller Vorurteile. Ich laufe durchs Leben und hab zu allem und jedem eine Meinung. Der Unterschied ist, ich gehe nicht mit dieser Meinung dogmatisch um. Ich lasse mich gerne eines Besseren belehren. Mein Beruf als Schauspieler hat mich gelehrt, immer eine Meinung zu haben und offen mit dieser umzugehen. Oft wird mein Vorurteil bestätigt, manchmal sortiere ich meine Schublade neu. Jedes Mal, wenn ich sie neu sortieren darf, bestärkt es mich darin, weniger Vorurteile zu haben. Und es lohnt sich immer.

Für mich ist Deutschland meine Heimat geworden. Wenn Pegida, AfD und Co. mich hier raushaben möchten, werfen sie mich aus meiner Heimat. Das ist illegal und menschlich das Letzte! Wer also in meine Heimat kommt, weil er oder sie ein besseres Leben sucht und/oder vor dem Tod flieht, ist herzlich willkommen. Ich würde das Gleiche tun. Ich benehme mich als Gast besser als in meinem eigenen Land. Um es mal einfach auszudrücken: Wenn es draußen friert und eisig kalt wird, sitze ich in meinem warmen Wohnzimmer und trinke meinen heißen Kakao. Klingelt es an der Tür und ein Mensch bittet um Obdach, weil er sonst draußen erfrieren würde, teile ich mit ihm mein Wohnzimmer und meinen Kakao. Fängt dieser Mensch aber an, meine Frau zu belästigen, mich zu besteh-

len, mein Wohnzimmer zu verwüsten, werde ich ihn rauswerfen. Mein Haus, meine Regeln! Es gibt niemanden, der gerne jemanden anderen in seinem Haus Regeln aufstellen lässt.

Ich als Schauspieler mit einem südeuropäischen, orientalischen Aussehen merke, wie wichtig Sprachen sind. Könnte ich zum Beispiel Spanisch, Französisch, Italienisch, Griechisch oder Iranisch, würde ich in all diesen Ländern arbeiten können. Stell dir vor, du bekommst Besuch aus Amerika und du möchtest deinem Gast deine Stadt zeigen. Du triffst dich abends mit Freunden. Stell dir vor, all deine Freunde sprechen kein Englisch. Ihr werdet euch auf Deutsch unterhalten. Beobachte dann bitte deinen Gast aus Amerika. Was wird er tun? Sprache heißt, sich mitteilen. Unsere verbale Sprache unterscheidet uns wesentlich von den Tieren. Wenn wir nicht die gleiche Sprache sprechen, finden wir auf Dauer nicht zusammen. Ich traf mal einen Kursteilnehmer, der sagte zu mir: „Allen, die meine Sprache nicht sprechen, gehe ich aus dem Weg.“ Auch wenn er offener gegenüber dem Fremden gewesen wäre, hätte die unterschiedliche Sprache ihn auf Dauer von den Anderssprechenden entfernt. Nicht, weil er es so gewollt hätte, vielmehr, weil es anders nicht gegangen wäre. Wir Menschen suchen immer den einfachsten Weg. Eine neue Sprache, insbesondere die deutsche Sprache zu lernen ist sehr herausfordernd. Bleibt es eine freie Entscheidung, in Deutschland Deutsch zu lernen, werden sich Gruppierungen bilden. Die der gleichen Sprache. Weil sie sich untereinander verstehen. Es entsteht eine Spaltung. Lernen Ausländer unsere Sprache, erhöht sich die Chance der Integration um ein Vielfaches.

Meine Eltern haben ein Haus in der Türkei. Dort haben sie eine syrische Flüchtlingsfamilie aufgenommen. Dafür hat mein Vater extra eine Etage mit Küche und Bad ausgebaut. Ich bin sehr stolz auf meine Eltern. Ich persönlich biete mich Flüchtlingen als Sprachrohr an, wenn ich ihnen unterwegs begegne. Eigentlich tue ich zu wenig und schäme mich dafür.

Zur Person Neil Malik Abdullah

geboren 1977 in Schwaz, Tirol. Österreichischer Schauspieler mit arabischem, türkischem und griechischem Hintergrund. Stammt aus einer christlichen griechisch-orthodoxen Familie und lebt in Hamburg. Schauspielausbildung an der Schule für Schauspiel, Meisterklassen am HB Studio, New York, sowie am Sanford Meisner Center und Meisner Studio in Los Angeles. Seit 2003 Auftritte in internationalen Kino- und Filmprojekten sowie Fernsehserien, unter anderem in „Kadisch für einen Freund“, der 2013 den Deutschen Filmpreis erhielt.

VIERBETTZIMMER MIT FLÜCHTLING

Widmar Puhl

Ach Mahmoud Habibi, mein lieber Freund, ich hoffe, Du kannst diese Zeilen eines Tages lesen und verstehen. Leider bin ich mir dessen nicht sicher. Oft denke ich an unsere gemeinsamen Wintertage im Krankenhaus, aber sie waren bald zu Ende, und ich weiß nicht, wie es mit Dir weitergeht. Kennen gelernt haben wir uns in der Stuttgarter Lungenklinik Schillerhöhe. Du hattest das Lehrbuch „Deutsch als Fremdsprache“ bei Dir und hast ständig Vokabeln und Redewendungen in ein großes Heft geschrieben. Stundenlang haben wir geredet, dem Schneetreiben vor dem Fenster zugeschaut und Scrabble gespielt, um einfache deutsche Wörter zu bilden. Natürlich funktionierte das nicht richtig, aber es war besser als nichts.

Wir haben uns gegenseitig viele Fragen gestellt – auf Deutsch und Englisch. Du hast eine App von meinem Smartphone kopiert, die einen Deutschkurs für Anfänger enthält – mit gesprochenen Sätzen auf Deutsch und arabischer Übersetzung: zum Hören und Üben dieser schwierigen Sprache mit den fremdartigen Lauten. Die Eingeborenen hier machen ja zum Teil wirklich seltsame Geräusche. Trotzdem sah erst alles so aus, als könnte es sehr schnell gehen mit Dir und der deutschen Sprache.

Stolz hast Du mir Deinen neuen Ausweis gezeigt: mit einem Namen, dessen Aussprache mich an den persischen Dichter und Mystiker Dschalāl ad-Dīn ar-Rūmī erinnert. Du warst erst vor drei Monaten gekommen und schon als Bürgerkriegsflüchtling anerkannt: 28 Jahre alt, ganz allein und doch nicht allein. Dein Zuhause: ein Heim mit 30 Schicksalsgenossen in einem Dorf, dessen Namen ich bis dahin noch nie gehört hatte: Dornhan bei Rottweil, der ältesten Stadt in Baden-Württemberg. Am Arsch der Welt. Dort gab es eine Unterkunft, aber keine Schule für Dich und keine Arbeit.

Du hattest Deinen syrischen Pass nicht vernichtet und konntest dem Jobcenter Deinen Gesellenbrief als Elektriker und Dein Hochschuldiplom als IT-Techniker aus Damaskus vorlegen. Aber ob diese Ausbildung hier ebenfalls anerkannt würde, konnten wir in unserer kurzen gemeinsamen Zeit nicht klären. In Deutschland gibt es keine Arbeit ohne gute Kenntnisse der deutschen Sprache, habe ich Dir erklärt, und keine qualifizierte Arbeit ohne offizielle Anerkennung der Qualifikation. Dieser Weg braucht Zeit, und deshalb warst Du manchmal schon verzweifelt in Deiner Ungeduld.

Du hast von Deiner Trauer erzählt, als Deine junge Frau vor zwei Jahren an einem Gehirntumor starb, und von Deiner Angst davor, entweder von Baschar al-Assad oder den Daesch-Milizen zwangsrekrutiert zu werden. Deine Eltern hatten daraufhin ihre Ersparnisse genommen und Dir geraten zu fliehen. Was Du in Deiner Heimat gesehen hast und auf dem Weg nach Deutschland, hast Du nicht erzählt. So weit waren wir noch nicht in unseren wenigen gemeinsamen Tagen.

Ich habe Dich aber auch glücklich erlebt wie ein kleines Kind: Als der Chefarzt ins Zimmer kam und sagte, was sie operiert hätten, sei kein Krebs gewesen, sondern schmerzhafte Schäden durch Parasiten in der Lunge. Einer der Pfleger spricht Arabisch und konnte Dir alles erklären. Du hast ihn umarmt und geweint vor Glück.

Oder als Du Besuch hattest von drei Türken aus Stuttgart, die zwei Leute aus einem Nachbardorf in Syrien mitbrachten. Es war ein lauter, fröhlicher orientalischer Familienbesuch. Sie haben Dir Essen, Obst und Süßigkeiten mitgebracht. Du hast mit uns allen geteilt, aber es waren Umarmungen und Momente einer Nähe, die Dir sehr gefehlt hat. Du hast mir ein Foto geschickt, da sitzt Du in einem Trainingsanzug mit der Aufschrift ITALY auf Deinem Krankenbett, vor Dir eine Schale mit Bananen und Mandarinen. Als die Schwester kam und bei dem griechischen Elektriker den Verband wechseln wollte, der keinen Job für seinen ausgelernten Sohn findet, warf sie Euch alle kurzerhand hinaus und schickte Euch in den Gemeinschaftsraum.

Einer von Deinen Landsleuten kam noch zweimal. Er war schon länger in Stuttgart und sprach nur Englisch. Von ihm hattest Du auch die Chiffre-

anzeige einer Wohnung. Ihr habt geglaubt, die Nummer sei die Telefonnummer des Vermieters. Ihr wusstet nicht, was eine anonyme Chiffreanzeige ist, die keinen Vermieter beim Namen nennt und die Höhe der Miete verschweigt. Ihr wusstet nicht einmal, in welcher Online-Zeitung oder auf welchem Online-Portal diese wahrscheinlich betrügerische Anzeige stand. Du dachtest, Du hättest schon fast eine Wohnung in der Nähe Deines Freundes. Ich wollte Dir erklären, dass es in Deutschland großen Wohnungsmangel und daher viele betrügerische Vermieter gibt und dass kein Jobcenter Dir eine eigene Wohnung zahlt, wenn Du in einer Flüchtlingsunterkunft wohnst und noch keine Arbeit hast. Aber hast Du mich wirklich verstanden?

Du hast gesagt: „In Stuttgart gibt es alles: Universität, Mercedes, Porsche, Bosch. Da finde ich auch bald Arbeit.“ Dein Freund hat Dir erzählt, dass Du für Vorstellungsgespräche ein Jackett brauchst. Er kam Dich abholen, und Du bist einfach mitgegangen – mittags um zwei, in einer dünnen Regenjacke ohne Kapuze. Dein Kumpel hatte gesagt: „In zwei, drei Stunden ist er wieder da.“ Beim Abendessen gegen 18 Uhr wurdest Du schon vermisst. Ich habe den verständnisvollen Pfleger informiert und der sprach für alle Fälle mit der Pforte und hielt Dir eine Kanne Tee warm. Gegen neun Uhr abends warst Du dann zurück. Weil um diese Zeit kein Bus mehr fuhr, warst Du zwei Stunden zu Fuß gelaufen. Es schneite, Du warst völlig durchgefroren, sehr nachdenklich und hattest kein Jackett gekauft: alles zu teuer.

Am Tag darauf wurdest Du entlassen und von einem väterlichen Heimleiter abgeholt: zurück nach Dornhan bei Rottweil. Als ich auch schon in der Reha-Klinik war, kam eine WhatsApp-Nachricht: „Hallo, wie gehts“. Ich schrieb kurz von Atemgymnastik, Inhalieren und Fitnessstraining und wollte wissen: „Was macht die deutsche Sprache? Hat das Jobcenter Deine Zeugnisse & Diplome anerkannt?“ Die Antwort: „Ich bin auf der Suche für das Haus zuerst. Nicht Deutsch lernen den ganzen Tag, wenn alle reden Arabisch“.

Zur Person Widmar Puhl

Widmar Puhl, 1951 in Zell (Mosel) geboren, studierte vergleichende Literaturwissenschaft und Philosophie in Köln. Seit 1978 lebt er als Autor und Redakteur im Raum Stuttgart und verfasste fürs Radio (SWR2) zahlreiche Kritiken, Features und Reiseberichte. Weiter veröffentlichte er verschiedene Lyrikbände, wie zum Beispiel „Wo der Regenbaum stand“, und Essays wie „Handfeste Luftschlösser: Vom praktischen Nutzen der Utopie“ oder „Die Quellen des Zorns. Gefahr für Rechtsstaat und Demokratie“.

KAPITEL 5

HEIMAT

DIE WÄRME VON ALEPPO UND DAMASKUS IN BERLIN

Dr. Raid Wahiba

(aus dem Arabischen von Günther Orth)

Wenn ich an mein Land Syrien denke, so denke ich in erster Linie an meine Stadt Aleppo, deren Wurzeln 13.000 Jahre zurückreichen und die damit als eine der am längsten durchgängig besiedelten Städte der Welt gilt. Aber diese lange Geschichte hielt die Kriegsparteien nicht davon ab, den größten Teil ihrer Altstadt zu zerstören. Auf der einen Seite wird Aleppo von einem tyrannischen Regime belagert, dem es nur darum geht, zu überleben. Andererseits fehlt es wohl auch vielen Bewohnern Aleppos an Kultur und sie beteiligten sich in ihrem Streben nach Freiheit und Würde paradoxerweise an der Zerstörung ihrer eigenen Stadt.

Bevor ich mit nichts als meinen Erinnerungen floh, war ich Dozent an der Privatuniversität al-Ma'mun Aleppos. Ich lehrte Betriebswirtschaft, das Fach, in dem ich 2012 meinen Dokortitel erwarb. Zuvor hatte ich 2005 an der Kairoer Ain-Shams-Universität einen Master in Finanzanalyse gemacht. Ich hatte verschiedene Jobs, aber Unterrichten war mir immer am liebsten, denn es gab mir das gute Gefühl, junge Menschen auf ihrem Weg in die Zukunft zu begleiten, und oft war ich auch Zeuge ihres Erfolges. Zudem heißt Unterrichten immer auch Diskutieren und die Suche nach Wissen und Tatsachen. Ich mochte mein Fach auch deswegen, weil ich schon immer der Meinung war, dass Wirtschaft einer der wichtigsten Motoren menschlicher und internationaler Beziehungen ist. Wer die Wirtschaft versteht, der hat ein tieferes Verständnis für das Leben.

Womöglich sind es auch direkte oder indirekte wirtschaftliche Interessen, die aus den friedlichen Forderungen der Syrer nach Freiheit und Würde einen Krieg gemacht haben. Wer immer auf syrischer Seite diesen gewinnt, wird zugleich ein Verlierer sein. Seit das Regime auf Demons-

tranten hat schießen lassen und ausländische Mächte intervenieren, bekämpfen sich in Syrien viele Akteure. Hier werden „Rechnungen“ beglichen und wirtschaftliche ebenso wie strategische Interessen durchgesetzt.

Aber die Tyrannei des Regimes bleibt die Wurzel allen Übels, denn sie war es, die der Korruption den Weg geebnet und den Extremismus genährt hat, sodass er heute ungehindert ins Land strömt, und sie ist verantwortlich dafür, dass ausländische Mächte sich einmischen konnten. Es ist falsch zu glauben, dass eine Diktatur Extremismus und Terror verhindert. Vielmehr ist die Beseitigung der Tyrannei nicht nur eine Option, sondern notwendig, um dem Extremismus die Grundlage zu entziehen.

Was in Syrien heute passiert, lässt sich nicht getrennt davon betrachten, was sich über Jahrzehnte angebahnt hatte. Tyrannei und Korruption führten zu einem Niedergang der Bildung, der Gesundheitsversorgung und von öffentlichen Leistungen. Überdeckt wurde dies alles nur durch die Freundlichkeit der Menschen und ihre Liebe zum Leben. Für die meisten Syrer war ihr größter Traum, ihren Kindern eine bessere Zukunft zu ermöglichen.

Nach fünf Jahren Krieg und Zerstörung ist es in Syrien heute ein Luxus, über bessere Bildung und Dienstleistungen zu sprechen. Angesichts dessen, was die Menschen in Teilen Syriens erleben, wirkt jeder Gedanke an die Zukunft wie Luxus. In Aleppo, ehemals die Wirtschaftshauptstadt des Landes, gibt es kein Trinkwasser mehr, keinen Strom und manchmal nichts zu essen. Wer wollte da noch von staatlichen Leistungen sprechen?

Gibt es angesichts dieses Leids überhaupt noch Hoffnung auf Frieden in Syrien? Ganz bestimmt. Denn wer Krieg erlebt hat, der will nur noch Frieden. Es gibt immer eine Chance auf Frieden, denn Frieden ist der Normalzustand und der Ursprung. Und bevor man über Wiederaufbau spricht, muss Frieden geschaffen werden.

Ein Marshallplan für Syrien ist vielleicht unrealistisch, denn die dortige Situation ist nicht wie die nach dem Zweiten Weltkrieg in Europa. Aber ein Aufbauplan für Syrien ist notwendig; nicht nur trägt die internationale Gemeinschaft, die es in fünf Jahren nicht vermocht hat, den Krieg zu stoppen, eine moralische Verantwortung dafür, sondern gemäß Völker-

recht sind jene Staaten, die sich am Krieg beteiligen, sogar dazu verpflichtet. Und sie müssen endlich aufhören, die Konfliktparteien zu unterstützen, sei es durch direkte Waffenlieferungen oder indirekt durch den Verkauf von Waffen an Zwischenhändler des Todes.

Da Syrien eine internationale Angelegenheit geworden ist, kann sich die internationale Gemeinschaft nicht aus dem Wiederaufbau heraushalten und muss ihn zumindest begleiten, denn der neue syrische Staat, der sich irgendwann aus den Trümmern des Krieges erheben wird, wird diese Aufgabe nicht alleine bewältigen können. Vielleicht kann die Staatengemeinschaft diesen Prozess finanziell beziehungsweise über internationale Finanzinstitutionen begleiten, indem sie internationale Kriterien für den Aufbau wirtschaftlicher Institutionen und Infrastruktur anwendet. In jedem Fall muss es transparenter vonstattengehen als in Ländern, die unter Diktatur leiden.

Syrien hat Vorzüge, die Investitionen begünstigen: die strategische Lage, Ölressourcen, günstige landwirtschaftliche Voraussetzungen (die syrische Baumwolle gehört zur weltweit besten), touristisches Potenzial und ein gemäßigt mediterranes Klima. Dazu kommen gut ausgebildete und billige Arbeitskräfte. Nur in wenigen anderen Ländern kommen so viele günstige Faktoren zusammen.

Was denn Heimat sei, wird man oft gefragt. Heimat ist ein Schatz von Erinnerungen, naive Kindheitsträume, Straßen, durch die man gelaufen ist, und Orte, an denen man Menschen kennt. Heimat ist die erste Liebe und ein Leben, das man sich unter der Sonne seines Landes aufgebaut hat. Wer all dies erlebt hat, der weiß, was Heimat ist. Heimat ist nicht nur ein geografischer Ort, sondern das Gefühl, dass man ein Teil der Straßen ist, in denen man seine frühen Tage verlebt hat und die man unversehens verlassen musste. Wenn man gehen muss, versucht man all das einzupacken, um es mitzunehmen, noch ehe man an den Reisepass denkt.

Im Krieg wiegt die Hoffnung auf eine Rückkehr schwer, denn man geht nicht freiwillig. Die Ferne kommt so noch bitterer vor. Man trägt die

Heimat wie in einem Koffer mit sich – überraschenderweise scheint man sogar für diesen ein Visum zu benötigen.

Aber das ferne Berlin hat auch seinen Reiz. In manchen seiner Straßen spürt man die Wärme von Aleppo und Damaskus und glaubt, schon einmal hier gewesen zu sein. Berlin, so kommt es mir zuweilen vor, hat sich an mich gewöhnt, noch bevor ich mich an die Stadt gewöhnt habe. Sie möchte mir sagen, dass ihr Schoß jeden aufnehmen kann, den sein eigenes Land nicht mehr erträgt.

*„Wirst du zurückgehen in dein Land, wenn der Krieg zu Ende ist?
Wirst du zurückgehen?“*

Kann man diese Frage überhaupt beantworten, ohne dass man Sehnsucht nach und Schmerz um seine Heimat fühlt? Und ohne zu befürchten, dass man sein Land gar nicht mehr wiedererkennen wird? Eine Heimat, die Platz für Mörder aus der ganzen Welt hat, aber nicht für ihre eigenen Menschen? Ich lasse die Frage offen.

Zur Person Dr. Raid Wahiba

Dr. Raid Wahiba, 1978 in Aleppo/Syrien geboren, promovierte 2012 im Bereich Business Administration (Financial Management). Er war Dozent für Betriebswirtschaftslehre an verschiedenen Universitäten in Aleppo. Seit Februar 2015 lebt Raid Wahiba in Deutschland und engagiert sich politisch für Demokratie in Syrien. Er ist Leiter der deutschen Sektion des NCC – Nationales Koordinationskomitee für demokratischen Wandel der syrischen Kräfte. Weiter arbeitet er bei der Mercedes-Benz Bank in Berlin.

EIN STÜCK HEIMAT IN BERLIN

Hannah Newbery

Mein Artikel konzentriert sich auf meine Erfahrung mit syrischen Geflüchteten und soll nicht als allgemeingültig für Geflüchtete aus anderen Ländern gelesen werden. Ursprünglich hatte ich vor, drei meiner syrischen Bekannten, alle mit unterschiedlichem Hintergrund, zu interviewen und über sie zu schreiben. Stattdessen bat ich sie, selber über ihre Erfahrungen, ihr Verständnis von Heimat und der Flüchtlingskrise zu schreiben. In diesem Kapitel finden Sie ihre Beiträge.

Am 25. Februar 2016 habe ich meine Recherche zu diesem Artikel begonnen. Auf meinem Bildschirm taucht eine Newsmeldung auf: Das Asylpaket II ist gerade verabschiedet worden. Familiennachzug muss nun zwei Jahre warten – auch die Familien der schon in Deutschland lebenden Minderjährigen. Ich denke an diese jungen Menschen, gestrandet in einem fremden Land, die Angst um ihre Eltern. Ich denke auch an meine syrische Freundin Maya, die ihre Mutter nicht nachbringen kann, dafür war sie doch vorausgereist. Es ist März 2016. Die EU und die Türkei beschließen, alle Migranten, die irregulär in Griechenland ankommen, sollen in die Türkei zurückgeschickt und für jeden von ihnen soll ein Syrer auf legalem Weg in die EU gebracht werden. Ein paar Tage lang dominiert die Diskussion über diesen Beschluss die Nachrichten, der Fokus liegt bei den Geflüchteten. Dann passieren die Bombenanschläge in Ankara, in Istanbul und dann – Brüssel. Die Welt ist erschüttert. Der Fokus gilt wieder nur „uns“ und dem Krieg gegen den Terror, dazwischen mahnende, moralische Anschuldigungen: „*He, Westeuropäer, wo bleibt dein Mitleid für die Türkei auf Facebook? Das sind auch Menschenopfer, nur mehr.*“ Wenn man auf Google „*terrorist incidents 2016*“ eintippt, findet man eine Liste auf Wikipedia: An fast jedem Tag im Januar, Februar und März 2016 gab

es terroristische Bombenattentate, Suizide, Exekutionen, Schießereien in Israel, Irak, Afghanistan, Somalia, Frankreich, Somalia, Indien, Irak, Israel, Afghanistan, Pakistan, Nigeria, Libyen, Jemen, Türkei ...

Es ist der 1. April. *Total incidents: 0* – noch. Einige meiner syrischen Freunde sagten schon nach den Anschlägen in Paris: Mitgefühl für Europa hätten sie natürlich, die Europäer seien noch nicht gewohnt an solche direkten Angriffe auf ihren Alltag, ihren Lebensstil. In Syrien seien aber Angriffe ihr Alltag.

Ich soll über Heimat schreiben. Bei der momentanen Nachrichtenlage macht es mich traurig, über dieses Thema nachzudenken. Denn oft haben die neuesten Nachrichten zur Folge, dass abermals Tausende Menschen ihre Heimat verlassen müssen. Ich hege die naive Hoffnung, dass bald Nachrichten von Rückkehr und Wiederaufbau die Zeitungsspalten füllen werden.

Unsere gemeinsamen Tage – das Heute – meinen, dass wir uns einander zugehörig fühlen oder fühlen sollten in „diesen Zeiten“. Dass ein ganzes Land, bis in die hintersten Täler, sich eines Themas derart annimmt, ist etwas Außerordentliches. Die Aufmerksamkeit so vieler Menschen auf ein Thema gerichtet zu haben ist mobilisierend, aber auch gefährlich und polarisierend. Wir erleben viel Offenheit, aber auch zu viel Fremdenfeindlichkeit. Die Stimmen der Angstbürger rufen oft lauter als die der freiwilligen Helfer, die mit der übergroßen Aufgabe beschäftigt sind, Geflüchteten etwas Hilfe, etwas Schutz zu bieten. Die Aufgabe, vor der Deutschland steht, von der niemand weiß, ob sie je gelöst werden kann, hat unser Land in eine Art Schockstarre versetzt. Ohne die vielen freiwilligen Helfer, die täglich Unschätzbare leisten, indem sie in die oft unabhängig verwalteten Notunterkünfte Essen, Kleider, Hygieneartikel, Medikamente bringen, Kinderhorte und Frauenräume einrichten, Bedarfslisten auf Gogledocs schreiben, Facebook-Gruppen gründen oder Nachbarschaftscafés eröffnen, wäre die Lage der Hilfsbedürftigen noch desperater.

Während immer mehr schutzsuchende Menschen in Deutschland ankommen, scheint die Politik in Zeitlupe zu reagieren. Die Presse kommentiert eifrig, kritisiert, schaut manchmal, wie auch wir, mit offenen Mündern zu. Was bringt all das Gerede – würde doch nur eine gemeinsame europäische Lösung, die Verteilung und damit bessere Grundversorgung der Geflüchteten, und die Bekämpfung der Fluchtursachen vor Ort etwas bewirken. Die internationale Gemeinschaft scheint nicht dazu fähig, entrechtete Menschen zu beschützen und echte Verantwortung zu übernehmen. Es ist die humanitäre Pflicht Deutschlands, sollte aber auch die humanitäre Pflicht aller anderen sicheren Staaten dieser Welt sein, Geflüchtete aufzunehmen. Wenigstens sind die Flüchtlinge sicher vor Bombenanschlägen, wenigstens leiden sie nicht unter Sanktionen, auch wenn sie in Zeltstädten untergebracht werden müssen. Die Menschen in Syrien flüchten nicht nur vor dem Krieg, vor den Bomben, sondern auch wegen mangelnder Versorgung mit Essen und Medikamenten: Viele verhungern, viele können überlebenswichtige Medizin nicht kaufen. Davon liest man herzlich wenig in den Nachrichten. Die Welt sollte ihre Augen auf Syrien richten und vor Ort den Menschen helfen. Somit würde man die Fluchtzahlen deutlich verringern. Warum müssen wir die Frage der Obergrenze beantworten? Mit dieser Frage werden die Flüchtenden zum Problem gemacht und nicht das eigentliche Problem vor Ort – ihre Fluchtgründe. Wie eine keuchende, lange unbenutzte Dampfmaschine setzt sich der Hilfsapparat Europas in Gang. Man könnte meinen, sie täusche nur vor, so verrostet zu sein. Spätestens, wenn die nächste große Flüchtlingsbewegung aus Libyen, aus Jemen, vielleicht auch aus der Türkei nach Europa kommt, sollten sich die EU-Staaten gemeinsam daran machen, die Maschine zu ölen.

Es gäbe so viel zu sagen zur „Flüchtlingskrise“, deren Zeugen wir gerade werden. Ich, 25 Jahre alt, in Westeuropa geboren und aufgewachsen, hatte bisher nie daran gedacht, etwas Derartiges einmal erleben zu müssen. Ich erlebe es nicht am eigenen Leibe, ich bin doch eine privilegierte, unangenehm komfortabel positionierte Zeugin dieses Gesche-

hens. Wie ein Lichtschalter mit Ein- und Aus- oder Dimmfunktion kann ich entscheiden, inwiefern ich diese „Flüchtlingskrise“ tagtäglich mitbekomme – noch. Vor allem bin ich eine zufällige Zeugin. Es ist doch Zufall, an welchem Ort, in welcher Zeit man geboren wird. Wieder sind Millionen unschuldiger Menschen betroffen. Und wir im Westen haben lange Jahre träge gen Osten geblinzelt, wie verschlafene Kinder, die sich ihrer Verantwortung nicht bewusst sein wollen, die erst dann unsanft aus dem Schlaf gerissen werden, wenn Beweise des Krieges – ja genau, der dort drüben – in Gestalt von Menschen in unseren Dörfern stehen.

Die Wut und Fremdenfeindlichkeit vieler Menschen in Deutschland ist auf genau diese Opfer des Krieges gerichtet. Rechtspopulistische und rechtsextreme Gruppierungen missbrauchen derzeit die Themen Flucht und Migration, bestückt mit Vorurteilen über Ausländer, und schüren somit Angst und Feindseligkeiten, um ihre politischen Parteien zu stärken. Wenn Deutschland nicht geteilt werden will, muss man aber auch diesen Menschen Aufmerksamkeit und Verständnis entgegenbringen. Dunja Hayali, Fernsehmoderatorin und Journalistin beim ZDF-Morgenmagazin, versuchte genau das, indem sie AfD-Demonstranten fragte, wovor genau sie denn Angst hätten, ob sich in ihrem Leben etwas konkret geändert habe, seit geflüchtete Menschen in Deutschland sind. Auffallend viele bemerkten, dass sie sich um ihr Eigentum bedroht fühlen und befürchten, Flüchtlinge würden ihnen ihre Arbeitsstellen wegnehmen. Bestürzt merkte ich beim Zuhören: Diese Menschen, es ist schwer zu begreifen, sind neidisch auf die Flüchtlinge und die Aufmerksamkeit, die „alle Welt“ ihnen gerade gibt. *„Die kriegen alles geschenkt, wenn sie herkommen, und ich muss jeden Tag schufteln.“* Dann sind da aber noch die anderen Argumente: Deutschland müsse deutsch bleiben. Man müsse die Grenzen schließen. Merkel aufhalten. Flüchtlinge – das seien doch alles Terroristen! Ironischerweise findet man fremdenfeindliche Menschen oft in ländlichen Gegenden, wo wenige oder gar keine Flüchtlinge wohnen, was zur Folge hat, dass die Meinungen der Menschen von vermeintlichen Wahrheiten, Gerüchten, Parteien- und Medienhetze stammen. Hätten sie

die Gelegenheit, Geflüchtete persönlich kennenzulernen, würden sicherlich manche von ihnen ihre Sichtweise ändern. Sie würden sehen, dass diese Menschen nicht ohne gute Gründe den lebensbedrohlichen Fluchtweg auf sich genommen haben und wie demütigend es für Geflüchtete ist, in einem fremden Land mittellos fremden Menschen und Gesetzen ausgeliefert zu sein. Der Kontakt mit den einzelnen Menschen gibt der Krise ein Gesicht und erinnert daran, dass Geflüchtete nicht an erster Stelle ein „Problem“ sind, sondern Menschen, die unseren Schutz verdienen. Es schockiert mich, dass manche Vertreter der Einwanderergenerationen, auch solche in meinem Alter, eine Aversion gegen Flüchtlinge haben. Sie und ihre Eltern hätten es doch auch so schwer gehabt – ihnen habe doch auch niemand geholfen. Sollten nicht gerade diese Menschen mehr Verständnis haben? Wo sind die Menschlichkeit und das Mitgefühl im Chaos der letzten Jahre geblieben? Die geflüchteten Menschen, die Asyl-Bleiberecht bekommen haben, werden erst einmal in Deutschland bleiben, nichts wird das ändern. Jede Hetze gegen Geflüchtete schadet den Geflüchteten, vereitelt ihre Integration, ihre Versuche, hier anzukommen und ein Zuhause zu finden.

Ich habe mehrmals erlebt, wie sich Geflüchtete für das Image aller Geflüchteten im Lande verantwortlich fühlen. Wenn einige wenige eine Straftat begehen, schadet es dem Ansehen der vielen. Sie alle sind von der Bereitwilligkeit und Offenheit ihrer Gastgeber abhängig. Am Neujahrstag erreicht mich eine Whatsapp-Nachricht von einem syrischen Freund: „Hoffentlich war kein Syrer dabei.“ Er spricht von den Vorkommnissen in Köln in der Silvesternacht. Später lese ich in den Nachrichten, Männer hätten am Berliner Hauptbahnhof Rosen verschenkt – an Frauen. Als Zeichen des Respekts, aber vor allem, um zu beweisen: Sie seien nicht wie „die Männer“ in Köln. Geflüchtete kämpfen gegen viele Vorurteile an – vor allem aber junge, alleinstehende, muslimische Männer. Ich als Frau wäre nicht aufrichtig, wenn ich sagte, die Integration dieser Geflüchteten würde mir keine Sorgen bereiten. Es gibt große kulturelle und religiöse Unterschiede zu überbrücken. Die Gleichberechtigung von

Mann und Frau wird nicht von allen als selbstverständlich vorausgesetzt. Ich habe hauptsächlich gute Erfahrungen mit Geflüchteten gemacht. Einmal habe ich aber erlebt, dass man mir offen respektlos begegnet ist, weil ich eine Frau bin. Bei der Essensausgabe in einer Berliner Notunterkunft, wo sich ein junger Mann, keine 16 Jahre alt, weigerte, das ihm entgegengestreckte Brötchen aus meiner Hand zu nehmen. Er klackte mit der Zunge und gestikuliert, ich solle es auf den Tisch ablegen, wovon er es dann aufhob. Neben mir stand ein männlicher Kollege, von dem er dankend eine Frucht entgegennahm. Wie geohrfeigt stand ich da und spürte kochende Wut in mir aufsteigen. Dann aber blickte ich auf, und vor mir stand ein junger Mann ähnlichen Aussehens und Alters, der mir – sich drei- gar viermal bedankend – das offerierte Brötchen aus der Hand nahm.

Es bereitet mir Sorge, wenn ich mitbekomme, wie Ehemänner, Brüder, Verwandte ihren Frauen, kleinen Schwestern und Töchtern verbieten, sogar einen Deutschkurs zu besuchen. Noch schlimmer für mich ist, dass die Frauen es oft auch nicht wollen, so sagen sie zumindest. Es stünde ihnen nicht zu. Wenn ich dies meiner Freundin Maya aus Aleppo mit großer Empörung erzähle, schaut sie immer leicht amüsiert, ob ich denn nicht wisse, dass das oft passiere. Doch, meine ich zögerlich, und fühle mich niedergeschlagen und gleichzeitig auch rebellisch und verspüre den Drang, diese Frauen zu „befreien“, ihnen ihre Rechte und Freiheiten bewusst zu machen.

Das Wichtigste, das ich bei Gesprächen mit den unterschiedlichsten Menschen gelernt habe: Man kann nie verallgemeinern. Natürlich haben wir es mit einer ganz anderen Kultur zu tun, in der unweigerlich in vielen Gesellschaftsgruppen die Frau eine andere Stellung einnimmt als der Mann. Aber ich habe Männer aus strikt konservativen Familien kennengelernt, die liberal denken; ich habe aber auch sehr gebildete Männer getroffen, die nicht an die Gleichstellung von Mann und Frau glauben. Ich habe junge Frauen getroffen, die verbittert unter einer patriarchalischen Erziehung gelitten haben, aber auch solche, die es geschafft haben, sich ihre Rechte zu erkämpfen. Niemand bestreitet, dass

die Vermittlung unserer Werte und unserer Art des Zusammenlebens eine große Herausforderung sein wird, begleitet von Erfolgen und Misserfolgen.

Meine erste Begegnung mit dem Heimatbegriff war in der Schule in der Schweiz. Ich habe immer bewundert, dass meine Mitschüler so in sich zu ruhen schienen, dass der Ort, wo sie gerade waren, der Richtige für sie war. Ich hatte nie so einen Ort und habe ihn bis heute nicht gefunden. Ich habe keine Heimat. Zu sagen, man habe keine, bedeutet, dass es eine Definition von Heimat geben muss, dass andere Menschen eine haben müssen. Im allgemeinen Sprachgebrauch wird Heimat als der Ort bezeichnet, in den man hineingeboren wird, wo man Sicherheit erfährt, seine Muttersprache lernt, die Kultur zu seiner eigenen werden lässt, wo sich Charakter, Identität, Weltauffassung prägen. Für viele ist dies der Ort, wo die Eltern herkommen, vielleicht auch die Großeltern, wo die Eltern noch wohnen, wo die Großeltern begraben sind. Dass ich in Schottland geboren wurde, hatte ich nie hinterfragt, es war schlicht der Ort, wo meine Eltern zu dem Zeitpunkt wohnten. Schon als Kind bemerkte ich große Unterschiede zwischen den Heimatgefühlen meiner beiden Eltern. Meine Mutter hat eine tiefe, innige Beziehung zu dem Dorf an der Mosel, in dem sie aufgewachsen ist. In den Sommerferien, an Weihnachten und an Ostern besuchten wir meine Oma und meinen Opa. Dieses Haus, einen schmalen Pfad hoch, war der Ort der glücklichen Kindheitserinnerungen meiner Mutter. Die gemeinsamen Mittagessen wurden mit Geschichten aus Generationen bespielt, immer wieder die gleichen, der Ewesbach, Onkel Heinz, der blinde Dackel, der Opa in die Kirche folgte. Ich kannte diese Orte nicht, sie lösten in mir keine Emotionen aus. Anekdoten aus anderen Generationen, vor dem Krieg, nach dem Krieg, während des Krieges. Deutsche Geschichte und Politik als Hintergrund in Dorfgeschichten, die sich innerhalb von höchstens zehn Quadratkilometern abspielten. Ich wunderte mich immer über diese Hingezogenheit meiner Mutter zu ihrem Geburtsort. Bis heute fühlt sich der Ort für mich fremd an. Es ist ihre Heimat, nicht meine.

Mein Vater war als Kind mit seiner Familie oft umgezogen. Vereinzelt Erzählungen von unterschiedlichen Orten skizzierten ein Bild seiner Kindheit, das bis heute nicht vollständig ist. Nur selten waren wir in England bei seiner Familie. Ich würde so gerne mehr wissen, dieses Bild in meinem Kopf einfärben. Von ihm bekam ich aber mit: Man ziehe da hin, wo man muss, und man mache das Beste daraus. Für das Studium, für die Arbeit. Wie er, von Dorset nach London, nach Bristol, nach Stirling, nach Bern. Erst heute verstehe ich, wie schwer es für meine Eltern gewesen sein musste, Schottland zu verlassen, wo sie sich wohlfühlten, wo sie ein Zuhause für sich geschaffen hatten, sie sich geborgen fühlten. Trotzdem war es ihnen frei überlassen, ihren Wohnort zu wählen. Ein Luxus, den wenige zu schätzen wissen.

Als ich Kefah traf, wurde ich abermals mit dem Heimatbegriff konfrontiert. Noch nie hatte ich jemanden mit solch inniger Zuneigung über sein Herkunftsland reden hören. Ich war fasziniert, da ich nie solche Gefühle für einen Ort empfunden habe. Manchmal fühlte ich mich, als ob ich etwas sehr Intimes stören würde, wenn sie über ihre Liebe für Syrien erzählte – das andere Syrien, das Syrien vor dem Krieg, vor ihren ersten Verhaftungen, vor der Folter, dem Verschwinden ihrer Freunde und ihrer Familie. Kefah war Kinderbuchautorin und Malerin, bevor sie politisch in der Opposition aktiv wurde. Immer wieder erinnert sie mich daran, dass ihr Leben als Frau in Damaskus nicht das typische Leben einer syrischen Frau war. Sie hatte sich zwischen der Kunsthochschule, ihrem Wohnhaus, ihrem politischen Aktivismus und ihren Freunden ein Umfeld aufgebaut, in dem sie relativ frei leben konnte. Ihre Kunst sei nie politisch gewesen, denn sie wolle nicht Politik mit Kunst betreiben, sondern mit politischem Aktivismus. Andere Künstler wurden für ihre Kunst festgenommen, sie nicht. Obwohl – ob in Syrien oder jetzt auch in Deutschland – immer wieder versucht wurde, in ihre Kunst Politisches hineinzudeuten: „Der Stuhl, ist das der Stuhl des Präsidenten?“

Sie beschreibt in einer solch präzisen, bildlichen, emotionalen Sprache diese glücklichen Jahre in Damaskus. Ihre Augen sprühen vor Wärme und

Begeisterung, und dann fällt ein Schatten auf ihr meist lächelndes Gesicht und ich weiß, sie denkt daran, dass ihre Heimat vielleicht nie wieder so sein wird, wie sie einmal war. Heimat für sie sei Damaskus und dann Syrien, aber nicht ihr Geburtsort Latakia im Nordwesten des Landes an der Küste. Auch hiervon erzählt sie mit Hingabe, über ihr Aufwachsen bei ihrem Großvater, sein Haus, eingebettet zwischen sanften Hügeln, seine Geschichten, denen sie gelauscht hatte. Über ihre Kindheit hat Kefah mehrere Kinderbücher verfasst. Aber sie sagt: „Heimat ist dort, wo du dich als erwachsener Mensch findest.“ Sie hatte sich in Damaskus gefunden. „Nun, wenn ich an Damaskus denke, denke ich vor allem an ein Detail: der Duft von Jasmin.“ Morgens sei er ganz leicht in der Luft zu erkennen gewesen, der Duft begleite einen durch den Tag und abends sei er am intensivsten, von der Sonne gewärmt, wenn sich ihre Freunde in Straßencafés unter den Jasminbäumen trafen, in der lauen Nachtluft diskutierten, tanzten, Shisha rauchten. Heute aber rieche Damaskus nach Blut und Rauch. Wenn die Heimat durch Krieg zerstört wird, kann sie dann noch eine sein? Wenn man in seiner Heimat Furchtbares erlebte, keine Rechte mehr hatte, man um sein Leben fürchtete und fliehen musste? Ja, beteuert Kefah mir immer wieder, physisch sei sie in Deutschland, aber in ihren Gedanken, in ihrem Herzen sei sie immer noch in Damaskus. Sie sieht die Rückkehr nach Syrien und den Wiederaufbau als ihre große Aufgabe, ihre Verantwortung. Traurig macht sie, dass viele ihrer Landsleute diese Verantwortung nicht mehr zu spüren scheinen, seit sie in Deutschland sind.

Die Frage, ob Deutschland eine Heimat für die Geflüchteten werden kann, ist zu früh gestellt. In unseren Tagen ist sie eine Luxusfrage. Noch trauern die Menschen um ihre eigene Heimat. Sie sind traumatisiert vom Krieg, von der Flucht, aber auch traumatisiert von der Ankunft, die ihnen nicht leicht gemacht wird. Die meisten geflüchteten Menschen, die ich kenne, meist ältere, die in Syrien ein eigenständiges Erwachsenenleben gelebt hatten, wollen zurück. Sie lieben nicht nur ihr Land, vermissen ihre Kultur, ihr Essen, ihre Sprache, sie sind ihrer Heimat auch sehr treu. Viel wird über die Verantwortung für den Wiederaufbau von Syrien gesprochen. Wenn

es nicht lebensgefährlich für sie sei, würden sie morgen schon zurückgehen. Der Wunsch nach Rückkehr fördert aber nicht unbedingt die Integration. Manche, mit denen ich gesprochen habe, sagen sogar, sie hätten Angst durch zu viel Integration in Deutschland ihren Bezug zu ihrer Heimat zu verlieren. Jüngere Menschen hingegen sprechen oft davon, was für Möglichkeiten Deutschland ihnen bieten kann. Sie lernen mit deutlich größerem Interesse Deutsch. Vielleicht, weil viele von ihnen nur die Schattenseiten ihres Landes kannten. Sie lebten nach den Spielregeln des Krieges. Als sie Kinder und Jugendliche waren, begann der Krieg und sie hatten keine Möglichkeit, eine für junge Menschen normale Entwicklung zu durchlaufen. Hier in Sicherheit fühlen sie zum ersten Mal die Gelegenheit, dies in Freiheit und Ruhe zu tun.

Mit ihrer Flucht suchen Geflüchtete nicht vorrangig eine neue Heimat, sondern erst einmal Schutz und Sicherheit vor dem Krieg. Bevor Deutschland eine Heimat für sie sein könnte, müsste es erst ein Zuhause werden. Schon dies wäre eine riesige Leistung, und dazu braucht es vor allem Integration. Um nicht ein geteiltes, sondern ein Einwanderungsland zu werden, muss auf beiden Seiten Bereitschaft bestehen: Möglichkeiten der sozialen und ökonomischen Teilhabe müssen von uns geschaffen werden, von der anderen Seite müssen die Motivation und Offenheit für Integration kommen. Am schnellsten würde die Integration durch Beschäftigungs- und Bildungsmöglichkeiten gelingen. Vorhandene Bildungsabschlüsse und Berufserfahrung müssten einfacher anerkannt werden können, doch höchste Priorität hat der Erwerb der deutschen Sprache. Kein Deutsch zu können, behinderte auch meine Integration in der Schweiz. Deutsch war die Sprache meiner Mutter, der ich von Kind an gelauscht hatte, die ich aber nie selbst gesprochen hatte. Dann plötzlich war es nicht mehr nur die Sprache meiner Mutter, sondern auch die Sprache, die mich von den anderen trennte, die mich zum Außenseiter machte.

Eine erfolgreiche Integration wäre eine, die den Geflüchteten zwar Deutschlands Sprache und Kultur näherbringt, die aber Raum lässt für ihre eigene

Sprache und Kultur. Hannah Arendt hat in ihrem Essay „*We Refugees*“ aus dem Jahre 1943 in drei wunderbar einfachen Sätzen die Befindlichkeit von geflüchteten Menschen zusammengefasst. Sie sind, so glaube ich, von universeller Gültigkeit:

„We lost our home, which means the familiarity of daily life. We lost our occupation, which means the confidence that we are of some use in the world. We lost our language, which means the naturalness of reactions, the simplicity of gestures, the unaffected expression of feelings.“¹

Den gestrigen Abend, wie so manchen Abend zuvor, habe ich mit meinen syrischen Freunden essend, trinkend und angeregt diskutierend verbracht. Diese Gruppe von Menschen hier in Berlin, denen ich mich so verbunden fühle und von denen ich so viel lerne, mit denen ich lache und traurig bin, die ihre Heimat verlassen mussten, machen Berlin im Augenblick für mich ein Stück mehr zu meiner Heimat. Ich hoffe, ich kann dasselbe für sie tun.

Zur Person Hannah Newbery

Hannah Newbery, 1990 in Stirling/Vereinigtes Königreich geboren, ist eine englisch-deutsche Redakteurin und Fotografin und wuchs in Schottland sowie der Schweiz auf. Nach dem Studium der Kunstgeschichte und Fotografie in New York arbeitete sie in verschiedenen Redaktionen in New York und Berlin, unter anderem bei der New York Times, Vanity Fair und dem ZEITmagazin. Zurzeit lebt sie in Berlin als freie Autorin, Redakteurin und Übersetzerin und arbeitet an einem Foto-Projekt über syrische Geflüchtete. Ab Oktober 2016 studiert sie Islamwissenschaften an der Freien Universität Berlin

¹ Hannah Arendt: „*We Refugees*“, in: *Altogether Elsewhere. Writers on Exile*. London (Faber and Faber) 1994, S. 110; zu Deutsch: „*Wir haben unser Zuhause verloren und damit die Vertrautheit des Alltags. Wir haben unseren Beruf verloren und damit unser Selbstvertrauen, in dieser Welt irgendwie von Nutzen zu sein. Wir haben unsere Sprache verloren und damit die Natürlichkeit von Reaktionen, die Einfachheit von Gesten, die echten Ausdrücke unserer Gefühle.*“

HEIMAT IST, WO MAN SICH SELBST FINDET

Kefah Ali Deeb

(aus dem Arabischen von Günther Orth)

Europa gehört zweifellos zu den beliebtesten Weltgegenden. Besonders gilt dies für die Bewohner des Nahen Ostens, denen in ihren eigenen Ländern so viel fehlt und die glauben, all dies gäbe es in Europa in Fülle: Freiheit, Menschenrechte, Arbeit.

Für mich ist Heimat der Ort, an dem man sich selbst findet und wo man mit sich selbst versöhnt ist. Wo man in den Spiegel blickt und, ohne zu zögern, sagt: „Hier bin ich richtig.“

So gesehen wäre ich am liebsten in Syrien geblieben, denn in Damaskus ist der Spiegel meiner Seele.

Ich sage „Damaskus“, obwohl ich dort nicht geboren bin. Ich komme eigentlich aus Latakia, einer Stadt am Mittelmeer. Dort habe ich meine Kindheit und frühe Jugend verbracht, und viele Bilder und Gefühle aus der damaligen Zeit sind mir noch gut in Erinnerung. Als ich mein erstes Buch mit Kindergeschichten schrieb, schöpfte ich dafür aus diesen Erinnerungen an meine schöne Stadt am Meer.

Dennoch finde ich den Spiegel meiner Seele eher in der syrischen Hauptstadt, wohin ich mit 25 Jahren gezogen bin. Ich habe dort Kunst studiert und angefangen für Kinder zu schreiben. Ich fand dort zu mir selbst und versöhnte mich mit mir. Aber Damaskus musste ich verlassen, nachdem mich das Assad-Regime viermal hatte verhaften lassen, weil ich in der demokratischen Opposition aktiv war und zivile humanitäre Nothilfe leistete.

Als ich Syrien verließ, dachte ich zunächst nicht an Europa. Ich versuchte es in mehreren arabischen Ländern, in Beirut und Dubai, aber nirgends bekam ich eine Aufenthaltserlaubnis. Mir blieb nur noch, Asyl in Deutschland zu suchen. Immerhin hatte ich hier ein paar Freunde, und

wenn man weit weg von zu Hause ist, in einem Land, dessen Sprache und Gesetze man nicht kennt und mit dessen Gesellschaft man nicht vertraut ist, sind einem Freunde eine wichtige Stütze.

In Syrien wurde ich nicht wegen meiner Bücher oder meiner Zeichnungen drangsaliert und festgenommen – schließlich handelten diese nicht vom Regime oder vom Präsidenten –, sondern wegen meines politischen und zivilen Engagements. Das heißt natürlich nicht, dass keine anderen Zeichner und Autoren wegen ihrer Bilder oder Texte ins Gefängnis oder ins Exil mussten, wenn sie sich an Tabus gewagt hatten. In Syrien gibt es eine Vorzensur, aber wer die überwindet, muss sich später dennoch vor der Justiz oder dem Geheimdienst verantworten, wenn ihm ein Verstoß gegen Tabus nachgewiesen wird.

Als der Aufstand in Syrien sich von einer Volkserhebung mit berechtigten Forderungen in einen Stellvertreterkrieg verwandelte, mussten Millionen Syrer ihre Häuser verlassen. Sie flohen vor Mord, Haft, Entführung, Aushungerung und Zerstörung, und viele von ihnen gingen nach Europa, das für sie ein Traum war. Manche mussten auf dem Weg in ihr Traumland ihr Leben lassen.

Viele Syrer glauben, das Leben in Europa sei völlig unbeschwert. Sie sind der Meinung, die sozialen, politischen und kulturellen Probleme, unter denen wir in den arabischen Ländern so sehr leiden, gäbe es in Europa gar nicht. Das ist das Bild, das ihnen die Medien vermitteln, und dabei spielen Fernsehserien eine besondere Rolle. Das Seltsame dabei ist, dass man in der arabischen Welt vor allem amerikanische Filme sieht, aber die meisten Leute unterscheiden ohnehin kaum zwischen dem, was sie in solchen Serien über Amerika sehen, und dem Leben in Europa. Sie glauben, beides sei mehr oder weniger dasselbe.

Wer tatsächlich in Europa ankommt, der lernt allerdings das hiesige Leben mit seinen Vorschriften und Gewohnheiten kennen. Die meisten derer, die zum ersten Mal hier sind, lernen am Anfang vor allem, dass eben doch nicht alles so einfach ist. Vieles ist ernst und streng: die Arbeit, die Gesetze, ja sogar die sozialen Beziehungen.

Aber viele Syrer warten ohnehin nur darauf, dass der Krieg in Syrien endet, damit sie zurückkehren können. Mir geht es genauso. Wir glauben, dass wir Verantwortung für unser Land tragen und es nach dem Krieg wieder aufbauen müssen.

Das gilt natürlich nicht für alle – und ich verstehe das. Wenn Bewohner eines Landes vor Krieg flüchten, kehren nie alle zurück, vor allem die nicht, die als Kinder oder Jugendliche ins Aufnahmeland kommen, dort zur Schule gehen und sich ein neues Leben aufbauen. Sie können nach einem solchen Neuanfang nicht einfach zurück, weil sie das Land, in dem sie Zuflucht gefunden haben, als ihre neue Heimat ansehen.

Auch ich werde Deutschland immer dafür dankbar sein, was es für die Flüchtlinge und insbesondere für die Syrer getan hat, aber an meiner Kritik an den europäischen Staaten ändert das nichts. Sie haben von Anfang an viel zu wenig getan, um das Blutvergießen in Syrien zu stoppen, und ich glaube auch nicht, dass Deutschland oder irgendein anderes Land uns nur aus humanitären Gründen aufgenommen hat. Ginge es nur ums Menschliche, hätte die Welt die Syrer bereits dann gerettet, als das Assad-Regime damit begann, die eigene Bevölkerung, die zu einer friedlichen Revolution aufrief, abzuschlachten, oder wäre eingeschritten, um Hunderttausende von Häftlingen in syrischen Gefängnissen zu retten, von denen Tausende zu Tode gefoltert wurden. Aber Europa reagierte erst, als die Flüchtlingskrise den Kontinent um den Schlaf brachte und als der Terror, der aus aller Welt nach Syrien exportiert wurde, im Herzen Europas zuschlug. Nun fädelte die EU politische und wirtschaftliche Deals mit Staaten wie der Türkei und Griechenland ein, die als Durchgangsländer für Flüchtlinge gelten. Den menschlichen Preis dafür zahlen wiederum die Flüchtlinge, allen voran die Syrer, denen der Krieg das Land genommen hat.

Ich glaube, die Flüchtlings-„Krise“ in Europa ist durch solche Deals nicht zu lösen. Diese bieten lediglich neue Betätigungsfelder für Schlepper und Menschenhändler. Es müsste vielmehr darum gehen, sich ernsthaft um ein Ende des Kriegs zu bemühen und den Syrern die Chance auf ein würdiges Leben in Syrien zu ermöglichen, sodass sich nicht noch mehr Menschen auf den Weg der Flucht begeben.

Was Europa dafür tun könnte, lässt sich meines Erachtens wie folgt zusammenfassen:

1. Solchen politischen Gruppen die Rückendeckung entziehen, die keine politische Lösung [für Syrien] akzeptieren.
2. Die Wirtschaftssanktionen gegen Syrien aufheben, die nur dazu geführt haben, die Armut der Bevölkerung zu vergrößern, und die niemals das Regime stürzen werden.
3. Aufgrund der humanitären, säkularen und demokratischen Werte, für die Europa steht, sollte es keine Akteure unterstützen, die keine demokratische und säkulare Lösung wollen, denn nur durch eine solche können Menschenrechte, Gleichberechtigung auf der Grundlage von Staatsbürgerschaft gewährleistet werden.
4. Effektive Unterstützung zivilgesellschaftlicher Organisationen [in Syrien], damit diese ihre Funktion erfüllen und einen politischen Prozess anstoßen können.
5. Unterstützung von Frauen, jungen Menschen und gesellschaftlichen Randgruppen.

Zur Person Kefah Ali Deeb

Kefah Ali Deeb, 1982 in Latakia/Syrien geboren, ist Künstlerin und Kinderbuchautorin. Sie studierte in Damaskus und Latakia Bildende Kunst. Ihre Kunstwerke wurden in Syrien, Venedig und Bonn ausgestellt. In Syrien wurde sie aufgrund ihrer oppositionellen Haltung mehrfach inhaftiert. Im Herbst 2014 kam sie als Asylsuchende nach Berlin. Hier ist sie als Guide für das Multaka-Projekt tätig, und schreibt unter anderem für die TAZ und DIE ZEIT. Sie ist ein gefragter Podiumsgast, unter anderem bei den Vereinten Nationen und der Friedrich-Ebert-Stiftung.

LETTER 2 SYRIA

Abdalmassih Christiano Alhayek

(aus dem Arabischen von Lukas Rackwitz)

Ich schreibe dir Syrien, auch wenn ich nicht weiß,
ob der Krieg dich dieses Gedicht lesen lässt.
Ich schreibe dir mit den Tränen meiner Feder.
Ich schreibe dir mit dem Blute meiner Flagge.
Und ich weiß nicht, Syrien, wirst du dieses Gedicht je lesen?
Ich schreibe und schreibe bis das die Worte aufgrund meines
Seelenschmerzes Feuer fangen.
Mit Sehnsucht sind diese Buchstaben gemalt,
Meine Gedanken kollidieren mit der Wirklichkeit,
Meine Träume liegen begraben unter der Erde.
Mein Syrien, alles, was passiert ist, passieren wird,
geschieht, weil dein Sohn sich von dir entfremdet hat.

Syrien, nie zuvor habe ich ein anderes Land besucht,
bis ich das Schiff betrat,
das mich vom Hafen im Libanon in die Türkei brachte,
um über Griechenland nach Europa zu gelangen.
Ich durchquerte Mazedonien, Serbien, Ungarn, Österreich,
Und nie werde ich dieses Gefühl vergessen,
das mich durchdrang, als ich Deutschland erreichte.

Nur weil ich in einem anderen Land lebe, heißt es nicht,
dass ich mein Vaterland verlassen habe.
Denn Vaterland bedeutet innerer Frieden und Stabilität.
Syrien, ich wollte nicht in dir sterben und nun stirbst du in mir,
ruhig, ohne Beschuss, ohne Feuer.
Als Baby wurde ich in dir geboren,
Zu einem Mann bin ich herangewachsen,
Wie ein alter Mann habe ich dich verlassen,
um im Juni in Deutschland wiedergeboren zu werden.
Als Baby weißt du nicht, wie man spricht,
du beginnst bei null.
Wenn du nur wüsstest, wie schwer für einen Menschen ist,
diese Hürde erneut zu überwinden.

Doch um ehrlich mit dir zu sein,
Deutschland ist zu meiner Familie geworden.
Und diese Wahrheit, die mein Geist nun erkannt hat,
lässt das Herz in meiner Brust schlagen.
So wie Tag und Nacht zu einem Tag verschmelzen,
Frau und Mann zu einem Körper,
So werden Deutschland und Syrien zu einem Vaterland für mich.
Ich liebe Deutschland seit dem ersten Atemzug, den ich hier nahm.
Ich fühle, ich werde das Leben hier lieben.
Ich bin sicher, ich möchte hier sterben.

Komm zu mir, mein Syrien, um in Frieden zu leben.
Komm zu mir, versuche es,
denn meine Worte können es nicht beschreiben.
Komm zu mir und lass die Politik und Religion nur kämpfen,
wirf deinen Körper ins Meer, um dich zu reinigen,
lasse deine Seele zum Himmel fahren und verdampfen.
Komm zu mir!
Ich vermisse den Geruch deines Parfüms
auf meiner Haut.

Mach es, Syrien, komm und nehme meinen Platz ein,
denn ich werde mein Leben jedem deutschen Bürger schenken,
der es benötigt.
Dann! Werde ich von euch gehen,
doch bevor ich sterbe, will ich mit all jener Kraft,
die meine Stimme hervorbringen kann,
im Namen aller Syrer rufen:
Danke Deutschland, danke Deutschland, vielen Dank.
Ich werde dich für immer lieben!

LETTER 2 GERMANY

Abdalmassih Christiano Alhayek

(aus dem Arabischen von Daria Poikat und Lukas Rackwitz)

Deutschland, hör mir zu!
 Was denkst du, was mir wichtig ist?
 Ob du mich liebst oder nicht,
 ich bitte dich nur, mich zu umarmen.
 Umarme mich!
 Umarme mich wie eine Mutter ihr Kind.
 Umarme mich wie die Blüten einer Blume ihr Parfüm.
 Umarme mich, lindere das Heimweh, das mich beschwert.
 Umarme mich, lasse mich die Wunde meines Abschieds vergessen.
 Ich weiß nicht, ob es zu viel ist, dies zu verlangen,
 doch so bin ich tot und deine Umarmung lässt mich wiederauferstehen.
 Vielleicht habe ich mir meinen Namen nicht ausgesucht,
 mein Geschlecht, meine Hautfarbe, meine Religion.
 Aber dich, Deutschland, dich habe ich gewählt,
 wegen deiner Offenheit und Freundlichkeit, die du uns entgegenbringst.
 Und mich, einen gebrochenen Syrier, baute deine Freundschaft
 wieder auf.

Habe keine Angst vor meiner Andersartigkeit.
 Meine Gewohnheiten werden deine
 und deine werden meine.
 Akzeptiere mich mit meinen Gedanken, meiner Poesie,
 meinem Aussehen und meiner gebräunten Haut.
 Denn manchmal bin ich wie ein Lächeln, doch plötzlich brechen
 die Tränen aus.
 Verstehe mich, wenn ich klar bin, wenn ich ein Rätsel bin.
 Wenn ich ruhig und wenn ich verrückt bin.
 Denn manchmal bin ich wie leichte Wellen der See und plötzlich lodere
 ich auf wie Feuer aus der Asche.
 Schütze mich mit meinem Glauben, meinem Unglauben.
 Mit meiner Freiheit, meiner Gefangenheit.
 Mit meinem Wissen, meiner Unwissenheit.
 Mit meinen Schwächen und mit meinen Stärken.
 Lasse mich wie ein Samen in deiner Erde wirken,
 der heranwächst zu einem Baum des Friedens
 und die Menschen nährt mit den Früchten der Liebe.
 Fortan sprechen wir mit unseren Augen und entfernen uns vom
 gesprochenen Wort.
 Mach mich zu einer Wolke in deinem Himmel,
 die Gedanken und Melodien regnen lässt.
 Der Engel wird meine Töne spielen und meine Gedanken mit seinen
 Pfeilen versenden.

Deutschland, sei mir nah! Zögere nicht!
Komm zu mir, entdecke mich,
berühre mein Gesicht, erforsche meinen Körper.
Als starken Berg wirst du mich finden.
Doch nun nehme meine Hand, schließe deine Augen und vertraue mir.
Lege dein Ohr auf mein Herz und höre die Musik eines Flüchtlings.
Fühle, was in mir pulsiert, ich bin ein Vulkan und das Leben brodelt in mir,
aber die Ungerechtigkeit des Krieges lässt mich erfrieren.
Lasse meine Hand nicht los.
Umarme mich, damit ich nicht erlösche.

Ich verspreche dir, Deutschland, wir werden für immer zusammenbleiben.
Und ich werde kämpfen, um die Schönheit dieses Landes zu bewahren.
Deutschland, erzähle deinen Bürgern von den Syrern.
Sage ihnen, dass ihre syrischen Brüder mit ihnen sind.
Vereint euch, es gibt nichts, was euch daran hindert.
Der Albtraum des Krieges hat uns vertrieben,
der Traum von Stabilität hat uns vereint.
Kommt zusammen, um den Rest der Zeit gemeinsam zu verbringen.
Und auf Deutsch und Arabisch sagen wir zusammen:

Moin Moin
مرحباً

Ich weiß nicht, Deutschland, wie ich dir je für deine Umarmung danken soll.
Um es abzukürzen: Deine Umarmung lässt mich mich unsterblich fühlen
und sie beweist, dass Menschlichkeit auf dieser Erde noch existiert.

Zur Person Abdalmassih Christiano Alhayek

Abdalmassih Christiano Alhayek ist 27 Jahre alt und wurde in Baniyas, Syrien geboren. Er ist verheiratet und hat einen Sohn. Bis er im Frühjahr 2015 nach Deutschland floh, studierte er Jura in Damaskus. Inzwischen wohnt er in Wedel und ist sehr engagiert beim Erlernen der deutschen Sprache. In seiner Freizeit spielt er begeistert Basketball und zeigte seine künstlerischen Begabungen bereits in Poetry-Slams und Theateraufführungen sowie beim Willkommensfest in Wedel.

EGAL WO ICH BIN, MEINE MUTTER IST MEINE HEIMAT

Maya Hanano

(aus dem Englischen von Hannah Newbery)

Über die Bedeutung von Heimat denke ich schon seit langer Zeit nach, genauer gesagt, seit ich Aleppo verlassen habe. Als ich noch in Aleppo wohnte, dachte ich nie darüber nach, vielleicht weil ich dachte, Heimat sei der Ort, an dem du wohnst, und die Menschen, mit denen du zusammenlebst, Freunde, deine Familie, die Schulkameraden und so weiter.

Aber ich merkte, dass das nicht stimmte, von dem Moment an, als ich im Flugzeug saß: Ich schaute aus dem Fenster auf meine Stadt und hatte das Gefühl, ich verlasse jetzt nicht meine Heimat, ich verlasse nur den Ort, der mir vertraut ist. Obwohl ich im gleichen Augenblick in meinem Innern eine Angst spürte, das erste Mal, dass ich diese Art von Angst hatte.

In diesem Augenblick fing die Reise meines Lebens an, es war 2012 und da waren nur meine Mutter und ich: Wir gingen nach Dubai, weil meine Schwester dort wohnt, und wir blieben drei Monate lang dort. Weil wir Syrer sind, gab uns die Regierung von Dubai keine Aufenthaltsbewilligung. Ich durfte nicht einmal die Schule besuchen, um mein Abschlusszeugnis zu bekommen. Deshalb wollten wir nach Ägypten gehen, weil es damals das einzige Land war, in das wir ohne Visum reisen durften! Wir gingen dorthin, wieder nur meine Mutter und ich. Wir hatten dort ein paar Freunde und Verwandte, die uns halfen, aber trotzdem war es furchtbar schwer für uns. Ich ging zur Schule und bekam mein Abschlusszeugnis. Inzwischen kam für mich die Frage, was Heimat ist, wieder auf, aber ich hatte keine Antwort darauf. Ich wollte an der Universität Kairo studieren, und ich wollte meine eigene Zukunft in die Hand nehmen, aber das war überhaupt nicht einfach.

Wir wurden mit vielen Problemen konfrontiert, und wir fühlten uns nicht einmal sicher, aber natürlich sagten wir uns, dass das immerhin viel besser sei, als in Syrien in Todesangst zu leben.

Das schlimmste Gefühl war, dass wir nicht die Wahl hatten, wo oder wie wir leben wollten, und wir hatten nicht die Wahl zurückzugehen oder zu bleiben, wir konnten überhaupt gar nichts wählen. Wir haben einfach nur einen Tag nach dem anderen gelebt und waren dankbar, dass wir nicht tot waren oder entführt wurden. Das Schlimmste ist, dass alle Syrer das gleiche Gefühl haben!

Ich fing an depressiv zu werden und ich wusste, dass ich in Ägypten keine Zukunft habe. Also bewarb ich mich um ein Stipendium in Rumänien, London, Amerika und der Türkei. Alle diese Länder – außer Amerika – gaben mir ein Stipendium, aber das Komische dabei war, dass sie mir in den Botschaften kein Visum gaben, wieder, weil „ich Syrerin bin“. Da hatte ich das Gefühl, dass mir alle Türen verschlossen sind, und ich musste eine Lösung finden, um nicht verrückt zu werden, und so entschloss ich mich, auf illegalem Weg nach Europa zu kommen. Mein Freund Abdullah wollte auch gehen, also dachten wir zusammen darüber nach und erkundigten uns über unsere Möglichkeiten. Ein paar Leute gaben uns Telefonnummern von Schmugglern und wir entschieden uns für einen von ihnen.

Ich hatte das Gefühl, ich bin wirklich dumm, denn ich hätte nie gedacht, dass ich auf solch eine Weise mein Leben riskieren würde. Aber wenn du in meiner Lage wärst – überzeugt, dass du ohnehin sterben wirst –, dann gehst du das Risiko ein, ein Boot aufs Meer zu besteigen: Vielleicht stirbst du, oder du überlebst vielleicht und hast eine gute Zukunft in Sicherheit. Was würdest du tun?

Ich wollte mich wie ein Mensch fühlen, ich wollte ein gutes Leben mit einer guten Zukunft haben und daran wollte ich arbeiten. Also entschieden wir uns zu reisen, aber das Problem war, dass meine Mutter nicht mit uns kommen konnte. Sie wollte, dass ich vorausgehe und dann die Erlaubnis

bekomme, sie nachzuholen, denn sie ist krank und wir müssen zusammenbleiben, aber sie kann nicht auf illegalem Weg reisen. Als ich mich von ihr verabschiedete, fühlte ich, wie etwas in mir zerbrach. Ich merkte, dass Heimat nicht irgendetwas oder irgendein Ort ist, Heimat ist bei meiner Mutter.

Wir fuhren nach Alexandria, um auf ein Boot zu kommen. Lange Rede kurzer Sinn – wie alle Geschichten über das illegale Einreisen nach Europa: Die Überfahrt dauerte acht Tage, bis wir in Italien ankamen. Wir waren auf einem Fischerboot mit 714 Menschen. Fünf Tage lang gab es kein Essen und nicht genug Wasser.

Wir kamen in Italien an und fuhren weiter nach Deutschland. Am 23. September 2014 wurden wir in einem Lager in München registriert und es dauerte elf Monate, bis ich eine Aufenthaltsbewilligung bekam. Wir wurden aufs Land in ein Lager mit dem Namen Tegernsee verlegt, wo ich mich überhaupt nicht zu Hause fühlte! Einige Leute waren freundlich, aber im Allgemeinen fühlte ich mich wie ein schwarzer Punkt auf weißem Papier. Alle starrten uns an und stellten dumme Fragen wie: „Esst ihr Katzen?“, „Habt ihr Autos in Syrien, oder bewegt ihr euch noch auf Kamelen fort?“, „Wo ist Syrien?“

Ich zählte die Tage, bis ich die Bewilligung bekam, nach Berlin zu gehen. Ich war schon einmal dort gewesen, bevor ich mich entschloss, dorthin zu ziehen, und ich kann dir sagen, ich hab mich wirklich wie zu Hause gefühlt! Es war seltsam, aber ich hatte das Gefühl, ich gehöre hierhin. Ich hatte das Gefühl, wenn ich nach Berlin ziehe, werde ich dort glücklich sein und mich selbst spüren. Die Leute waren so freundlich, und wenn sie mich fragten, woher ich komme, und ich sagte „Syrien“, fingen sie an Fragen zu stellen, ob es mir hier gut gehe oder ob ich irgendwelche Hilfe brauche.

Als ich dann endlich nach Berlin zog, war ich so erleichtert und zuversichtlich. Ich stellte mir vor, wie ich hier ein gutes Leben beginnen und mir

eine Heimat schaffen würde und wie alles vollkommen werden würde mit meiner Mutter hier bei mir.

Ich kann dir sagen, es war eine beängstigende Reise voller Gefühle und Erfahrungen und es war nicht einfach, nach Europa zu kommen und sich in die Gesellschaft einzupassen und eine neue Sprache zu lernen. Aber jetzt fühle ich mich sicher und ich kann endlich anfangen, an meiner eigenen Zukunft zu arbeiten.

Heimat ist wirklich wichtig für jeden Menschen, jeder hat seine oder ihre eigene Vorstellung davon, was es bedeutet. Für mich ist Heimat in meinem Innern, nicht ein Ort oder eine Sache; Heimat ist mit meiner Mutter zusammen zu sein, an einem sicheren Ort, mit offenen Herzen.

Zur Person Maya Hanano

Maya Hanano 1996 in Aleppo/Syrien geboren, floh mit ihrer Mutter 2012 nach Dubai. Sie erhielten keine Aufenthaltserlaubnis und zogen weiter nach Ägypten, wo sie ihren Schulabschluss erwarb. Da sie in Ägypten nicht studieren konnte, entschied sie sich, alleine den Weg nach Europa anzutreten. Ein Jahr lang lebte sie in einem Münchner Erstaufnahmelager, bevor sie nach dem Erhalt ihrer Aufenthaltserlaubnis nach Berlin zog. Hier lernt sie Deutsch und möchte sich für ein BWL-Studium bewerben.

ÜBER DIE HERAUSGEBER

André Biakowski

geboren 1980 in Halberstadt, wuchs in Wernigerode auf und studierte ab 1999 Malerei und Grafik an der Freien Kunstakademie Nürtingen. Nach einer Ausbildung zum Werbekaufmann und Leitung von Kommunikationsprojekten im In- und Ausland, lebte er 2009/10 in Łódź (Polen). 2012 erschien sein Buch „OBIAD – Mehr als nur Mittagessen“, für das er 2014 den Buchpreis der UNKNOWN Messe erhielt und welches im Oktober 2016 in der polnischen Übersetzung von Jerzy Paetzold erschien. 2015 veröffentlichte er mit seinem Buch "RANDNOTIZEN – Es ist nie, wie man denkt" vier gesellschaftskritische Essays. Schreibt und lebt in Reutlingen.

Martin Halotta

geboren 1978 in Katowice (Polen), kam 1982 als Spätaussiedler nach Deutschland und wuchs in Hochdahl auf. Studierte Sozialwissenschaft in Bochum und Chinesisch in Shanghai, wo er mehr als ein Jahr beheimatet war. Autor, Humorist, Büromensch. Diverse Veröffentlichungen in Literaturzeitschriften und Anthologien. Zudem aktiv im Bundesverband junger Autoren und Autorinnen (BVjA) und engagiert für Autorenrechte bei der Aktion Fairer Buchmarkt. Schreibt und lebt in Düsseldorf.

Thilo Schöne

Thilo Schöne verantwortet seit 2015 das neue Projekt „Die Praxis der Einwanderungsgesellschaft“ in der Friedrich-Ebert-Stiftung (FES). In diesem Arbeitszusammenhang und aufgrund tiefer Überzeugung für die Notwendigkeit solch eines gesamtgesellschaftlichen Projekts, gibt er das Buch „Zwischen Kommen und Bleiben“ für die FES mit heraus. Er studierte zunächst Politikwissenschaft und Geschichte in Dresden und Jerusalem und absolvierte anschließend einen internationalen Doppelmaster in Friedens- und Konfliktforschung an der University of Kent und der Philipps-Universität Marburg. Danach war er als Projektmanager des regionalen Sicherheitsprojekts der Friedrich-Ebert-Stiftung Westafrika in Nigeria tätig.

EINE ANTHOLOGIE MIT TEXTEN VON

Abdalmassih Christiano Alhayek • Aiman A. Mazyek
Amewu • Bernhard Hoëcker • Birgit Lang • Culcha Candela
Döğan Akhanlı • Eva Lutter • Florian Molzahn • Frauke Angel
Gábor Lengyel • Gesine Schwan • Gerhard Feige
Gino Leineweber • Giovanni Pollice • Hannah Newbery
Hannes Schammann • Imre Török • Jeannette Hagen
Johanna Böshans • Jürgen Rissland • Kefah Ali Deeb
Khaled Al Rifai • Klaus Marschall • Kübra Gümüşay
Lea Gronenberg • Marek Heindorff • Maren-Kathrin Diekmann
Markus Dröge • Martina Münch • Maya Hanano
Mehrdad Zaeri-Esfahani • Michael Witte • Miguel Vicente
Miriam Hapig • Nadia Kailouli • Neil Malik Abdullah
Olaf Kleist • Peter Frey • Petra Köpping • Raid Wahiba
Rasha Abbas • Semhar Ghide • Thom Held • Ute Teichert
Widmar Puhl • Wiebke Judith • Wolfgang Kaschuba

„Dieses Buch setzt der Willkommenskultur ein literarisches Denkmal“

Heiko Maas

Bundesminister der Justiz und für Verbraucherschutz

In welcher Gesellschaft leben wir gegenwärtig? Wie kann unsere Zukunft mit den zu uns Fliehenden ZWISCHEN KOMMEN UND BLEIBEN aussehen? Was bedarf es dazu auf den verschiedenen Seiten? Mit pauschalen Antworten auf diese richtungsweisenden Fragen ist es nur schwer möglich, einen gemeinsamen Weg zu formulieren und gesellschaftliche Teilhabe zu realisieren. Vielmehr braucht es dafür ein differenzierteres Bild unserer Gesellschaft und eine Vielfalt an Argumenten, um einen wahrhaftigen Diskurs zu ermöglichen. Die vorliegende Anthologie – ein gesellschaftlicher Querschnitt Deutschlands – liefert dazu erste Ansätze und lässt in unterschiedlichen Textbeiträgen unter anderem Geflüchtete selbst zu Wort kommen.

ISBN 978-3-95861-552-6